

AMIQUS – Unter Freunden

Ältere Migrantinnen und Migranten in der Stadt

Michael May
Monika Alisch

unter Mitarbeit von

Frank Dölker
Stefan Fröba
Mila Kovacevic
Nadia Laabdallaoui



Verlag Barbara Budrich

Beiträge zur Sozialraumforschung

herausgegeben von
Monika Alisch
Michael May

Band 8

Michael May
Monika Alisch

AMIQUS – Unter Freunden

Ältere Migrantinnen und Migranten in der Stadt

unter Mitarbeit von
Frank Dölker, Stefan Fröba, Mila Kovacevic und
Nadia Laabdallaoui

Verlag Barbara Budrich
Opladen, Berlin & Toronto 2013

Bibliografische Informationen der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen
Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Das diesem Bericht zugrundeliegende BMBF-Forschungsvorhaben wurde mit Mitteln
des Bundesministeriums für Bildung und Forschung unter dem Förderkennzeichen
17S13A09 gefördert. Die Verantwortung für den Inhalt dieser Veröffentlichung liegt
beim Autor.

© 2013 Dieses Werk ist bei der Verlag Barbara Budrich GmbH erschienen und steht
unter der Creative Commons Lizenz Attribution 4.0 International
(CC BY 4.0): <https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/>
Diese Lizenz erlaubt die Verbreitung, Speicherung, Vervielfältigung und Bearbeitung
unter Angabe der UrheberInnen, Rechte, Änderungen und verwendeten Lizenz.
www.budrich.de



Dieses Buch steht im Open-Access-Bereich der Verlagsseite zum kostenlosen
Download bereit (<https://doi.org/10.3224/86649535>).
Eine kostenpflichtige Druckversion (Print on Demand) kann über den Verlag bezogen
werden. Die Seitenzahlen in der Druck- und Onlineversion sind identisch.

ISBN	978-3-8474-0029-5 (Paperback)
eISBN	978-3-86649-535-7 (PDF)
eISBN	10.3224/86649535

Umschlaggestaltung: Walburga Fichtner, Köln
Typographisches Lektorat: Ulrike Weingärtner, Textakzente, Grünau

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	7
1. Initiierung und Stützung von Netzwerken der Selbstorganisation älterer Migrant(inn)en	11
1.1 Die Lebenssituation älterer Migrant(inn)en in Deutschland: Ein Überblick	11
1.2 Das Praxisforschungsprojekt „Ältere Migrant(inn)en im Quartier“ und der Aufbau des Buches	14
2. Selbsthilfe, Vergesellschaftungsformen und freiwilliges Engagement älterer Migrant(inn)en	17
2.1 Zur wissenschaftlichen Diskussion um den Engagementbegriff	17
2.2 Theoreme der Netzwerkforschung und ihre Rezeption in der bundesdeutschen Migrationssoziologie	21
2.3 Zum Begriff von (migrantischem) Sozialkapital	26
2.4 Zum Stand empirischer Forschung zu institutionalisierten Formen der Selbsthilfe und Selbstorganisation von Migrant(inn)en	32
2.5 Zum Stand empirischer Forschung zu informellen Formen der Selbsthilfe und Selbstorganisation von Migrant(inn)en	40
3. Alltag verstehen – Zugänge zu älteren Migrant(inn)en	47
3.1 Zur Anlage der Untersuchung	47
3.2 Die Fokusgruppen	49
3.3 Die Zukunftswerkstätten	53
3.4 Die repräsentative und aktivierende Befragung	57
3.5 Stadtteilversammlungen und Start der Projekte	61
4. Quartirräume: Sozialräumliche Strukturen der Untersuchungsgebiete	65
4.1 Wiesbaden-Biebrich	66
4.2 Das innere Westend in Wiesbaden	68
4.3 Der Münchner Norden	69
4.4 Das Aschenberg-Plateau in Fulda	71
4.5 Leben und Wohnen im Alter	73

5. Ergebnisse der Typenbildung	77
5.1 Komparatistik der Typenbildung aufgrund des Materials der Sozialraum/Netzwerk-Tagebücher, der Fokusgruppen und der Zukunftswerkstätten	77
5.2 Zur interferenzstatistischen Überprüfung der komparatistischen Typenbildung	87
5.3 Netzwerke älterer Migrant(inn)en	88
5.4 Raum- und Infrastrukturnutzung	92
5.5 Interessenlagen älterer Migrant(inn)en	94
5.6 Probleme älterer Migrant(inn)en	98
6. Partizipative Projektentwicklung: Die lokalen Projekte der Selbstorganisation	103
6.1 Aktiv und kompetent im Quartier	104
6.2 Mit Amicus gut informiert	107
6.3 Von Frauen für Frauen	111
6.4 Pflege von Kultur und Gemeinschaft	114
7. Critical Incidents: Kritische Momente der Projektentwicklung ...	117
7.1 Erhebung von Critical Incidents	117
7.2 Rekonstruktion der Critical Incidents in der Auswertung	122
7.3 Critical Incidents im Binnenverhältnis der AMIQUUS Fokus- und Projektgruppen	123
7.4 Critical Incidents im Verhältnis zur Moderation	128
7.5 Critical Incidents im Verhältnis zu den Institutionen	132
7.6 Diskussion der Critical Incidents und Konsequenzen für die Praxis und Ausbildung in der Sozialen Arbeit	134
8. Zur Einordnung des AMIQUUS-Projektes und seiner Ergebnisse in die aktuelle wissenschaftliche Diskussion	141
Literatur	147
Anhang: Fragebogen der repräsentativen, aktivierenden Befragung am Beispiel Wiesbaden-Biebrich	161

Vorwort

Der demografische Wandel ist ein Schwerpunkt der Forschungsförderung durch das BMBF. Um die Forschung an Fachhochschulen „für die alternde Gesellschaft“ mit diesem Schwerpunkt zu verknüpfen, wurde die Förderprogrammlinie „Soziale Innovationen für Lebensqualität im Alter“, kurz SILQUA-FH im Jahr 2008 ins Leben gerufen. Die demografische Entwicklung in Deutschland ist jedoch nicht nur von Fragen der Überalterung oder eines wachsenden Pflegebedarfs geprägt. Unsere Gesellschaft ist nämlich nicht nur „weniger“ und „älter“, sondern längst auch „bunter“ als Beschreibung der Folge von Zuwanderungen geworden, und diese plakativ zusammengefassten Entwicklungen können längst nicht mehr unabhängig voneinander verhandelt werden. Insofern haben wir die Herausforderung der Pilot-Förderrunde der SILQUA Forschung angenommen und dabei den Blick auf die bisher nur wenig beachteten älter gewordenen Migrant(inn)en in deutschen Städten gerichtet. Ihre Teilhabechancen an der Gestaltung eines aus ihrer Sicht adäquaten Lebens im Alter haben wir ins Zentrum „sozialer Innovationen für Lebensqualität im Alter“ gerückt.

Das so entstandene Praxisforschungsprojekt „AMIQUS: Ältere Migrant(inn)en im Quartier – Stützung und Initiierung von Netzwerken der Selbstorganisation und Selbsthilfe“ wird mit diesem 8. Band der „Beiträge zur Sozialraumforschung“ dokumentiert.

Die Fördervoraussetzungen, nämlich nicht nur praxisorientiert und interdisziplinär zu forschen, sondern dabei auch mit Partner(inne)n aus der Praxis der Sozialen Arbeit zusammenzuarbeiten, traf in besonderer Weise unsere auch bisher bevorzugten Forschungszugänge und Arbeitsweisen einer partizipativen und auf die Veränderung von Praxis zielenden Sozialraumforschung. Von daher war uns bewusst, wie wichtig es ist, verlässliche und an einer verbesserten Qualität der eigenen Arbeit interessierte Praxispartner(innen) für die kooperative Forschung zu gewinnen.

Auch wenn sich alle offiziellen Praxispartner(innen) an unseren drei Forschungsstandorten Wiesbaden, Fulda und München durch eine Interessenbekundung schon zu Projektbeginn bereit erklärt hatten, AMIQUS partnerschaftlich zu unterstützen, ist es nicht selbstverständlich, mit welchem Engagement einzelne Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Einrichtungen unseren Forschungsprozess über die drei Jahre der Förderung und zum Teil darüber hinaus unterstützt haben.

Für dieses Engagement möchten wir uns bedanken bei der hessischen Landeshauptstadt Wiesbaden mit dem Amt für Zuwanderung und Integration, dem Amt für Soziale Arbeit sowie dem Amt für Strategische Steuerung, Stadtforschung und Statistik, die nicht nur bei der Umsetzung einzelner Pro-

jekte vor Ort, sondern Letzteres insbesondere auch bei der Auswertung unserer standardisierten Befragung wesentlich beteiligt waren.

Hauptaufgabe der Praxispartner aus der Gemeinwesenarbeit war in der ersten Projektphase, bei der Zusammenstellung der Fokusgruppen älterer Migrant(inn)en zu unterstützen und gemeinsam mit unseren wissenschaftlichen Mitarbeiter(inn)en die Fokusgruppen und die Zukunftswerkstätten zu moderieren und später die Projektideen der älteren Migrant(inn)en zu begleiten sowie notwendige Ressourcen zu erschließen.

Wir bedanken uns deshalb besonders bei dem Caritas Verband Wiesbaden, Rheingau-Taunus e.V., dem Quartiermanagement Biebrich-Süd/Ost, KUBIS – Verein für Kultur, Bildung und Sozialmanagement e.V. in Wiesbaden, der Arbeiterwohlfahrt, Kreisverband Fulda-Stadt-Land e.V. sowie der Diakonie Hasenberg e.V. in München für die Unterstützung, die Einblicke in die Chancen und Restriktionen in der Gemeinwesenarbeit sowie den zahlreichen kritischen Diskussionen über Vorstellungen von Partizipation oder Professionalität.

In dem Wechselverhältnis von wissenschaftlichem Erkenntnisinteresse und dem Anspruch, die Praxis sozialer Arbeit mit älteren Migrant(inn)en zu profilieren und zu qualifizieren, war es sehr wichtig, auch die wissenschaftlichen Mitarbeiter(inn)en so auszuwählen, dass sie eigene Praxiserfahrungen mitbringen und die gewisse Doppelrolle als Wissenschaftler(in) auf der einen und als Sozialarbeiter(in) auf der anderen Seite durchgehend auszubalancieren. Dieser Herausforderung haben sich Mila Kovacevic und Nadia Laabdallaoui im Wiesbadener Stadtteil Biebrich erfolgreich gestellt. Beide haben vor dem Projekt durch ihre Arbeit im Wiesbadener internationalen Frauen- und Mädchen-Begegnungs- und Beratungs-Zentrum (WiF e.V.) Kontakte zu Frauen aus unterschiedlichsten Herkunftsländern knüpfen können. Benjamin Bulgay konnte durch seine Netzwerke im inneren Westend in Wiesbaden wertvolle Zugänge zur Zielgruppe eröffnen und Holger Adam hat seine sozialpädagogischen Erfahrungen besonders in der schwierigen Phase der Projektentwicklung und -stabilisierung eingebracht.

Frank Dölker hat seine langjährige Erfahrung aus der aufsuchenden Jugendarbeit mit interessanten Erkenntnissen in die Arbeit mit den älteren Migrant(inn)en auf dem Aschenbergplateau in Fulda übertragen. Stefan Fröba hat mit AMIQUUS unmittelbar an seine Masterarbeit zur Situation älterer männlicher Migrant(inn)en im Münchner Norden anknüpfen können und als jetziger Bereichsleiter innerhalb der Diakonie Hasenberg wesentliche Verknüpfungen zur Praxis herstellen können. Unseren Mitarbeiter(inn)en danken wir nicht nur für ihren Einsatz in den Quartieren und mit den Fokus- und Projektgruppen, sondern auch für die Mitarbeit an diesem Buch, gerade in jenen Teilen, die nur durch ihre tiefen Einblicke in die Praxis ihrer AMIQUUS-Arbeit formuliert werden konnten.

Eine große Unterstützung in der Beziehungsarbeit mit den Projektgruppen und vor allem während der Feldphase der Befragung waren auch zahlreiche Studierende der sozialen Arbeit der Hochschule Fulda. Auch ihnen danken wir für das Engagement, das weit mehr als nur eine Prüfungsleistung war. Gleiches gilt für die Evaluation der Wiesbadener Projekterfahrungen durch Studierende des Masterstudienganges Soziale Arbeit mit dem Schwerpunkt Sozialraumentwicklung/Sozialraumorganisation (maps) der Hochschulen RheinMain und Fulda.

Wir werden in diesem Buch nicht nur die Ausgangslage, Methoden und die Ergebnisse unseres Praxisforschungsprojektes AMIQUUS vorstellen, sondern auch immer wieder zeigen, was es bedeutet, die Zielgruppe der Forschung im Sinne einer praktisch einhakenden Sozialforschung von Beginn an als Subjekte dieser Forschung zu adressieren. Tatsächlich sind im Verlauf der drei Jahre der AMIQUUS-Forschung zahlreiche enge Kontakte nicht nur zwischen den beteiligten älteren Migrant(inn)en in den vier Quartieren entstanden (nicht zufällig bedeutet das Wort AMIQUUS – wenn auch etwas anders geschrieben – „Freund“ im Lateinischen), sondern auch zu uns als Forschungsteam. Unser besonderer Dank dafür, dass wir unsere Forschungs idee überhaupt so erfolgreich umsetzen konnten, gilt von daher in ganz besonderem Maße allen Mitgliedern der vier Fokusgruppen in Wiesbaden Westend und Biebrich, am Fuldaer Aschenberg und im Hasenberg in München.

Ihren Einsatz, sich über mehrere Jahre immer wieder zu treffen, sich mit uns und unserem Anliegen auseinanderzusetzen, sich der neuen Aufgabe, eigene Interessen in Projekte zu gießen und auch bei Rückschlägen in der Projektentwicklung weiter miteinander zu arbeiten, sehen wir als wesentlichen Grund dafür, dass AMIQUUS in diesem Jahr Preisträger des hessischen Integrationspreises geworden ist. Damit werden sich zumindest die (hessischen) Projekte neue Ressourcen erschließen können.

Michael May und Monika Alisch

Wiesbaden und Fulda im November 2012

1. Initiierung und Stützung von Netzwerken der Selbstorganisation älterer Migrant(inn)en

1.1 Die Lebenssituation älterer Migrant(inn)en in Deutschland: Ein Überblick

Als ab 1955 Arbeitskräfte aus den südeuropäischen Ländern durch die Wirtschaft der Bundesrepublik angeworben wurden, gingen alle Beteiligten von einer vorübergehenden beruflichen Tätigkeit und einer Rotation als Remigration aus. Heute, 40 Jahre nach dem Anwerbestopp (1973), erreichen immer mehr Angehörige der ersten Generation das Rentenalter und beabsichtigen, gemeinsam mit ihren Familien auch ihren Lebensabend in Deutschland zu verbringen. Infolge der demografischen Entwicklung, wonach auf der Basis einer mittleren Variante der Modellrechnungen die Zahl der 60-jährigen und älteren Menschen mit Migrationshintergrund sich gegenüber 1999 bis zum Jahr 2030 auf 2,5 Millionen fast verfünffachen soll (vgl. Adolph 2001), wird die Frage nach der Stellung dieser Bevölkerungsgruppe in der Gesellschaft immer drängender.

Bezogen auf das Altwerden von Migrant(inn)en stellten noch sowohl der 6. Familienbericht (2000) als auch der 3. Altenbericht (2001) des BMFSFJ fest, dass es kaum ausreichend wissenschaftlich fundierte und vergleichende Erkenntnisse gibt, an denen sich die Praxis orientieren kann. Allerdings wurden seit den 1990er Jahren – meist in enger Zusammenarbeit mit Wohlfahrtsverbänden und zum Teil durch (bundes-)politische Institutionen in Auftrag gegeben – vorrangig praxisbezogene Fragestellungen zu zentralen Lebensbereichen älterer Ausländer(inn)en wissenschaftlich bearbeitet (vgl. die Überblicke bei Zoll 1997 oder Söhn 2000). Diese Studien setzten zwar zum Teil unterschiedliche Schwerpunkte, orientieren sich jedoch überwiegend an den neuen Anforderungen an die Sozialpolitik und Sozialen Dienste, sodass sie sich zumeist in entsprechenden Deskriptionen erschöpfen.

Zudem stellt sich bei vielen dieser Untersuchungen das Problem, dass sie „in starker Abhängigkeit von politischen Förderperspektiven“ (Mecheril 2007: 24) vor allem im Rahmen der Auftragsforschung „mit dem Problemfeld die jeweils ‚gültige‘ Problemdefinition“ (Buko/Heimel 2003: 19) übernommen haben. So ist im Kontext der bundesrepublikanischen Migrationsforschung – wie Wolf-Dietrich Bukow und Isabel Heimel konstatieren – „Migration [...] von Beginn nur als Problem und zwar als Integrationsproblem wahrgenommen“ (2003: 19) worden. Paul Mecheril kommt vor diesem Hintergrund zu dem Urteil, dass es sich bei der „Migrationsforschung in Deutschland [...], was die Fragestellungen, die Begrifflichkeiten und Metho-

den angeht“ (Mecheril 2007: 24), um „eine politisierte Forschung“ (ebd.) handelt.

Allerdings sind in den letzten Jahren durchaus Ansätze einer verstärkten Selbstreflexion der „Ausländerforschung“ (vgl. Treibel 1988), vor allem im Hinblick auf ihren Beitrag zu einer „Ethnisierung“ (vgl. Bukow 1996: 138 ff.), als „Zuschreibung bestimmter Eigenschaften zu bestimmten Bevölkerungsgruppen und die Reduktion des Menschen auf diese Eigenschaften“ (Badawia/Hamburger/Hummrich 2003: 8; vgl. Auernheimer 1998; Mecheril 2007) zu verzeichnen. Von besonderer Bedeutung für diesen „Paradigmenwechsel“ (Bukow/Heimel 2003: 26) in der Migrations- bzw. Integrationsforschung waren (sozial-)konstruktivistische und „interpretativ geprägte“ Ansätze als „Antithese gegenüber dem überkommenen normativ geprägten Defizitansatz, nach dem Differenz nur als Defizit, ja als Devianz und Integration nur als prolongierte Assimilation denkbar ist“ (ebd.).

Da es auch auf sozialstatistischer Ebene bis auf die Ausländerstichprobe des Sozioökonomischen Panel (SOEP), die immerhin repräsentative Aussagen über bestimmte Nationalitäten für das gesamte Bundesgebiet zuließ, keine für ganz Deutschland repräsentativen Daten zu älteren Ausländer(inn)en gab, wurde im Jahr 2002 zeitgleich mit der Panel- und der Replikationsstichprobe der zweiten Welle des Alterssurveys ebenfalls eine sog. Ausländerstichprobe gezogen, welche die 40 bis 85-jährigen Nicht-Deutschen in Deutschland berücksichtigte. Allerdings erlaubte diese „praktisch nur Aussagen über die in den alten Bundesländern lebenden Ausländerinnen und Ausländer“ (Krumme/Hoff 2004: 463) und ließ „die älteste Altersgruppe der 70 bis 85-jährigen Personen deutlich unterbesetzt“ (ebd.).

Die Daten der Ausländerstichprobe des Alterssurveys bestätigten die bisherigen Kenntnisse zur materiellen Lage älterer Ausländer(inn)en. Demnach verfügen diese im Durchschnitt über niedrigere Einkommen als gleichaltrige Deutsche und sind häufiger von Armut betroffen als diese. „Sie besitzen seltener Wohneigentum und teilen sich ihre durchschnittlich kleineren und weniger gut ausgestatteten Wohnungen mit mehr Personen. Diese Schlechterstellung in den objektiven Lebensbedingungen im Vergleich zu den Deutschen findet ihren Ausdruck in einem insgesamt niedrigeren subjektiven Wohlbefinden. Anders als bei den Deutschen, bei denen sich die Situation hochaltriger, zumeist verwitweter und demzufolge alleinlebender Frauen als besonders problematisch darstellt, gibt es bei Ausländerinnen und Ausländern in der zweiten Lebenshälfte keinen vergleichbaren Geschlechtseffekt“ (ebd.: 491).

Beklagt der Alterssurvey, dass die Heterogenität der älteren ausländischen Bevölkerungsgruppe in Deutschland – allein schon was die Vielzahl von Nationalitäten angeht – „die Datenanalyse und die Aussagekraft der Analyseergebnisse [erschwert], da jeweils nur geringe Fallzahlen zur Verfügung stehen“ (Krumme/Hoff 2004: 492), so gilt dies auch für den Exper-

tisenband „Lebenssituation und Gesundheit älterer Migranten in Deutschland“ des 5. Altenberichts der Bundesregierung (DZA 2006). Dieser beschäftigt sich in drei Beiträgen mit den materiellen und sozialen Lebensbedingungen älterer Migrant(inn)en sowie ausführlich mit deren gesundheitlicher Lage. Ferner wird die ältere ausländische Bevölkerung im Hinblick auf ihre aktuelle Bedeutung für den Arbeitsmarkt, das Wirtschaftswachstum und die sozialen Sicherungssysteme analysiert einschließlich der Inanspruchnahme der altersspezifischen öffentlichen Infrastruktur.

Als nahezu durchgehendes Problem der Expertisen erweist sich, dass sie sich zumeist auf Daten zu Ausländern beziehen, die ja nur einen Teil der Bevölkerungsgruppe mit Migrationshintergrund ausmacht. Zudem sind bei den Daten zu ausländischen Senior(inn)en, vor allem bei Fragestellungen, die sowohl Geschlecht als auch Nationalitätenzugehörigkeit berücksichtigen sollen, die Fallzahlgrenzen schnell erreicht. Werden z.B. – wie beim SOEP – Ausländer(inn)en aus den Anwerbestaaten und EU-Angehörige mit Drittstaaten zusammengefasst, da für die Analyse einzelner Gruppen die Fallzahlen nicht ausreichen, geraten erhebliche Unterschiede zwischen diesen Gruppen, die auf ihren Status zurückgehen, sowohl in der Beschreibung als auch der Interpretation außer Blick. Auch lassen die Daten des Mikrozensus zwar eine Aufschlüsselung der Nationalität Älterer aus der Türkei, Italien, Griechenland und dem ehemaligen Jugoslawien zu, nicht aber nach Geschlecht. Gleiches gilt für die Auswertung der Statistiken nach Staatsangehörigkeiten bei den Daten des Ausländerzentralregisters, die nur für die größeren Nationalitäten und auch dann häufig nicht nach Geschlecht möglich ist. Durch diese in den Expertisen selbst bemängelte unbefriedigende Datenbasis ist der analytische Ertrag begrenzt.

Auf der Basis von Ergebnissen des Mikrozensus 2005, bei dem erstmals auch Angaben zu Zuwanderung, Staatsangehörigkeit und Einbürgerung erhoben wurden, arbeitet ein Bericht des Statistischen Bundesamtes (2007) „Bevölkerung und Erwerbstätigkeit: Bevölkerung mit Migrationshintergrund“ Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen den Personen mit und ohne Migrationshintergrund, sowie zwischen den einzelnen Teilgruppen der Bevölkerung mit Migrationshintergrund heraus. Darin finden sich neben Daten zu einer ganzen Reihe von Themen, wie Geschlecht und Familienstand sowie Haushalts- und Familienstruktur, über Bildungsbeteiligung und Bildungsabschlüsse, bis hin zur Beteiligung am Erwerbs- und Arbeitsleben, auch detaillierte Informationen zur Lebenslage alter Migrant(inn)en.

All die angesprochen Studien kommen einhellig zu dem Ergebnis, dass die „Lebensumstände“ ältere „Menschen ausländischer Herkunft aufgrund ihrer Migrationsbiografie und der diskriminierenden Lebensumstände in der Ankunftsgesellschaft [...] von geringerer Lebensqualität gekennzeichnet sind“ (Krumme/Hoff 2004: 459; vgl. auch Özcan/Seifert 2006: 39; ISG/WZB 2009: 164 ff.). Nach im Zusammenhang mit der Erprobung des Indikatoren-

sets zum bundesweiten Integrationsmonitoring (vgl. ISG/WZB 2009) durchgeführten Regressionsanalysen auf der Basis von Daten des Mikrozensus von 2005, 2006 und 2007 unterliegt die Altersgruppe der über 60-jährigen aus der ersten Zuwanderergeneration bei „Kontrolle der sozialstrukturellen Merkmale von Alter, Bildung, Erwerbsstatus und Haushaltstyp“ (ebd.: 166) darüber hinaus sogar im Vergleich zu Angehörigen der zweiten Generation ohne eigene Migrationserfahrung einem „signifikant höhere[m] Risiko, von Einkommensarmut betroffen zu sein“ (ebd.) – Frauen noch stärker als Männer (ebd.: 164).

1.2 Das Praxisforschungsprojekt „Ältere Migrant(inn)en im Quartier“ und der Aufbau des Buches

Dass ältere Menschen mit Migrationshintergrund auch einen „geringeren Vergesellschaftungsgrad“ (Krumme/Hoff 2004: 459) aufweisen und ihre „Chancen [...], sich freiwillig zu engagieren“ (ISG/WZB 2009: 168) ebenso wie ganz allgemein ihre „Chance auf gesellschaftliche Beteiligung“ (ebd. 169) „deutlich unter denen [...] ohne Migrationshintergrund“ (ebd.: 168) liegt, war denn auch ganz wesentlich Ausgangspunkt für das vom Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF) für drei Jahre in der Forschungslinie SILQUA-FH geförderten Praxisforschungsprojekt „Ältere Migrant(inn)en im Quartier – Stützung und Initiierung von Netzwerken der Selbstorganisation und Selbsthilfe (www.AMIQUS.de)“. Deshalb soll dieser Forschungsstand zum freiwilligen Engagement, sowie zu Selbsthilfe und Vergesellschaftungsformen älterer Migrant(inn)en im folgenden 2. Kapitel zunächst kritisch aufgearbeitet werden, auch um in einer Auseinandersetzung mit den theoretischen Begriffen an denen sich diese Forschungen orientieren, unser Erkenntnisinteresse, die Forschungsfragen und den Forschungsansatz von AMIQUUS zu verdeutlichen.

Das anschließende 3. Kapitel „Alltag verstehen – Methodische Zugänge zu älteren Migrant(inn)en“ schildert den von uns gewählten Feldzugang sowie das Vorgehen unseres einem Ansatz „praktisch einhakender Sozialforschung“ (vgl. May 2008) verpflichteten Projektes. So wurden in der ersten Projektphase (2009 bis 2010) in vier von uns ausgewählten, höchst verschiedenen Untersuchungsquartieren mit hohem migrantischen Bevölkerungsanteil, die in etwa die unterschiedliche Wohnsituation dieser Bevölkerungsgruppe in der Bundesrepublik abbilden, jeweils Fokusgruppen von 20 älteren Migrant(inn)en ab 60 Jahren gebildet. In diesen Gruppen sollte die Zielgruppe älterer Zugewanderter jeweils quartiersbezogen nach Ethnien, Religionen, Lebenslagen und Lebensweisen repräsentiert sein. Im Vordergrund der Arbeit in den Fokusgruppen (Abschn. 3.1) stand zunächst die Erhebung der alltäglichen

chen Formen der Selbstorganisation und Selbsthilfe sowie die Raumanweisung ihrer Mitglieder über qualitative Verfahren wie regelmäßige tagebuchähnliche Berichte zur Alltagsorganisation (Sozialraum/Netzwerk-Tagebücher) über einen Zeitraum von zwei Monaten, Gruppendiskussionen, Nadelung für ihr Erleben und Handeln bedeutsamer Orte auf einem Stadtplan und anschließender Ortsbegehungen.

Im Anschluss an die Gruppenarbeitsphase wurden mit den Fokusgruppen jeweils Zukunftswerkstätten durchgeführt (Abschn. 3.2). Themen waren nicht nur die Probleme und Barrieren (= *Kritikphase*) sowie Visionen (= *Utopiephase*) einer angemessenen Lebensführung dieser Bevölkerungsgruppe(n). Vielmehr entstanden daraus konkrete Projektideen für die jeweiligen Stadtteile (= *Konkretisierungs-* bzw. *Verwirklichungsphase*). Um die Engagementbereitschaft der älteren Migrant(inn)en sowohl konkret bezogen auf diese Projektvorschläge, als auch in allgemeiner Weise zu erkunden, aber auch um unsere auf qualitative Weise gewonnen Befunde der ersten Projektphase über eine standardisierte, repräsentative Erhebung zu überprüfen, haben wir in allen vier Quartieren im zweiten Untersuchungsjahr aktivierende Befragungen durchgeführt (Abschn. 3.3). Die Ergebnisse wurden zum Ende dieser Untersuchungsphase in „Stadtteilversammlungen“ oder „Senior(inn)enkonferenzen“ an die Zielgruppe rückgekoppelt. Zugleich wurden diese Versammlungen für eine Aktivierung für die in den Zukunftswerkstätten entwickelten Projekte genutzt. Diese Projektideen wurden schließlich im dritten und letzten Förderjahr mit den Praxispartnern vor Ort und handlungsforscherisch durch AMIQUUS begleitet, soweit möglich umgesetzt (Abschn. 3.4).

Da eine der grundlegenden Annahmen des AMIQUUS-Projektes war, dass die Chancen auf gesellschaftliche Teilhabe von älteren Migrant(inn)en ganz zentral von den Quartiersstrukturen abhängen, in denen sie leben, sollen im 4. Kapitel „Quartierräume: Sozialräumliche Strukturen der Untersuchungsorte“ zunächst die jeweilige sozialräumliche Struktur unserer Untersuchungsorte Wiesbaden Biebrich und Westend, Münchner Norden und Fuldaer Aschenberg dargestellt sowie die Lebensumstände der dort von uns befragten älteren Migrant(inn)en beschrieben werden. Das 5. Kapitel fasst dann wesentliche wissenschaftliche Ergebnisse unseres Projektes zusammen.

So haben wir aus den qualitativen Daten der ersten Untersuchungsphase in Form der annähernd 80 Sozialraum/Netzwerk-Tagebücher sowie des Materials der Nadelungen für das Erleben und Handeln der Mitglieder der Fokusgruppen bedeutsamen Orte sowie ihrer anschließenden Begehung Typologien der Netzwerke sowie Raum- und Infrastrukturnutzung rekonstruiert. In gleicher komparatistischer Weise haben wir auch die Ergebnisse der Zukunftswerkstätten im Hinblick auf Typologien von Problemen und Interessen älterer Migrant(inn)en ausgewertet. Unser Vorgehen und die Ergebnisse dieser Typenbildungen werden in Kapitel 5.1 zur Diskussion gestellt. Diese

Typologien haben wir auf der Basis der Daten unserer aktivierenden Befragung (N=801) interferenzstatistisch mit Hilfe von Faktorenanalysen überprüft (Abschn. 5.2). Zudem sollten durch die ja repräsentativ angelegte Befragung auch solide Informationen über die soziodemographische und soziostrukturelle Verteilung der entsprechenden Orientierungen in den Untersuchungsquartieren gewonnen werden. Die folgenden Abschnitte des Kapitels 5 fassen die Ergebnisse zu Netzwerken (Abschn. 5.3), Raum- und Infrastrukturnutzung (Abschn. 5.4), Interessenlagen (Abschn. 5.5) und Problemen älterer Migrant(inn)en (Abschn. 5.6) zusammen.

Anschließend wird im Kapitel 6 der Prozess der „Partizipativen Projektentwicklung: Die Projekte der Selbstorganisation“ skizziert, die in der Phase nach den Zukunftswerkstätten sowie den Stadtteilversammlungen, entstanden sind. Hierbei werden die Projekte quer zu den Untersuchungsquartieren und orientiert an den zuvor herausgearbeiteten Typen von Interessenlagen vorgestellt. Projekte, die auf dem Einsatz fachlicher Kompetenzen basieren und auf sinnvolle Aktivitäten für das Quartier zielen, werden in Abschn. 6.1 in ihrem Entstehungsprozess beschrieben. Davon haben wir Projekte unterschieden, die auf einen Zuwachs an Kenntnissen und Informationen für eine bessere Lebensqualität zielen (Abschn. 6.2), solche, die vor allem Initiativen zur Schaffung von Frauenöffentlichkeit markieren (Abschn. 6.3) und Projekte in Form kulturschaffender Initiativen (Abschn. 6.4).

Form und Ergebnisse der wissenschaftlichen Begleitung dieser Projekte schildert das Kapitel 7. In Abschnitt 7.1 geht es zunächst um den Ansatz von AMIQUUS, „Critical Incidents“ im Binnenverhältnis der „Communities of practice“ und in ihrem Verhältnis zu den gesellschaftlichen Institutionen systematisch zu erheben – gerade auch im Hinblick darauf, wie diese in den Projekten zu bewältigen versucht wurden. Durch die Analyse solcher kritischen Momente (Abschn. 7.2) sollten so auch verallgemeinerbare Erkenntnisse über Chancen und Blockierungen einer Kompetenzentwicklung in, durch und für ein zivilgesellschaftliches Engagement der älteren Migrant(inn)en gewonnen werden. Entsprechend werden in den folgenden Teilkapiteln die Erkenntnisse zu den Critical Incidents im Binnenverhältnis der AMIQUUS Fokus- und Projektgruppen (Abschn. 7.3), sowie im Verhältnis sowohl zur professionellen Moderation dieser Gruppen (Abschn. 7.4) als auch zu institutionellen Strukturen (Abschn. 7.5) detailliert aufgearbeitet. Die Diskussion, die wir zum Ende unseres Praxisforschungsprojektes gemeinsam mit den Mitgliedern des Fachausschusses „Interkulturelle Soziale Arbeit“ des Fachbereichstages Soziale Arbeit im Rahmen der dritten überregionalen AMIQUUS Arbeitstagung zu unseren Erkenntnissen bezüglich der Critical Incidents geführt haben, wird in Abschnitt 7.6 zusammengefasst.

Im abschließenden Kapitel 8 haben wir das AMIQUUS-Projekt und seine Ergebnisse in die aktuelle wissenschaftliche Diskussion eingeordnet und zu anderen neuen Untersuchungen im Kontext in Beziehung gesetzt.

2. Selbsthilfe, Vergesellschaftungsformen und freiwilliges Engagement älterer Migrant(inn)en

2.1 Zur wissenschaftlichen Diskussion um den Engagementbegriff

Die Diskussion um den Engagement-Begriff bewegt sich „im deutschsprachigen Raum [...] entlang zweier Begriffe, nämlich *ehrenamtliche Tätigkeit* und *Freiwilligenarbeit*, wobei in der wissenschaftlichen Diskussion abgeklärt auch vom ‚alten‘ und ‚neuen‘ Ehrenamt gesprochen wird“ (Kolland 2002: 79). Dazwischen haben sich mittlerweile noch als weitere Begriffe die des bürgerschaftlichen sowie zivilgesellschaftlichen Engagements etabliert.

„Das (alte) *Ehrenamt* lässt sich bezeichnen als öffentlich, unentgeltlich ausgeübtes Amt in Verbänden oder Selbstverwaltungskörperschaften“ (ebd.). Im engeren Sinne ist es „eine Position, für die man ernannt oder in die man gewählt wird. Klassische Ehren-Ämter sind die der ehrenamtlichen Stadträtin, des Schöffen am Gericht oder der Ausländerbeirätin“ (Huth 2007: 16). Ebenso zählen auch entsprechende Funktionen in „Sport- und Kulturvereinen, in den Kirchen, in politischen und gewerkschaftlichen bzw. in Wohlfahrtsorganisationen (z.B. Rotes Kreuz)“ (Kolland 2002: 80) zum ‚alten‘ Ehrenamt. An sich wird diese Arbeitsleistung, „deren Ergebnis Konsumenten/innen außerhalb des eigenen Haushalts zufließt“ (ebd.: 79), monetär nicht abgolten. Da jedoch „die Tätigkeiten des (alten) Ehrenamts erwerbsähnlichen Charakter haben, ist es weit verbreitet, dass Aufwandsentschädigungen bezahlt werden und auch bestimmte Versicherungsleistungen angeboten werden (z.B. Unfallversicherung bei der Rettung)“ (ebd.).

Über dieses ‚alte‘ Ehrenamt hinaus umfasst der Begriff des *zivilgesellschaftlichen Engagements* auch nicht erwerbstätige, freiwillige, gemeinwesenbezogene Aktivitäten jenseits formalisierter Organisationen im Rahmen von Nachbarschafts- und Selbsthilfe oder in informellen Bezügen – wie Projekten, Netzwerken und Initiativen –, „die zu einem großen Teil gemeinschaftlich und in der Öffentlichkeit stattfinden“ (Hacket/Mutz 2002: 14). Unter Selbsthilfe wird dabei zunächst die gemeinsame autonome Einflussnahme auf Lebensbedingungen verstanden, wobei sich soziale Selbsthilfe an einen größeren Kreis von Betroffenen richtet, die Zielgruppe also über die Mitglieder hinausgeht.

Ist der Begriff des zivilgesellschaftlichen Engagements in dieser Hinsicht vergleichsweise offen, wird der Begriff des *bürgerschaftlichen Engagements* zum Teil weitaus enger gefasst im Hinblick auf Aktivitäten, „die dem Leitbild der Bürgergesellschaft entsprechen“ (Hacket/Mutz 2002: 14). Dieses

Verständnis basiert auf der Grundannahme, dass Bürger(innen) – auf der Basis gesicherter Grundrechte und im Rahmen einer politisch verfassten Demokratie – durch ihr Engagement und die Nutzung von Beteiligungsmöglichkeiten das Gemeinwesen wesentlich mitgestalten können (vgl. Enquete-Kommission 2002: 57ff.).

Bürgergesellschaft wird in dieser Weise in vielen Konzeptionen als „Ort von Freiheit und Demokratie im Gegensatz zum Staat als Gewalt und Zwangsapparat“ (Caglar 2004: 339) gedacht. Beispiele hierfür sind die bundesdeutsche Rezeption der Kommunitarismusdebatte (vgl. Wendt 1993) oder „U. Becks aktive Bürgergesellschaft der zweiten Moderne und Th. Olks wohlfahrtspluralistische Modell der Wohlfahrtsgesellschaft“ (ebd.: 332). Demgegenüber bezeichnet „der komplexe Begriff der Zivilgesellschaft“ (ebd. 339), wie er bspw. in der Tradition von Gramsci (1994) zur Analyse jenes empirischen Phänomens, das sich „in Vereinen, politischen Assoziationen, Laienorganisationen, sozialen Bewegungen, Netzwerken, Selbsthilfepotentialen, Nachbarschaftskontakten, im Dritten Sektor usw. vergegenständlicht [...] nichts zukünftiges, sondern ist konstitutiv für den Bestand des Staates“ (Caglar 2004: 339). Dieser Begriff geht somit „über eine bloße Dichotomisierung von Staat versus Zivilgesellschaft bzw. Bürgergesellschaft hinaus und interessiert sich für das widersprüchliche Verhältnis der Trennung und Verbindung zwischen den Sphären ‚Zivilgesellschaft‘ und ‚Staat‘ in ihrer jeweiligen Verschränkung mit der Ökonomie“ (ebd.; zu den unterschiedlichen Begriffstraditionen von Bürger- und Zivilgesellschaft vgl. Kessler 2011).

Der Unterschied zwischen einem solchen eher analytischem Begriff von „Zivilgesellschaft“ und einem normativ gefüllten von „Bürgergesellschaft“ zeigt sich dann auch sehr deutlich im Hinblick auf die begriffliche Einordnung von Ansätzen der Selbsthilfe und Selbstorganisation von Migrant(inn)en. So wird vorgeschlagen, ein solches „Engagement, das auf die eigene ethnische Gemeinschaft bezogen ist“ (Huth 2007: 17), nur dann als „bürgerschaftlich“ zu bezeichnen, „wenn es der Erschließung und Förderung von Teiligungs- und Mitgestaltungsmöglichkeiten dient“ (ebd.) und neben dem „Verantwortungsgefühl gegenüber der eigenen ethnischen Gemeinschaft [...] zugleich auf einen größeren sozialen Zusammenhang und damit auch auf das Gemeinwesen bezogen [ist]. Aktivitäten, die jedoch auf eine Abschottung gegenüber der deutschen Gesellschaft zielen“ (Huth 2007: 17f.) sollten diesem Begriffsverständnis zufolge, auch wenn sie freiwillig ausgeübt werden, nicht als bürgerschaftlich bezeichnet werden.

Die Frage stellt sich dann jedoch sogleich, an was dieser Unterschied empirisch festgemacht werden kann? Geht es um die Intentionen der engagierten Migrant(inn)en oder den davon ja gar nicht allein abhängigen Effekten ihrer praktizierten Ansätze zur „Erschließung und Förderung von Teiligungs- und Mitgestaltungsmöglichkeiten“ (ebd.) im Hinblick „auf einen größeren sozialen Zusammenhang und damit auch auf das Gemeinwesen“

(ebd.)? Schließlich stellt sich nicht allein demokratietheoretisch die Frage, wie sich denn ein solches Gemeinwesen konstituiert, bzw. wer von welcher gesellschaftlichen Position aus sich legitimiert sieht, dieses zu definieren? So trifft die Grundannahme der Enquete-Kommission (vgl. 2002: 57ff.), dass Bürger(innen) – auf der Basis gesicherter Grundrechte und im Rahmen einer politisch verfassten Demokratie – durch ihr Engagement und die Nutzung von Beteiligungsmöglichkeiten das Gemeinwesen wesentlich mitgestalten können, schon für diejenigen Migrant(inn)en nicht wirklich zu, die von außerhalb der EU in die Bundesrepublik eingewandert sind (fehlendes Kommunalwahlrecht). Erst recht gilt dies aber für diejenigen, deren Aufenthaltsstatus nicht geklärt ist, die sich um Asyl bewerben oder denen dies bereits gewährt wurde und denen dadurch elementare bürgerliche Rechte aberkannt werden.

Vor diesem Hintergrund haben wir in AMIQUUS darauf verzichtet, uns auf solche aus unserer Perspektive eher ideologieverdächtigen Begriffe und Konzepte, wie den von Huth zitierten von „bürgerschaftlichem Engagement“ zu beziehen. Vielmehr haben wir Anschluss an die sehr viel stärker analytisch ausgerichtete Figur der „Zivilgesellschaft“ gesucht, um empirisch breite jene Schwierigkeiten zu untersuchen, die sich älteren Migrant(inn)en stellen, wenn sie sich „Beteiligungs- und Mitgestaltungsmöglichkeiten“ (ebd.) im Hinblick „auf einen größeren sozialen Zusammenhang und damit auch auf das Gemeinwesen“ (ebd.) zu erschließen versuchen, das sich aus unserer Perspektive (vgl. May 2008a) erst dadurch als wirkliches Gemeinwesen zu konstituieren beginnt. Dabei haben wir auch das „widersprüchliche Verhältnis der Trennung und Verbindung zwischen den Sphären ‚Zivilgesellschaft‘ und ‚Staat‘ in ihrer jeweiligen Verschränkung mit der Ökonomie“ (Caglar 2004: 339) in den Blick genommen.

Obwohl sehr viel breiter angelegt, scheinen auch die in der Fachdiskussion kursierenden Begriffe von „Freiwilligen-Engagement“ oder „neues“ Ehrenamt“ nur bedingt geeignet, um die von AMIQUUS handlungsforscherisch fokussierten Ansätze der Selbsthilfe und Selbstorganisation älterer Migrant(inn)en zu fassen. So beziehen sich diese Begriffe auf „ein modernes, schwach institutionalisiertes, kaum wertgebundenes und eher milieunabhängiges Engagement individualisierter, freier, spontaner Menschen“ (Kolland 2002: 80). Zwar haben wir in AMIQUUS versucht, ältere Migrant(inn)en, die gemeinsam von Problemen betroffen sind oder Interessen teilen, in diesem Engagement „milieunabhängig“ zusammenzubringen. Auch korrespondiert die mit diesen Begriffen verbundene Engagementform „in *informellen Sozialnetzen* (wie Nachbarschaft und Freundeskreis) [...], aber auch in mehr organisierter Form im Rahmen von Selbsthilfegruppen und freien Initiativen“ (ebd.), durchaus mit dem, was wir an Selbsthilfe- und Selbstorganisations-Ansätzen älterer Migrant(inn)en in AMIQUUS stützend aufgreifen und handlungsforscherisch weiterentwickeln bzw. initiieren woll-

ten. Allerdings handelt es sich dabei nicht nur um „moderne“, sondern zum Teil sehr alte Formen von Selbsthilfe und Selbstorganisation, wie sie sich schon im Zusammenhang mit subsistenz- oder landwirtschaftlichen sowie handwerklichen Produktionsweise herausgebildet haben (vgl. Alisch/May 2010). Zum Teil scheinen diese aber heute ‚neu erfunden‘ zu werden. Erinert sei hier beispielsweise an die sogenannten „Tauschringe“.

Zudem scheint uns das mit diesem Begriff von „Freiwilligen Engagement“ bzw. „neuem“ Ehrenamt“ verbundene Akteur(innen)bild „individualisierter, freier, spontaner Menschen“ (ebd.) nicht nur bezogen auf unsere Zielgruppe älterer Migrant(inn)en ideologisch überfrachtet zu sein. So betreffen sicherlich die mit dem schillernden Begriff der „Individualisierung“ bezeichneten sozialen Phänomene auch autochthone Mitglieder der bundesdeutschen Gesellschaft nicht alle gleichermaßen. Erst Recht aber erforderte der Freiheits- und Spontaneitätsbegriff einer eingehenderen theoretischen Klärung (vgl. May 2004: Kap. 5).

Dass trotz der Beanspruchung des Begriffes „milieunabhängig“ die Begriffsbildungen von „Freiwilligen Engagement“ bzw. „neuem“ Ehrenamt“ doch vor allem auf Engagementformen ganz bestimmter soziokultureller Milieus zielen, wird auch deutlich, wenn die darunter gefassten Tätigkeiten als solche charakterisiert werden, die ohne unmittelbare ökonomische Notwendigkeit unentgeltlich erbracht werden. Zumindest Formen der Selbsthilfe entwickeln sich gerade in soziokulturellen Milieus sozial prekärer Lebenslagen – zu denen die von älteren Migrant(inn)en zweifellos zählen (s.o. Kap. 1.1) – sehr stark aufgrund ökonomischer Notwendigkeiten. Die Milieubezogenheit der Begriffsbildungen von „Freiwilligen Engagement“ und „neuem“ Ehrenamt“ wird darüber hinaus deutlich, wenn darunter „bspw. auch Betätigungen im Kultur- und Freizeitbereich, die eher dem eigenen Vergnügen dienen“ (Huth 2007: 17), subsumiert werden.

Auf eine Schwierigkeit bezüglich der Unterscheidung zwischen einem solchen weit gefassten Begriff von „Freiwilligen Engagement“ und dem sehr viel spezifischeren des „Bürgerschaftlichen Engagements“ weist Susanne Huth hin. So gestalteten sich doch selbst in den zuletzt benannten Fällen „die Übergänge zu gemeinwesenorientierten Tätigkeiten – und damit zum bürgerschaftlichen Engagement – fließend“ (ebd.), ja, seien häufig sogar nur „vom Begründungszusammenhang der jeweiligen Aktivität“ (ebd.) abhängig.

Im Vergleich zu dem in dieser Weise doch der sehr stark auf ‚modernisierte‘, ‚individualisierte‘, soziokulturelle Milieus zugeschnittenen Begriff von „Freiwilligen Engagement“ und „neuem“ Ehrenamt“ versprechen Netzwerkanalysen und Untersuchungen zu den darin zur Verfügung stehenden und als „soziales Kapital“ bezeichneten Ressourcen nicht nur eine offenere Perspektive. Ob entsprechende Untersuchungen und die Theoretisierung migrantischer Selbsthilfe und Selbstorganisation als Sozialkapital darüber hinaus ermöglichen, aus der stark normativ aufgeladenen Debatte um „Bür-

gerschaftliches Engagement“ herauszuführen, soll im nächsten Abschnitt diskutiert werden.

2.2 Theoreme der Netzwerkforschung und ihre Rezeption in der bundesdeutschen Migrationssoziologie

Im Hinblick auf die Entwicklung „der Netzwerkforschung hin zu einem ‚echten‘ Theoriegebäude“ haben Bögenhold/Marschall (2010: 288) folgendem „Ensemble“ von Theoremen eine zentrale Stellung eingeräumt:

- a) „die Stärke schwacher Beziehungen“ (ebd.),
- b) „strukturelle Löcher und strukturelle Autonomie“ (ebd.),
- c) „Sozialkapital“ (ebd.),
- d) „das (strukturalistische) Embeddedness-Argument“ (ebd.) und
- e) „strukturelle Äquivalenz“ (ebd.).

Da Letzteres als ein „Meilenstein der soziologischen Theoriediskussion“ (Mützel 2010: 302) gefeiert wird, soll mit ihm begonnen werden. Von White gemeinsam mit Breiger (1975) ausgearbeitet, versucht das Theorem der „strukturellen Äquivalenz“ soziale Handlungen nicht aufgrund der unmittelbaren sozialen Verbundenheit von Akteuren, sondern aufgrund der Muster von Beziehungen zu erklären, die die Position und Rollenstruktur eines/einer Handelnden relativ zu allen anderen Handelnden im Netzwerk definiert. Dieses Theorem beflügelte nicht nur die netzwerkanalytische Empirie, indem es zu einer algorithmischen Umsetzung im Verfahren der *Blockmodellanalyse* führte, mit deren Hilfe die Struktur von Beziehungen vereinfacht analysiert werden konnte. Es gelang White (2008) sogar, dieses Theorem zu einer allgemeinen Netzwerktheorie weiterzuentwickeln, indem er es mit der soziologischen Erkenntnis koppelte, dass soziale Handlungen erst über die Notwendigkeit von Interpretationen andauernde Beziehungen schaffen.

Indem White in dieser Weise fokussierte, *wie* im sozialen Kontext Bedeutungen und mit ihnen auch neue soziale Formationen (*fresh action*) entstehen können, stellte er das bis dahin vorherrschende ahistorische strukturalistische Bild der Netzwerkforschung von Beziehungen als ermittelbare und erfassbare Verbindungen ohne Ziel- und Inhaltsambiguitäten grundsätzlich in Frage. Da die Interpretation und die Auswirkungen von Signalen nicht kontrolliert werden könne, schließt sich für White eine Theoretisierung solcher Beziehungen entsprechend den Regeln von strategisch-rationalen Spielen oder argumentativen Debatten aus. Vielmehr verdichteten sich seiner Theorie zufolge Bedeutungen zu Geschichten (*stories*) und produzierten im lokalen Gefüge Zuschreibungen, die in der *gemeinsamen Interpretation* aller Betei-

ligter verknüpft oder entkoppelt würden. Aus der Verknüpfung und Verdichtung solcher Geschichten (*stories*), mit denen die Bedeutung von Beziehungen kommuniziert werden, sieht White dann in den Beziehungen spezifische Netzwerkdomänen (*netdoms*) entstehen.

Eigentlich böte sich damit dieser Ansatz zur Untersuchung des Verhältnisses zwischen Netzwerken zugewanderter Allochthoner und schon über Generationen in Deutschland verwurzelter Autochthoner geradezu an. Im deutschsprachigen Raum wurde er diesbezüglich jedoch bisher nicht fruchtbar zu machen versucht. Dass wir auch in AMIQUUS auf ihn nicht zurückgegriffen haben, hat vor allem damit zu tun, dass er durch seine Fokussierung auf Bedeutungen, Geschichten und Identitäten – ähnlich wie dies Bourdieu an der Ethnomethodologie kritisiert hat – dazu tendiert, „alle gesellschaftlichen Beziehungen auf solche der Kommunikation und alle Interaktionen auf symbolische Tauschbeziehungen zu reduzieren“ (Bourdieu 1979: 141). Dies aber beinhaltet insofern eine gravierende theoretische Verzerrung, als gerade Ansätze der Selbsthilfe weit darüber hinausgehen. Diese, wie auch andere Formen der gesellschaftlichen Organisation der Produktion von Lebensmitteln (im Weitesten Sinn des Wortes!) und die darüber gestifteten Beziehungen und Geschichten bleiben jedoch in Whites Theorie völlig ausgespart. Gerade sie sind aber von höchster Bedeutung für jene Muster von Beziehungen, welche die vom Theorem der „strukturellen Äquivalenz“ zu fassen beanspruchte Position und ‚Rollenstruktur‘ eines/einer Handelnden relativ zu allen anderen Handelnden im Netzwerk definieren.

Für eine Untersuchung migrantischer Netzwerke der Selbsthilfe und Selbstorganisation sind jedoch noch weitere Blindstellen von Whites allgemeiner Netzwerktheorie zu kritisieren: Möglicherweise langt sein *netdom*-Theorem noch aus, um in den Blick zu bekommen, dass Menschen in verschiedenen Diskursen – wie Nancy Fraser dies genannt hat – „als bestimmte Subjektsorten, die mit spezifischen Arten von Handlungsfähigkeiten ausgestattet sind, angesprochen werden, zum Beispiel als ‚normal‘ oder als ‚abweichend‘, als kausal bedingt oder als sich frei selbstbestimmend, als Opfer oder als potentielle Aktivisten, als einzigartige Individuen oder als Mitglieder sozialer Gruppen“ (1994: 254f.).

So zeigt Nausikaa Schirilla wie der bundesdeutsche Diskurs um bürgersgesellschaftliches bzw. Freiwilliges Engagement von Migrant(inn)en nach wie vor durchdrungen ist von „alte[n] rassistische[n] Zuschreibungen und Hierarchisierungen“ (2012: 62), sowie der „Konstruktion von barbarischen Anderen“ (ebd.) „aus südeuropäischen oder nicht-westlichen Gesellschaften“ (ebd.). Weil sie „undurchschaubaren Zwängen und ihren Affekten unterworfen“ (ebd.: 64) seien, handelten sie „nicht autonom“ (ebd.: 62), sondern „gemeinschaftlich und kollektiv orientiert“ (ebd.), im Unterschied zu den „selbstorganisierten Subjekte[n]“ (ebd.) westlicher Gesellschaften, mit ihren „extrem individualistische[n ...] Organisationsformen“ (ebd.: 61) und „ent-

sprechende[n] politische[n] Strukturen und zivilgesellschaftliche[n] Freiheiten“ (ebd. 62).

Ist schon die Frage, ob solche Zuschreibungen und Konstruktionen noch mit Whites *netdom*-Theorem erklärbar sind, werden dessen Grenzen noch deutlicher, wenn es darum geht, den Herrschaftscharakter dessen zu fokussieren, was in der Systemtheorie etwas verharmlosend als inkludierende Adressierung von Organisationen thematisiert wird (vgl. May 2010: Kap. 4.18). So müssen Institutionen Sozialer Arbeit – schon allein aufgrund der gesetzlichen Regelungen zur Anspruchsberechtigung – Menschen, die an einer Nutzung ihrer Leistungen interessiert sind, zu ‚Fällen‘ degradieren.

Fraser hat in diesem Zusammenhang zwar streng relationentheoretisch (vgl. May i.E.b.), jedoch nicht netzwerk-, sondern diskurs- bzw. machtanalytisch zeigen können, dass ein in dieser Weise operierender „juristisch-administrativer-therapeutischer Staatsapparat (JAT)“ – wie sie es nennt – seine Anspruchsberechtigten damit zugleich „als passive Klienten oder konsumierende Leistungsempfänger ein[stuft] und nicht als an der Gestaltung ihrer Lebensbedingungen aktive Beteiligte“ (ebd.: 240). So gelingt es Fraser an konkreten Beispielen nachzuzeichnen, wie deren erlebte Unzufriedenheit an diesen Verhältnissen im JAT als Ausgangsmaterial für eine „anpassungsorientierte, gewöhnlich sexistische“ (ebd.) und – da zu ihren Beispielen immer wieder auch Schwarze gehören – sicher auch rassistischen „Therapie“ fungiert. Zugleich zeigt sie, wie der JAT in dieser Weise auch kollektiven Identifikationen – und damit „Identitäten“ im Sinne von White (!) – entgegenwirkt, wie sie in sozialen Netzwerken entstehen, die gemeinsame Bedürfnisse politisch zu artikulieren versuchen oder auch den gesellschaftlichen Regeln zuwider laufende Organisationsformen einer Bedürfnisbefriedigung entwickeln.

Ein wesentliches Ziel von AMIQUUS ist es aber gewesen, ältere Migrant(inn)en in ihrer – wie Fraser es nennt – „Politik der Bedürfnisinterpretation“ zu unterstützen. Zudem sollten die von ihnen entwickelten Selbsthilfe bezogenen Organisationsformen einer Bedürfnisbefriedigung aufgegriffen und handlungsforschend begleitet zu solidarisch demokratischen Formen weiterentwickelt werden, um dafür mit Hilfe entsprechender Praxispartner(innen) aus dem verbandlichen und kommunalen Bereich auch sozialstaatliche Ressourcen zu akquirieren. Für dieses Programm aber bietet Frasers Theorie einen angemesseneren theoretischen Bezugsrahmen, als Whites allgemeine Netzwerktheorie.

Zwar wurden die anderen, im Vergleich zu der von White ausgearbeiteten allgemeinen Netzwerktheorie sich „auf viel einfacherem Niveau“ (Stegbauer 2010: 13) bewegenden Theoreme der Netzwerkforschung eher als „Unterkonzept[e] in der [...] Theoriediskussion“ (Haas/Mützel 2010: 59) aufgenommen. Sie haben aber die Forschungen zur Selbsthilfe und Selbstorganisation von Migrant(inn)en in Deutschland weit stärker beeinflusst als

diese. Dies gilt vor allem für die auf Granovetter (1973, 1974) zurückgehende Unterscheidung zwischen starken und schwachen Beziehungen. Diese geht davon aus, dass *strong ties* auf der Basis von Vertrauen, Solidarität und Verbindlichkeit aufgrund ihrer Zeitaufwändigkeit nur begrenzt und deshalb vor allem in der Primärumgebung einer Person – also dem, was heute als *mikro-soziales Netzwerk* (Fischer 2003: 70) gefasst wird – aufrecht zu erhalten seien. Demgegenüber könne eine Person beiläufig eine Vielzahl von *weak ties* als eher flüchtige, punktuelle und zumeist instrumentell ‚genutzte‘ Beziehungen, die nicht die ganze Persönlichkeit forderten, unterhalten.

Gerade diese eröffneten ihr jedoch – so Granovetters damals am empirischen Beispiel der Jobsuche gewonnene bahnbrechende Erkenntnis – aufgrund ihrer geringen Redundanz Zugänge zu ganz anderen Netzwerkarealen und könnten folglich größere Netzwerkdistanzen überbrücken. Während die *weak ties* auf diese Weise eine Vielzahl anderer ‚Informationszirkel‘ zu erschließen erlaubten, die obendrein wenig deckungsgleiche Informationen aufwiesen, böten die *strong ties* der eigenen Community aufgrund der hochgradig redundanten Informationslage für die Arbeitssuche zu wenig Neues.

Diese Erkenntnis wurde dann in der bundesrepublikanischen Debatte um Integration (vgl. May 2012) herangezogen, um nicht nur die mangelnde „Sozialintegration“, als „Integration der Akteure (bzw. der von ihnen gebildeten Gruppen) ‚in‘ das System hinein“ (Esser 2001: 3), sondern auch deren nur unzureichende Einbindung in die auf den Zusammenhalt eines sozialen Systems als Ganzes bezogene „Systemintegration“ zu erklären. So geht Esser bezüglich Letzterem „sozialtheoretisch“ davon aus, dass „die für die funktionale System-Integration nötigen Interdependenzen“ (2010: 385) sich vor allem über jene *weak ties* einstellten. Dass sich demgegenüber in ethnischen Communities vor allem *strong ties* ausbildeten, führt er ebenso „sozialtheoretisch“ auf „die schon mit steigender Gruppengröße strukturell einsetzende“ (ebd.: 387) Zunahme „binnenethische[r] Opportunitäten“ (ebd.) zurück. Pfadabhängig hätte dies „zur Folge, dass dann weniger in die aufnahmeland-spezifischen Ressourcen investiert wird, die zu einem Aufstieg dort hätten verhelfen können“ (ebd.).

Obwohl Esser zugesteht, dass empirisch entsprechende „Vorgänge der ethnischen Mobilitätsfälle als Folge ethnischer Differenzierungen systematisch [...] kaum untersucht worden“ (ebd.: 388) seien, wird mit Hilfe des *strong-ties*-Argumentes bis heute in der von ihm geprägten Schule bundesdeutscher Migrationssoziologie die mangelnde Sozial- und Systemintegration von Zugewanderten erklärt. Demgegenüber liegen zur vor allem über Berufstätigkeit geregelten Distribution von Ressourcen mittlerweile zahlreiche empirische Belege dafür vor, dass *weak-ties* „im Vergleich zu den anderen Jobsuchstrategien: ‚Sichtung von Anzeigen bzw. Arbeitsvermittlung‘ und ‚proaktives Bewerben‘ nicht zu besser bezahlten Jobs [führen] – wie Granovetter glaubte, aus seiner Studie verallgemeinernd ableiten zu können –

sondern [...] ‚lediglich‘ bessere Filter bei der Suche adäquater Arbeitsstellen“ (Häußling 2010: 78) darstellen.

Ebenso einflussreich wie Granovetters Theorem der Stärke schwacher Beziehungen ist das von Ronald S. Burt (1995) geprägte *structural hole*-Theorem, das in gleicher Weise wie dieses in der bundesdeutschen Migrationssoziologie aufgegriffen wurde (vgl. Haug/Pointner 2007: 389f.), um die mangelnde Erschließung „aufnahmelandspezifische[r] Ressourcen“ (Esser 2010: 387) zu erklären. Burts Theorem zufolge sei es für eine Person vorteilhaft, wenn sie durch die Überbrückung eines „strukturellen Lochs“ zwischen unverbundenen Personen zum einen als „gatekeeper“ den Informationsaustausch zwischen diesen in einer Art Maklerfunktion kontrollierten. Zugleich besetzten sie damit eine Netzwerkposition, die ihnen maximalen Zugang zu Informationen verschaffe, da Personen, die ihrerseits miteinander verbunden sind, typischerweise über ähnliche Informationen verfügten. Aus diesem Grund sieht Burt Lücken und Löcher im Netzwerk sogar als weit aus bedeutender an, als die von Granovetter herausgearbeiteten Vorteile schwacher Beziehungen.

In dieser Weise hat Burt versucht, Netzwerkpositionen mit dem methodologischen Individualismus der Rational Choice-Soziologie (RC) zu verbinden. Selbst RC-Vertreter, wie Werner Raub, haben jedoch kritisiert, dass damit nicht nur „im Prinzip erhebliche Fähigkeiten der Akteure im Hinblick auf die Antizipation des Verhaltens“ (2010: 276) anderer unterstellt würden. „Auch die Implikationen solcher Annahmen für beobachtbares Verhalten“ (ebd.) wird von ihm als zumindest „teilweise problematisch“ (ebd.) erachtet. Zu ergänzen ist diese Kritik noch dahingehend, dass mit Burts Ansatz Veränderungen in der Struktur des Netzwerkes selbst letztlich nicht zu erklären sind, da Handlungsautonomie im Begriff der *strukturellen Autonomie* von ihm nur als eine Funktion der Position von Handelnden im Netzwerk theoretisiert wird.

Auch muss sich Burt aufgrund seiner Entscheidung für einen methodologischen Individualismus notwendiger Weise in seiner Analyse auf die Optimierung der eigenen Netzwerkposition eines/einer individuell Handelnden in einem von ihm sonst als konstant unterstellten Beziehungsgefüge beschränken. Zwar konnten Buskens und van der Rijt (2008) mittels RC-Annahmen im Rahmen eines spieltheoretischen Modells der Netzwerkdynamik zeigen, dass wenn nur eine Person in dieser Weise operiert, diese erhebliche Gewinne aus ihrer Makler-Position realisieren kann. Verhalten sich hingegen alle anderen ebenso, dann hat schließlich jede(r) eine starke Netzwerkposition im Sinn der Überbrückung struktureller Löcher, aber niemand eine bessere Position als andere. Eine von Burger/Buskens (2009) anschließend durchgeführte experimentelle Studie belegt, dass Personen zwar systematisch auf Anreize für die Etablierung sozialer Beziehungen mit ansonsten unverbundenen Partnern reagieren bzw. von Beziehungen mit anderen profitieren, die auch ihrer-

seits verbunden sind, sich dadurch aber im entsprechenden Wechselspiel dann ganz unterschiedliche Netzwerkdynamiken ergeben.

Burt hat nun darüber hinausgehend versucht, Netzwerkpositionen nicht nur mit dem RC-Ansatz, sondern auch der ökonomischen Theorie zu verbinden. Insofern gehört er auch zu den Protagonisten des *Sozialkapital*-Theorems der Netzwerkforschung, welches davon ausgeht, dass Netzwerke dann „soziales Kapital darstellen und bilden [...] wenn in ihnen bzw. in einzelnen ‚Beziehungen‘ (prinzipiell unabhängig von den feldspezifischen ‚Inhalten‘) ein instrumenteller oder strategischer Wert oder ein Wertschöpfungspotential für einen Akteur oder ein Ensemble von Akteuren steckt“ (Willems 2010: 265). Haas/Mützel verweisen als Beispiel, dass in der Netzwerkforschung in den letzten Jahren ein stärkerer „Bedarf nach Verknüpfung von Theorie und Empirie [...] – gerade an Hand von ganz unterschiedlichen theoretischen und methodischen Konzepten“ (2010: 59) – entstanden sei, auf „Sozialkapital“ als „ein Konzept, das in den letzten Dekaden vor unterschiedlichen theoretischen Hintergründen auf unterschiedlichste Weise netzwerkanalytisch untersucht worden ist“ (ebd.).

2.3 Zum Begriff von (migrantischem) Sozialkapital

Neben durchaus unterschiedlichen Versuchen, Sozialkapital entweder als individuelles oder als kollektives Gut theoretisch zu fassen (vgl. May 2004a; i.E.b.), wird dieser Begriff in einzelnen Untersuchungen höchst unterschiedlich operationalisiert und kommt dort sowohl als unabhängige als auch als abhängige Variable zum Tragen. Ja, er kann sogar in einer einzigen Studie gleichermaßen als Sammelbegriff für Ursachen und Wirkungen Verwendung finden. So werfen Portes und Landolt (1996) Putnams geradezu tautologisch anmutender Fassung sozialen Kapitals als „features of social life – networks, norms, and trust – that enable participants to act together more effectively to pursue shared objectives“ (1995: 664) vor, die Quellen des sozialen Kapitals schon gleich mit dem Nutzen daraus vermischt zu haben. Wohlwollender betrachtet, könnte dies auch als Versuch gelesen werden, neben dem orthodoxen Modell der gegebenen, knappen Ressource ökonomischen Kapitals, mit der wirtschaftlich umzugehen sei, und dem Humankapital-Modell der Anreicherung (von Fähigkeiten) durch Gebrauch, ein drittes Kapital-Modell zu konzipieren: So hat gerade Putnam hervorgehoben, dass es sich bei den meisten Formen sozialen Kapitals um Ressourcen handle, die durch erhöhte Nachfrage bzw. Nutzung eher anwachsen als abnehmen und bei Nichtnutzung sogar ganz verschwinden (vgl. z.B. Putnam/Leonardi/Nanetti, 1994: 169).

Jenseits dieser theoretischen Diskurse und ihrer unterschiedlichen Konsequenzen für die Empirie, sind gerade in der Debatte um migrantisches Sozialkapital jedoch zunächst vor allem die bereits angesprochenen Theoreme der klassischen Netzwerkforschung aufgegriffen und einer Reformulierung unterzogen worden. So wurde Granovetters Unterscheidung zwischen *strong* und *weak ties* reformuliert als zeitlich und räumlich „dicht miteinander verwoben[es]“ versus „sehr dünn geflochtene[s], fast unsichtbare[s] Gewebe von Sozialkapital“ (Putnam/Goss 2001: 26). Verknüpft wurde dies mit der an der Interessenwahrnehmung der Netzwerkmitglieder orientierten Unterscheidung zwischen

- a) *innenorientiertem* Sozialkapital (ebd.: 27f.), was häufig korrespondiere mit einem *bonding (or exclusive)* (Putnam 2000: 22) bzw. *bindendem* Sozialkapital (Putnam/Goss 2001: 28), das nicht nur in *primären, mikrosozialen* Netzwerken zu finden sei, sondern auch in solchen, die „ähnliche Menschen“ in „einigen Punkten (wie Ethnizität)“ (ebd.) zusammenbringe, und
- b) *außenorientiertem* Sozialkapital (ebd.: 27f.), das demgegenüber auf den Bestand und die Verbesserung des gesamten Gemeinwesens bezogen sei und sich damit in aller Regel zugleich als *bridging (or inclusive)* (Putnam 2000: 22) bzw. *brückenbildendes* Sozialkapital auf (vor allem *meso-*)*soziale* (Fischer 2003: 70) Netzwerke beziehe, „die völlig unterschiedliche Menschen zusammenbringen“ (Putnam/Goss 2001: 28).

Vor dem Hintergrund der dieser Unterscheidung zugrunde liegenden Theoreme wurden innerethnische Netzwerke und Vereinigungen von Migrant(inn)en geradezu selbstverständlich unter die Kategorie *innenorientiertes* bzw. in diesem Fall als *herkunftslandorientiert* (vgl. Haug 2003; Haug/Pointner 2007) oder sogar *heimatlandorientiert* (vgl. z.B. Diehl/Urbahn/Esser 1998) bezeichnetes Sozialkapital mit einem *exclusiven bonding* subsumiert. Zwar gibt es in der Debatte um migrantisches Sozialkapital insofern einen Konsens, dass nicht nur in aufnahmelandbezogenen Vereinigungen soziales Kapital erworben werde, sondern ebenfalls innerhalb Herkunftsland bezogener Organisationen (vgl. Jacobs/Tillie 2008: 48). Die Autorinnen der von der Deutschen Islamkonferenz in Auftrag gegebenen Studie „Muslimisches Leben in Deutschland (MLD)“ weisen jedoch lakonisch darauf hin, dass bisher „nicht abschließend geklärt“ (BAMF 2009: 253) sei, „ob das Sozialkapital, welches in herkunftslandspezifischen Organisationen erworben wird, ebenfalls zu einer Integration in die Aufnahmegesellschaft beiträgt oder eher integrationshemmend wirkt“ (ebd.).

Zwar gestehen Sonja Haug und Sonja Pointner zu, dass innerhalb der Diskussion um migrantisches Sozialkapital solche – in ihrer Terminologie – Unterschiede in der „Sozialkapitalausstattung [...] aufgrund der theoretischen

Unklarheiten und Widersprüche schwer zu interpretieren“ (vgl. 2007: 388f.) seien. Zugleich beanspruchen sie jedoch mit der Matrix ihrer idealtypischen Unterscheidung zwischen „herkunfts-“ und „aufnahmelandspezifischen Sozialkapital“ (vgl. ebd.: 390) über den darin postulierten „Zusammenhang zwischen Dichte und Homogenität sozialer Netzwerke, Ressourcenausstattung und Reziprozität“ (ebd.: 391), sowohl „Unterschiede zwischen Individuen oder ethnischen Gruppen bezüglich der Ausstattung mit Sozialkapital“ (ebd.) beschreiben, als auch „im Hinblick auf die Integration in die Gesellschaft des Aufnahmelandes“ (ebd.) untersuchen zu können.

Auch sie unterstellen darin jedoch mit dem *weak-tie-/structural-holes*-Argument (vgl. ebd.: 389f.), es läge an den eigenen Abschottungstendenzen solch ethnischer Gemeinschaften, dass sie nur ihrer eigenen Ressourcen nutzen und ihre Kontakte redundant blieben. Hingegen stellte schon die Untersuchung von Fijalkowski und Gillmeister (vgl. 1997: 296f.) zu ethnischen Vereinen fest, dass diese nur da nicht als „Schleusen“, sondern „Fallen“ fungierten, wo die Politik der Aufnahmegesellschaft die Inkorporation von Zuwanderereliten in das eigene Interessenvermittlungssystem versäumt oder behindert haben, und diese Eliten bei ihrer Klientel auf ein in der Dominanzkultur nicht verwendbares starkes Kulturkapital trafen, das sie mobilisieren konnten.

Zudem erscheint der den hier skizzierten Ansätzen von migrantischem Sozialkapital zugrunde liegende „(neo-)assimilistische Integrationsbegriff gesellschafts- wie demokratietheoretisch nicht unproblematisch (vgl. dazu May 2012). Weniger herrschaftlich-apologetisch belastet scheint demgegenüber ein Begriff von Integration, wie ihn Uwe Hunger im Anschluss an Habermas' Analyse zum „Strukturwandel der Öffentlichkeit“ (1993) zu fassen versucht hat als „immerwährender Prozess, bei dem sich Menschen wechselseitig und wiederkehrend in ihren Interessen tangiert fühlen und sich damit ein öffentliches Interesse konstituieren kann“ (Hunger 2006: 8ff.). Aus dieser Perspektive wird ‚Integration‘ nur dort zu einem Thema, wo ein ‚öffentliches‘ Interesse berührt wird. Was demgegenüber als ‚Privat‘-Angelegenheit eines Menschen definiert wird, ist diesem Verständnis zufolge nicht Gegenstand von ‚Integration‘.

Das heißt zugleich aber, dass nicht nur das, was jeweils als ‚Integration‘ bezeichnet wird, sondern auch die Grenze zwischen privater Angelegenheit und öffentlichem Interesse bzw. „zwischen dem, was politisch ist, und dem, was nicht politisch ist, Gegenstand eines Konflikts“ (Fraser 1994: 257) ist. Und wie sich im Anschluss an Nancy Fraser zeigen lässt (vgl. May 2007: 50ff.), manifestiert sich diese Konflikthaftigkeit bezüglich der zugewanderten Bevölkerung auch auf der Mesoebene sozialstaatlicher Ansätze der Interpretation und Befriedung ihrer Bedürfnissen bzw. der Reaktion auf ihre ‚abweichenden‘ Formen der Bedürfnisartikulation und -befriedigung. In all diesen Fällen, in denen es Streit darüber gibt, „was genau die verschiedenen Gruppen wirklich benötigen und wer in diesen Angelegenheiten das letzte Wort

haben sollte“ (Fraser 1994: 249), (re-)produzieren sich damit zugleich – wie schon in der Auseinandersetzung mit Whites allgemeiner Netzwerktheorie angedeutet (s.o. Abschn. 2.2) – soziale Prozesse der Differenz auf einer Ebene ‚kulturell-ethnischer‘ Zugehörigkeit.

Ähnlich wie Nancy Fraser an US-amerikanischen Beispielen, hat Uwe Hunger (vgl. auch 2004) für die Situation in der Bundesrepublik zeigen können, dass auch Zugewanderte ihr „Bedürfnis, die Grenzen, was privat und was öffentlich in ihrer Aufnahmegesellschaft geregelt werden soll, ihrerseits zu verändern“ (2006: 10) suchen. Und er hat in diesem Zusammenhang die Bedeutung von – wie er es nennt – „ethnischen‘ Öffentlichkeiten“ hervorgehoben, welche dann auch deren jeweils spezifischen eigenen „Integrationsstrategien“ maßgeblich mitbestimmen. Hunger zufolge lassen sich dabei „Privatisierungsstrategien“ von „Strategien einer stärkeren öffentlichen Einbindung“ unterscheiden. Dieser Analysevorschlag scheint denn zumindest bezüglich der Debatte, „ob das Sozialkapital, welches in herkunftslandspezifischen Organisationen erworben wird, ebenfalls zu einer Integration in die Aufnahmegesellschaft beiträgt oder eher integrationshemmend wirkt“ (BAMF 2009: 253) einen differenzierteren Blick zu ermöglichen, als die bloße Unterscheidung zwischen „innen-“ und „außenorientiertem“ Sozialkapital bzw. zwischen „bridging (or inclusive) and bonding (or exclusive)“.

Im Unterschied zu der skizzierten Rezeption seines Theorems der Stärke schwacher Beziehungen in der bundesdeutschen Migrationssoziologie eröffnet Granovetters (1985) Beitrag „Economic Action and Social Structure: The Problem of Embeddedness“ eine durchaus kritische Betrachtungsweise deren (neo-)assimilistisch ausgerichteter Problematisierungen migrantischen Sozialkapitals. So verweist sein in diesem Beitrag entfaltetes strukturalistisches Theorem von *embeddedness* auf begrenzte Möglichkeiten, in ablaufende Prozesse zu intervenieren, je nach Beteiligung an bestimmten Pfaden des Geschehens, die eben nur eine „ausschnittthafte, positionsabhängige Perspektive auf die relationalen und prozessualen Konstellationen einzunehmen“ (Häußling 2010: 70) erlaubten.

Stefan Bernhard hat eine Reformulierung von Granovetters strukturalistischem Theorem von *embeddedness* vor dem Hintergrund von Bourdieus Habitus- und Feldtheorie versucht. Darin plädiert er für eine Theoretisierung der Motive von in Netzwerken Handelnden „nicht aus den Präferenzen eines nutzenorientierten ‚homo oeconomicus‘“ (2010: 128), wie z.B. in der Sozialkapitaltheorie von Burt, „sondern aus der Strategie eines fundamental sozial eingebetteten ‚homo habitus‘“ (ebd.), wie eben bei Bourdieu. Darüber hinaus schlägt er eine Theoretisierung des „netzwerkrelevanten sozialen Umfeld der Netzwerkanalyse [...] mit Blick auf strukturelle Machtungleichgewichte zwischen Akteuren in einem Feld“ (ebd.) als „Einbettung der Einbettung“ (ebd.) vor.

Zwar hat Wacquant für eine Lesart von Bourdieus zwei zentralen Begriffen „Habitus“ und „Feld“ als „Bündelungen von Relationen“ plädiert: „Ein Feld besteht aus einem Ensemble objektiver historischer Relationen zwischen Positionen, die auf bestimmte Formen von Macht (oder Kapital) beruhen, während der Habitus ein Ensemble historischer Relationen darstellt, die sich in Gestalt der geistigen und körperlichen Wahrnehmungs-, Bewertungs- und Handlungsschemata in den individuellen Körpern niedergeschlagen haben“ (Bourdieu/Wacquant 2009: 36f.). Mit dem Bourdieuschen Kapitalbegriff kommt jedoch – wie Roger Häußling kritisiert – ein „relationentheoretisch nicht gedecktes Konzept ins Spiel“ (2010: 68). Und diese Schwierigkeit kauft sich auch Stefan Bernhard ein, wenn er in seinem Theorem der „Einbettung der Einbettung“ Macht über den Besitz und die Mischung verschiedener Kapitalsorten zu fassen versucht. Demgegenüber ist im Unterschied zu Bourdieus tendenziell substanzialistischen Theoretisierung der verschiedenen Kapitalsorten der Marxsche Kapitalbegriff streng relationentheoretisch gefasst als „ein durch Sachen vermitteltes gesellschaftliches Verhältnis zwischen Personen“ (Marx 1962: 793).

Vor dem Hintergrund dieser Marxschen Entmystifizierung von Kapital sind denn auch jene „features of social life“ („networks, norms, and trust“), die Putnam (1995: 664) als „soziales Kapital“ thematisiert, ebenso wie jene „sozialstrukturellen Gebilde“, die Coleman (1991) darüber hinaus noch diesem Begriff zuordnet (wie z.B. Verpflichtungen und Erwartungen; Informationspotential; wirksame Sanktionen; Herrschaftsbeziehungen; zielgerichtete und auch übereignungsfähige soziale Organisationen), als Produkte und Äußerungsformen menschlicher Beziehungsarbeit zu analysieren (vgl. May 2004a; i.E.b). Hervorgegangen sind sie alle aus je unterschiedlichen Formen, in denen sich „*lebendige Arbeit*“ bei der Herstellung von Beziehungen anwendet. Und ohne die Hinzufügung solch *lebendiger Arbeit* bewirkte dieses „soziale Kapital“ als – wie Marx sagen würde – „*tote Arbeit*“ überhaupt nichts. Denn wie beim ökonomischen Kapital, das durch *lebendige Arbeit* geschaffen wurde, nicht der allein daraus hervorgehende „Wert“ selbst arbeitet – weshalb Marx bezüglich Maschinen und fixem Kapital von *toter Arbeit* spricht –, bewirken auch im Falle des Sozialkapitals die „Werte“ (in Form generalisierten Vertrauens, persönlicher Pietäts-Verpflichtungen, Regeln und anderer Normen) für sich genommen gar nichts, sondern erst indem sie durch lebendige Beziehungsarbeit (re-)produziert werden – möglicherweise sogar in erweiterter Form.

Vor diesem Hintergrund schien es uns sinnvoll zu sein, mit AMIQUUS dem Vorschlag von Hennig/Kohl zu folgen, Netzwerkstrukturen „als Muster sozialer Praktiken“ (2011: 152) zu analysieren, „denen eine Tiefenstruktur zu Grunde liegt“ (ebd.), die sich „aus dem Habitus [...] als Ursache für bestimmte Formen des Denkens und Handelns, aber auch der Interaktionsbeziehungen“ (ebd.) ergibt, dabei jedoch relationentheoretisch gefasste Macht-

aspekte explizit mit einzubeziehen (vgl. May i.E.b.). Deshalb ging es AMIQUUS auch nicht darum „eigenständige migrantische Formen der Vergesellschaftung zu ‚entdecken‘“ (Schirilla 2012: 65). Vielmehr sollte die „Analyse differenter sozialer Organisationsformen von MigrantInnen“ (ebd.: 67) in Überwindung der „impliziten Unterstellungen des Modernisierungstelos“ (ebd.: 66) „die Vielfalt von Vergesellschaftungsformen an[]erkennen – und zwar gezielt als Vergesellschaftungs- und nicht als Vergemeinschaftungsformen“ (ebd.: 65) im Sinne der auf Ferdinand Tönnies (1991) zurückgehenden Dichotomie „Gemeinschaft versus Gesellschaft“. Diese hat sich ja bis in die migrationssoziologisch so bedeutsame Unterscheidung von Sozial- und Systemintegration durchgetragen (vgl. May 2012: 72ff.).

Der von Schirilla problematisierte „implizite Modernisierungstelos“ hat sich aber – wie bereits im Rückgriff auf sie skizziert – in den Forschungen zu migrantischem Sozialkapital ebenso wie im bundesdeutschen Diskurs um Bürgergesellschaftliches bzw. Freiwilligen Engagement von Migrant(inn)en bis hin zur „Konstruktion von barbarischen Anderen“ (2012: 62) ausgewachsen, die nicht nur „gemeinschaftlich und kollektiv orientiert“ (ebd.), sondern darin zudem „undurchschaubaren Zwängen und ihren Affekten unterworfen“ (ebd.: 64) seien. Hingegen hat schon Antonio Gramsci (vgl. 1994 Gef 6, H. 11, §12: 1376f.) darauf hingewiesen, dass Alltagsorientierungen häufig „auf bizarre Weise zusammengesetzt“ (ebd.) seien: „Es finden sich in ihr Elemente des Höhlenmenschen und Prinzipien der modernsten und fortgeschrittensten Wissenschaft, Vorurteile aller vergangenen, lokal bornierten geschichtlichen Phasen und Intuitionen einer künftigen Philosophie, wie sie einem weltweit vereinigten Menschengeschlecht zueigen sein wird“ (ebd.). Dies aber betrifft auch Formen von auf Gegenseitigkeit ausgelegter Selbsthilfe oder von Gemeingütern, die für einen Teil der älteren Migrant(inn)en eine traditionelle Selbstverständlichkeit darstellen, während sie hier in der Gemeinwesenarbeit und -ökonomie sowie ‚neuen‘ sozialen Bewegungen gerade wieder-‚erfunden‘ zu werden scheinen.

Gramscis Forderung, „bei jeder Lebensweise die Geschichte [zu] studieren, also die ursprüngliche ‚Rationalität‘, und sich dann, wenn man diese erkannt hat, die Frage [zu] stellen, ob diese Rationalität in jedem Einzelfall noch besteht, insofern die Bedingungen noch bestehen, auf denen die Rationalität gegründet war“ (ebd: Gef 7, H. 14, §67, 1690) und deshalb solche Lebensweisen nicht „überall und für alle irrational geworden“ (ebd.) sind, ist deshalb auch bei der Erforschung entsprechender von älteren Migrant(inn)en kultivierter Formen von Selbsthilfe und Selbstorganisation zu beherzigen. Methodologisch betrachtet ist dies durchaus anschlussfähig an das, was in der Max Weber-Rezeption als „*genetische Rekonstruktion*“ bezeichnet wird (vgl. Seyfarth 1979: 156; Gerhardt 1986: 36ff). Im Rahmen der maßgeblich von Ralf Bohnsack (vgl. Bohnsack et al. 2007) weiterentwickelten „*Dokumentarischen Methode*“ ist dies dann auch forschungsmethodisch diffizil ausgear-

beitet worden, um habituelle Muster zu rekonstruieren, die ja Hennig/Kohl zufolge nicht nur „Ursache für bestimmte Formen des Denkens und Handelns“ (2011: 152), sondern auch von „Interaktionsbeziehungen“ darstellen, über die sich dann auch soziale Netzwerke der Selbsthilfe und Selbstorganisation herstellen, erhalten und weiterentwickeln.

2.4 Zum Stand empirischer Forschung zu institutionalisierten Formen der Selbsthilfe und Selbstorganisation von Migrant(inn)en

„Seit Mitte der 1990er Jahre nehmen öffentliche Beachtung und wissenschaftliche Beschäftigung mit dem freiwilligen und bürgerschaftlichen Engagement von Migrant(inn)en deutlich zu“ (Huth 2006: 18). Hingewiesen wurde schon auf die Untersuchung ethnischer Vereine von Fijalkowski und Gillmeister (1997). In dieser Studie (vgl. ebd.: 110ff.) haben sie eine Typologie vorgeschlagen, die zwischen „ethno-solidarischen“, „ethno-traditionalen“, „ethno-privaten“, „ethno-politischen“ und „exil- oder diasporapolitischen“ Mobilisierungen unterscheidet. Darüber hinaus werden in vielen „Bestandsaufnahmen vor allem auf kommunaler Ebene Migrantenselbstorganisationen [...] in herkunfts- oder ethnisch homogen und heterogen unterschieden“ (Huth 2006: 25). Mitglieder einer herkunftshomogenen Organisation kommen nach dieser Definition aus einem einzigen Land, einer einzigen Region oder Stadt oder einer bestimmten religiösen oder ethnischen Gruppe. „Es finden sich in der Literatur auch die Begriffe ‚eigenethnisch‘ und ‚international‘ oder ‚interkulturell‘. Teilweise werden Selbstorganisationen auch danach differenziert, ob sich ihre Aufgaben und Tätigkeiten eher auf das Herkunftsland oder eher auf die Aufnahmegesellschaft beziehen“ (ebd.).

So stellen bspw. Diehl/Urbahn/Esser (1998) in ihrer Untersuchung Migrant-Organisationen mit „Heimatlandorientierung“ solchen mit „Aufnahmelandorientierung“ gegenüber und unterstellen dabei, dass das Interesse am Herkunftsland notwendigerweise die Integration in Deutschland behindern werde. Ganz ähnlich sieht Diehl in ihrer Mannheimer Partizipationsstudie auch in „unpolitische[n] Vereinigungen [...] eine Art ‚Mikromobilisierungskontext‘“ (2002: 3), der „zwar keinesfalls eine hinreichende, aber dennoch eine notwendige Bedingung für die Entstehung manifester Konflikte entlang ethnischer Linien darstellen“ (ebd.) könne, da in ethnisch homogenen Vereinigungen „Unzufriedenheit etwa über den gesellschaftlichen oder ökonomischen Status der eigenen ethnischen Gruppe oder auch die politische Situation in den Herkunftsländern schneller kommuniziert und in kollektives Handeln umgesetzt werden können“ (ebd.).

Zudem interpretiert Diehl in ihrer Untersuchung „die Herausbildung und Institutionalisierung eines ethnischen Vereinssektors [...] ebenso wie die Verfestigung intraethnischer Heiratsmuster oder die Herausbildung immigrantenspezifischer Bildungsmuster als das aggregierte Ergebnis individueller (zumindest partieller) Segregationsentscheidungen“ (ebd.: 14f.). Die Partizipation in einer ethnischen Vereinigung wird hier also als bewusste Entscheidung gegen eine Integration betrachtet, wobei eine Freiheit der Wahl unterstellt wird, die andere gerade bestreiten. So hat Mark Schrödter (vgl. 2006) bezüglich der hohen Endogamieraten in den Heiratsstatistiken zeigen können, dass es die Mehrheitsgesellschaft selbst ist, die die Zugewanderten ausschließt. Zudem problematisieren Ergebnisse der Transnationalismusforschung (vgl. Lutz 2004; Lutz/Schwalgin 2006; Pries 2003; 2006) auf grundlegende Weise die dichotome Unterscheidung zwischen „Heimatlandorientierung“ und „Aufnahmelandorientierung“. Schon die Gleichsetzung von Herkunftsland mit Heimat im Begriff „Heimatlandorientierung“ ist in seiner Generalisierung eine fragwürdige Unterstellung.

So hat Ludger Pries (vgl. 2003: 27ff.; 2006: 19ff.) auf der Basis der Dimensionen „Verhältnis zur Herkunfts-“ sowie „Ankunftsregion“, „Hauptmigrationsgrund/-Umstand“ und „Zeithorizont für Migration“ idealtypisch verschiedene Migrationstypen unterschieden, von denen Esser und Diehl die erste Variante zum Maßstab erheben – nämlich

- a) die Emigration bzw. *Immigration*, bei der Migrant(inn)en zwar noch Kontakte zur ihrem Herkunftsland unterhalten, sich aber schrittweise – vielleicht auch erst über mehrere Generationen – in die Gesellschaft ihres Einwanderungslandes integrieren.

Schon das von Rex/Singh (2006: 3) als „Gastarbeiter System“ bezeichnete Modell, wie es gerade in Deutschland – nicht zuletzt aufgrund seines bis 1998 auf das Abstammungsprinzip (*ius sanguinis*) gründenden Selbstverständnisses als Nation, das Zugewanderten den politischen Bürgerstatus vorenthielt – ursprünglich als ‚Regel‘ angedacht war, bezog sich auf eine andere Migrationsform, die

- b) *Rückkehr-Migration*, als zeitlich befristeter Landeswechsel etwa zum Zwecke des Gelderwerbs. Das was Pries als
- c) *Diaspora-Migration* bezeichnet, bei der sich Einwandernde zwar „physisch-räumlich und vielleicht auch wirtschaftlich, aber nur bis zu einem gewissen Grade sozial und politisch“ (2003: 28; 2006: 21) in der Gesellschaft ihres Einwanderungslandes einrichten, weil sie „gleichzeitig und auf Dauer starke sozial-kulturelle Bindungen“ (2003: 29; 2006: 21) zu ihrem „Herkunftsland bzw. zu einer internationalen ‚Mutterorganisation‘“ (ebd.) aufrechterhalten, ist die von Esser und Diehl in ihren Interpretationen problematisierte Migrationsvariante. Dabei haben sie jedoch schon die von Pries mit „inter-

- nationaler ‚Mutterorganisation‘“ angesprochene Form der Selbstorganisation nicht mit im Blick, geschweige denn
- d) die *Transmigration*, bei der „der Wechsel zwischen verschiedenen Lebensorten in unterschiedlichen Ländern kein singulärer Vorgang ist, sondern zu einem Normalzustand wird, indem sich der alltagsweltliche Sozialraum der Transmigranten pluri-lokal über Ländergrenzen hinweg zwischen verschiedenen Orten aufspannt. [...] Diese Sozialräume fallen nicht eindeutig mit einheitlichen Flächenräumen zusammen, wie im Falle der Emigranten/Immigranten (Ankunftsland) und der Rückkehr-Migranten (Herkunftsland). Sie sind auch nicht einfach ein flächenräumlich zersplittertes und verteiltes System von Diasporas, die durch den einheitsstiftenden Rückbezug auf ein ‚gelobtes Land‘ oder eine gemeinsame ‚Heimat‘ und durch explizite Differenzierung zu den jeweiligen Gastländern zusammengehalten werden. Vielmehr sind diese transnationalen Sozialräume als multiple, durchaus widersprüchliche und spannungsgeladene Konstruktionen auf der Basis identifikativer und sozialstruktureller Elemente der Herkunfts- und der Ankunftsregion zu verstehen“ (ebd.), die auch mit ganz eigenen, neuen Formen der Vernetzung und Selbstorganisation einhergehen.

Pries fordert, „der zunehmenden Diversifizierung der Migranten“ (2003: 30; 2006: 22) auch forschend im Hinblick auf deren „Eingliederungsdynamik“ (ebd.) Rechnung zu tragen, und dabei sowohl „den aktiven Migranten und ihrem Primärgruppenumfeld selbst, als auch [...] dem rechtlichen, politischen, wirtschaftlichen und sozial-kulturellen setting der Herkunfts- und Ankunftsregion“ (2003: 30) Rechnung zu tragen, „weil nur so auch differenzierte Integrations- und Inkorporationsvorstellungen und -programme entwickelt werden“ (2006: 26) könnten. Diese Forderung haben wir auch in AMIQUUS umzusetzen versucht. Und wenngleich es sich bei AMIQUUS um keine Längsschnittstudie handelt, wollten wir bewusst auch die sich daraus in der Selbstorganisation der älteren Migrant(inn)en ergebenden Spannungsfelder analysieren.

Was den weiteren Forschungsstand zu Migrant(inn)enselbstorganisationen betrifft, so markiert die durch das NRW-Ministerium für Arbeit, Soziales, Stadtentwicklung, Kultur und Sport (vgl. MASSKS 1999) in Auftrag gegebene „wissenschaftliche Bestandsaufnahme“ „Selbstorganisationen von Migrantinnen und Migranten in NRW“ einen Meilenstein, wurden darin doch die vielschichtigen Funktionen von 2.200 Selbstorganisationen von Zugewanderten in Nordrhein-Westfalen untersucht. Selbstorganisation fungierte in dieser Studie zunächst als ein Oberbegriff, der auf das Potenzial der mehr oder weniger strukturierten Selbsthilfe abhob und auch lose bzw. informelle

Formen der Netzwerkbildung umfasste, neben einem einzelnen Verein oder einer Selbsthilfegruppe (vgl. ebd.: 77f.).

Zwar wurde auch in dieser Untersuchung zwischen herkunftskulturell homogenen und heterogenen Formen der Selbstorganisation unterschieden. Dass in der Gesamtbefragung in Nordrhein-Westfalen (vgl. ebd.: 41) die Vereine ganz überwiegend angaben, mit anderen Selbstorganisationen und auch mit Parteien und Landes- und Kommunalbehörden zusammenzuarbeiten und Kontakt zu haben, steht im eklatanten Widerspruch zu den Interpretationen von Diehl und den in den vorherigen Kapiteln diskutierten „sozialtheoretischen“ Annahmen von Esser und der Sozialkapitalforschung, auf die sich diese stützen.

Zudem zeichneten schon zu dieser Zeit Studien durchaus unterschiedliche Entwicklungslinien von Migrantenorganisationen der verschiedenen Zuwanderergruppen gerade auch im Verhältnis zu entsprechenden Integrationsmustern nach (vgl. Thränhardt/Hunger 2000; Hunger 2002b). Demnach vermochten sich vor allem Gruppen, welche homogene und effektive Organisationen aufgebaut haben und damit die Interessen ihrer Gruppe auch vertreten und durchsetzen konnten, erfolgreich in die deutsche Gesellschaft integrieren.

Der im Jahr 2001 im Auftrag des Bundesministeriums für Familie, Soziales, Frauen und Jugend von INBAS-Sozialforschung erstellte Bericht über freiwilliges Engagement von Migrant(inn)en (vgl. Huth 2002) fasste dann zum ersten Mal Forschungsstudien in Deutschland über das Thema zusammen. Weitere Bestandsaufnahmen sowohl der wissenschaftlichen Diskussion als auch der nationalen, kommunalen und regionalen Programme zur Förderung des bürgerschaftlichen Engagements von Migrant(inn)en sowie entsprechender best practice-Beispiele wurden von INBAS-Sozialforschung im Rahmen des Projektes „Bürgerschaftliches Engagement von Migrantinnen und Migranten (MEM-VOL – Migrant and Ethnic Minority Volunteering“) von 2002 bis 2003 mit Förderung der Europäischen Kommission und des BMFSFJ als transnationales Austauschprogramm mit sechs europäischen Mitgliedstaaten durchgeführt (vgl. www.mem-volunteering.net; Huth 2003).

Der bisher differenzierteste Forschungsüberblick wurde jedoch von Norbert Cyrus (vgl. 2005) vorgelegt für das europäische POLITIS-Projekt: „Building Europe with New Citizens? An Inquiry into the Civic Participation of Naturalised Citizens and Foreign Residents in 25 Countries“. Der Autor kommen zu dem Schluss, dass sich bis zu diesem Zeitpunkt die Forschungen in Deutschland vor allem auf den Bereich der Mitgliedschaft in Organisationen konzentrierte. Zudem beschränkte sich vor dem Hintergrund, dass in der Bundesrepublik zwischen verschiedenen Kategorien von Zugewanderten in Bezug auf die Staatsbürgerschaft (ethnische Deutsche, EU-Staaten, Drittstaaten) und den Wohnsitz-Status (Wohnsitz und Aufenthaltserlaubnis; Flüchtlinge und Asylantinnen und Asylanten) unterschieden wird, die Forschungen

im Allgemeinen auf gesetzlich und dauerhaft wohnende Zugewanderte (vgl. ebd.: 20).

Nicht zuletzt weil so aufgrund rechtlicher Rahmenbedingungen organisierte Formen der Selbstvertretung für Migrant(inn)en gar nicht immer möglich sind, scheint bei ihnen die Grenze zwischen organisiertem und nicht organisiertem sozialem Engagement – z.B. innerhalb ethnischer Communities – eher fließend. Vor diesem Hintergrund haben wir uns in AMIQUUS entschieden, im Anschluss an die erwähnte NRW-Studie unter dem Begriff „migrantischer Selbst(hilfe)organisationen“ sowohl formale als auch informelle soziale Beziehungen von Zugewanderten zu fassen, insofern sie auf gemeinsame Ziele ausgerichtet sind, die über rein private Interessen hinausgehen und die autonome Bestimmung von ökonomischen als auch sozio-kulturellen Lebensbedingungen verfolgen.

Weiterhin moniert Cyrus in seinem Forschungsüberblick, dass die Untersuchungen in der Regel nur die Art der *Teilnahme* von Zugewanderten an mikro-, meso- und makrosozialen Organisationsformen des gesellschaftlichen Lebens in Deutschland fokussiert haben. Die im Begriff der *Teilhabe* gefasste Partizipation an den Resultaten entsprechender Prozesse im Sinne von gesellschaftlicher Macht, Sicherheit, Wohlstand und Freiheit sei so gut wie kaum in den Blick genommen worden. Demgegenüber werde in den zumeist sehr generalistischen Interpretationen der jeweils erhobenen Daten im Hinblick auf einen wenig spezifizierten und eher traditionellen Begriff von Integration häufig nicht einmal die in der wissenschaftlichen Debatte übliche Differenzierung zwischen politischer, sozialer und kultureller Partizipation aufgenommen (vgl. ebd.: 25). Unserer Ansicht nach zu Recht hebt Cyrus (vgl. ebd.: 51) in diesem Zusammenhang hervor, dass die Frage, inwieweit migrantische Selbst(hilfe)organisationen integrationsfördernd oder -hemmend wirkten, vor allem eine Frage der Interpretation von empirischen Daten sei und sich nicht aus diesen selbst heraus beantworten lasse.

Im Zusammenhang mit den Hauptforschungslücken (vgl. ebd.: 56) weist Cyrus darauf hin, dass obwohl Moschee-Vereinigungen als solche in den Herkunftsländern gar nicht vorkommen, ihre Bedeutung jedoch über die Etikettierung als „herkunftsländorientiertes Sozialkapital“ mit den kulturellen Eigenschaften der eingewanderten Gruppen zu erklären versucht werden. Genealogisch betrachtet seien sie jedoch nur aus den Wechselwirkungen mit den Einrichtungen des Gastlandes heraus zu verstehen und müssten in der Forschung entsprechend analysiert werden, wie dies auch von Pries (s.o.) gefordert wurde.

Eine weitere Hauptforschungslücke ist sicherlich das bisherige Fehlen von repräsentativen Daten zur Selbsthilfe und Selbstorganisation von (älteren) Migrant(inn)en. Zwar wurde im Rahmen des im Auftrag des BMFSFJ durchgeführten Forschungsprojektes „Repräsentative Erhebung zum Ehrenamt“ – kurz: Freiwilligensurvey (vgl. Rosenblatt 2000) im Auftrag des

BMFSFJ – eine erste Erhebung unter 15.000 Bundesbürger(innen) zur Erfassung des Umfangs und der Art freiwilliger Betätigung sowie der Bereitschaft zum Freiwilligen Engagement in Deutschland durchgeführt. Da diese nur unzureichende Aussagen über Menschen mit Migrationshintergrund erlaubte, wurde in der zweiten Erhebung von 2004 im Rahmen einer Vertiefung (vgl. Geiss/Gensicke 2005) eine Sonderauswertung zu deren freiwilligem Engagement durchgeführt. Allerdings weicht der dabei zugrunde gelegte Begriff nicht nur von der Definition „Personen mit Migrationshintergrund“ im Mikrozensus ab (vgl. BMFSFJ 2006: 308f.). Leider kann auch diese Stichprobe keine Repräsentativität beanspruchen¹.

Demgegenüber liegen mit der vom BMFSFJ in Auftrag gegebenen Untersuchung „Freiwilliges Engagement von Türkinnen und Türken in Deutschland“ der Stiftung Zentrum für Türkeistudien immerhin repräsentative Zahlen über das freiwillige Engagement von Türkeistämmigen in Deutschland vor (Halm/Sauer 2005). Die Untersuchung wurde in deutscher und in türkischer Sprache parallel zum zweiten Freiwilligensurvey durchgeführt und nutzte die gleichen Frageformulierungen wie der Freiwilligensurvey. Die Ergebnisse dieser Untersuchung bestätigen weitgehend die der Sonderauswertung des Freiwilligensurvey. Mit einem Anteil von 50% der Befragten besteht ein sogar im Vergleich zur Sonderauswertung des Freiwilligensurvey noch höheres Potenzial an türkeistämmigen Migrant(inn)en, die ein Interesse an der Aufnahme oder Ausweitung des Engagements geäußert haben.

Auch die schon im 1. Kapitel angesprochene „Ausländerstichprobe“ des Alterssurvey von 2002 zeigt zur Frage nach gesellschaftlicher Integration und Partizipation am sozialen und politischen Leben einen „weitaus geringer als erwartet“ (Krumme/Hoff 2004: 491) hinter dem der gleichaltrigen Deutschen zurückbleibenden Organisationsgrad der älteren Ausländer(innen) in Vereinen und Verbänden. Zudem verweist der Bericht darauf, dass „die tatsächlichen Werte für ehrenamtliches Engagement [...] vermutlich noch etwas höher [liegen], da Informationen zu weiteren Ämtern und Funktionen, die außerhalb der hier betrachteten Gruppen und Vereine ausgeübt werden und im Interview in einer offenen Frage erhoben wurden, hier nicht berücksichtigt wurden“ (ebd.: 476). Und weiterhin gibt er „zu bedenken, dass das Erhe-

1 So wird die Gruppe der Migrant(inn)en, die an der Befragung teilgenommen haben, durch Personen dominiert, die aus der ehemaligen Sowjetunion und aus mittel- bzw. osteuropäischen Ländern stammen. Erst an zweiter Stelle sind Migrant(inn)en aus klassischen Einwandererländern wie Italien, Spanien und Portugal vertreten. Personen mit türkischer Staatsangehörigkeit, die in der Türkei geboren wurden, sind nicht in der Stichprobe enthalten. Inwiefern in Deutschland geborene Personen mit türkischer Staatsangehörigkeit in dieser vertreten sind, ist nicht klar, da die Staatsangehörigkeit der in Deutschland geborenen Nicht-Deutschen nicht erhoben wurde. Hinzu kommt, dass die Erhebung über Telefoninterviews erfolgte, was zwangsläufig auch eine Selektion hinsichtlich der Sprachkompetenz impliziert.

bungsinstrument primär auf die Bedürfnisse der deutschen Bevölkerung zugeschnitten war“ (ebd.: 491) und „eine gesonderte Abfrage ausländer- und migrantenspezifischer Informationen zu Vereinen und Organisationen, wie beispielsweise ihre ethnische Zusammensetzung und inhaltlichen Ziele“ (ebd.: 475), fehlten.

Ein durchaus breiteres Spektrum hierzu wird in den Mehrthemenbefragungen der „Stiftung Zentrum für Türkeistudien“ erfasst, die deshalb von Norbert Cyrus in seiner Bilanzierung des bundesdeutschen Forschungsstandes für das POLITIS-Projekt trotz ihrer Beschränkung auf Türkeistämmige als zu den gehaltvollsten Studien in Deutschland zum Thema zivilgesellschaftliches Engagement von Zugewanderten gewürdigt wurde. So zeigt sich in der neunten Mehrthemenbefragung, dass mit zunehmendem Alter der Anteil derjenigen, die nur in türkischen Vereinen organisiert sind, zunehme, was sich auch in der Generationszugehörigkeit abbilde: „Erstgenerationsangehörige sind überdurchschnittlich häufig und zu fast zwei Dritteln nur in türkischen, aber immerhin auch zu einem Viertel in deutschen und türkischen Vereinen tätig“ (Sauer 2009: 157). Demnach sei in Moscheevereinen und türkischen Kulturverbänden nicht nur das Durchschnittsalter der Mitglieder sehr hoch. Auch seien „Erstgenerationsangehörige in den Moscheevereinen deutlich und in den Kulturvereinen leicht überproportional häufig Mitglieder“ (ebd.: 160).

Was die Mitgliedschaft in deutschen und „herkunftsbezogenen“ Vereinen angeht, gibt es im Großen und Ganzen deutliche Parallelen zu der im gleichen Jahr von der Deutschen Islamkonferenz in Auftrag gegebenen Studie „Muslimisches Leben in Deutschland (MLD)“ des Bundesamtes für Migration und Flüchtlinge (BAMF 2009). Zum Teil finden sich jedoch auch Unterschiede, über die sich nur mutmaßen lässt und welche die Fragwürdigkeit entsprechender Prozentwerte selbst bei repräsentativen Studien erneut bekräftigen. Vermutlich sind es sozialräumliche Unterschiede in den beiden Stichproben, die diese Abweichungen zumindest mit bedingt haben dürften, hängt doch die Gründung gerade sogenannter „herkunftslandbezogener“ Vereine sehr stark von der lokalen Zusammensetzung der Bevölkerung ab, weshalb wir in AMIQUUS gerade auf den Einfluss unterschiedlicher Quartiersstrukturen einen ganz besonderen Untersuchungsschwerpunkt gesetzt und dies schon in der Anlage unserer Studie mit den vier unterschiedlichen Untersuchungsorten (vgl. Kap. 4) entsprechend berücksichtigt haben.

Obwohl es sich bei der Sonderauswertung des Freiwilligensurveys um keine für Zugewanderte repräsentative Stichprobe handelte, wurden im Zusammenhang mit der Erprobung des Indikatorensets zum bundesweiten Integrationsmonitoring (vgl. ISG/WZB 2009) auf der Basis dieses Datensatzes multivariate Regressionsanalysen durchgeführt (für die allerdings auch keine Repräsentativität der Stichprobe erforderlich ist!), um zu überprüfen, „welchen Einfluss die individuellen Erklärungsfaktoren auf das freiwillige

Engagement der Befragten haben“ (ebd.: 167). Die Ergebnisse zeigen, dass selbst wenn „sozialstrukturelle Merkmale, zu denen das Bildungsniveau, das Haushaltseinkommen und der Tätigkeitsstatus der Befragten zählen“ (ebd.: 169), kontrolliert werden, „die Chancen von männlichen Migranten der ersten Generation, sich freiwillig zu engagieren, [...] deutlich unter denen von Männern ohne Migrationshintergrund“ (ebd.: 168) liege. Ähnlich sähe dies auch für Frauen aus, die sich jedoch insgesamt „seltener freiwillig engagieren als Männer“ (ebd.: 168). Zudem könnten weder „Wohndauer und Urbanitätsgrad den Effekt des Migrationshintergrunds [...] aufklären“ (ebd.: 169), noch vermöchten „gesellschaftliches Interesse, Wertevorstellungen und Religionszugehörigkeit [...] die geringere Chance auf gesellschaftliche Beteiligung von männlichen Migranten der ersten Generation“ (ebd.) erklären.

Die Autor(inn)en der Studie sehen damit „eine Forschungsfrage aufgeworfen, der durch zukünftige Untersuchungen nachgegangen werden sollte“ (ebd.: 171). Dabei mutmaßen sie, dass möglicherweise „Sprachkenntnisse, geschlechtsspezifische Rollenvorstellungen, geringere Gelegenheitsstrukturen sowie Benachteiligungserfahrungen eine Rolle“ (ebd.) spielen könnten. In AMIQUUS sollten daher diese „geringere Chance auf gesellschaftliche Beteiligung“ (ebd.) älterer Migrant(inn)en nicht nur in der ersten Untersuchungsphase über die Fokusgruppen und Zukunftswerkstätten qualitativ erforscht werden, um diese Ergebnisse dann im zweiten Untersuchungsjahr über eine repräsentative, aktivierende Befragung auch quantitativ zu überprüfen. Vielmehr sollten in der dritten Untersuchungsphase die entsprechenden Partizipationsbarrieren auch handlungsforscherisch konkret untersucht werden, um dabei unabhängig von solchen mehr oder weniger plausiblen Hypothesen, wie sie im Rahmen der Studie zur Erprobung des Indikatorensets zum bundesweiten Integrationsmonitoring formuliert wurden, die verschiedenen Perspektiven der Beteiligten auf solche Bemühungen zu rekonstruieren.

Wie schon dargelegt, sind wir in AMIQUUS dabei jedoch von einem sehr viel umfassenderen Begriff von Beteiligung ausgegangen als der Freiwilligensurvey, an dem selbst die Autor(inn)en der Studie zur Erprobung des Indikatorensets monierten, dass er wesentliche Engagementbereiche dieser Bevölkerungsgruppe nicht miterfasse. So wurden im Freiwilligensurvey zwar nicht nur Aufgaben oder Arbeiten erfasst, die von Personen unbezahlt oder gegen eine geringe Aufwandsentschädigung in Vereinen, Initiativen, Projekten oder Selbsthilfegruppen übernommen werden. Neben diesen mit dem Terminus „freiwillig engagiert“ (vgl. Picot 2000: 125) bezeichneten Tätigkeiten wurden auch solche erhoben und als „gemeinschaftlich aktiv“ (ebd.) charakterisiert, die von Personen ausgeübt werden, die ohne formal Verantwortung zu übernehmen „irgendwo mitmachen“ (ebd.). Dennoch wird an der Anlage des Freiwilligensurvey bezogen auf Selbsthilfe und Selbstorganisation von Migrant(inn)en kritisiert, dass „Engagementbereiche im verwandtschaftlichen und bekanntschaftlichen Kontext, die bei Personen mit Migrati-

onshintergrund häufiger vermutet werden, untererfasst“ (ISG/WZB 2009: 171) blieben. Allerdings existieren auch dazu bereits aus anderen Studien Ergebnisse, die im Folgenden diskutiert werden sollen.

2.5 Zum Stand empirischer Forschung zu informellen Formen der Selbsthilfe und Selbstorganisation von Migrant(inn)en

Schon im Rahmen des Projektes „Entwicklung von Konzepten und Handlungsstrategien für die Versorgung älter werdender und älterer Ausländer“, das von 1992 bis 1995 von der Arbeiterwohlfahrt, Bezirksverband Westliches Westfalen, dem Diakonischen Werk der Evangelischen Kirche im Rheinland und dem Diözesan-Caritasverband für das Erzbistum Köln mit finanzieller Förderung durch das Bundesministerium für Arbeit und Sozialordnung durchgeführt wurde, erfolgte in vier Projektstandorten (Wuppertal/Solingen, Köln, Rheinisch-Bergischer Kreis/Oberbergischer Kreis und Düsseldorf) erstmals eine systematische Erhebung egozentrierter Netzwerke älterer Migrant(inn)en. Die Ergebnisse (vgl. Olbermann/Dietzel-Papakyriakou 1995) lieferten wichtige Anhaltspunkte für die sozialpädagogische Arbeit des Projektes und die Entwicklung von netzwerkfördernden Maßnahmen. Aufgrund der gezielten Auswahl der Proband(inn)en war die Stichprobe zwar nicht repräsentativ. Dennoch erlaubte sie aufgrund der ausgeprägten Heterogenität im Hinblick auf zentrale soziodemographische Merkmale nicht nur eine differenzierte Betrachtungsweise von Bedarfslagen und Versorgungsnotwendigkeiten, sondern unter Berücksichtigung der Besonderheiten der Stichprobenszusammensetzung auch Schlussfolgerungen auf die Gesamtpopulation bzw. Teilgruppen der älteren Arbeitsmigrant(inn)en.

In dieser Hinsicht hat Elke Olbermann in ihrer Dissertation „Soziale Netzwerke, Alter und Migration: Theoretische und empirische Explorationen zur sozialen Unterstützung älterer Migrant(en)“ (2003) diese Daten genutzt, um drei zentrale Netzwerkmerkmale – die Netzwerkgröße, die ethnische Homogenität bzw. Heterogenität und die Art der Rollenbeziehungen – etwas differenzierter zu analysieren. Dabei kommt sie zu dem Ergebnis, dass zwar die Netzwerkgröße der Untersuchungsteilnehmer weitgehend den Befunden zur einheimischen Bevölkerung entspricht, nach denen die Mehrheit älterer Menschen in relativ umfangreiche soziale Netzwerke eingebunden ist. Allerdings setzten sich die sozialen Netzwerke der befragten älteren Migrant(inn)en überwiegend aus Geselligkeitskontakten innerhalb der eigenen Ethnie zusammen, während die „Teilnetzwerke instrumenteller und emotionaler Unterstützung“ (ebd.: 243) sich dagegen als „deutlich geringer besetzt“ (ebd.)

und noch stärker auf „innerethnische Bezugspersonen“ (ebd.: 235) konzentriert erwiesen. So erkläre sich auch das Übergewicht der außerfamiliären Bezugspersonen im Gesamtnetzwerk aus den umfangreichen Geselligkeitskontakten, „während in den Teilnetzwerken der praktischen Hilfe im Alltag und vor allem im Bereich der emotionalen Unterstützung die familiären gegenüber den außerfamiliären Netzwerkpersonen deutlich dominieren“ (ebd.: 245).

In dieser Weise konnte Olbermann nachweisen, dass es sich zwar „vor allem bei den Beziehungen zu den Kindern und den Ehepartnern um multiplexe Beziehungen handelt, während sich die anderen Bezugspersonengruppen als wesentlich funktionsspezifischer erweisen“ (ebd.). Entsprechend stellten bspw. „kleine Gefälligkeiten [...] den Untersuchungsbefunden zufolge auch bei den älteren Migrantinnen eine typische Form der Nachbarschaftshilfe dar“ (ebd.). Bezüglich praktischer Hilfe im Alltag komme jedoch „den Kindern eine herausragende Bedeutung zu, während alle anderen Bezugspersonengruppen hier nur eine untergeordnete Rolle“ (ebd.) spielten. Sie deutet dies dahingehend, dass ältere Migrant(inn)en „in der Regel nur über eine geringe Anzahl verlässlicher und vertrauensvoller Bezugspersonen verfügen und [...] das Unterstützungspotential im Falle erhöhter Hilfebedürftigkeit eng begrenzt sein dürfte“ (ebd.: 243).

Dies sollte in AMIQUUS über die erste qualitative Untersuchungsphase und die dann daran anschließende quantitativ-repräsentative aktivierende Befragung einer detaillierteren Überprüfung unterzogen werden. Im Hinblick auf den qualitativen Zugang schienen uns allerdings egozentrierte Netzwerkkarten weniger geeignet – und dies nicht nur wegen des ihnen zugrunde liegenden methodologischen Individualismus. Vielmehr setzen solche Netzwerkkarten schon Kategorisierungen voraus, die wir erst aufgrund von Beschreibungen von älteren Migrant(inn)en mit wem sie wie und wo ihren Alltag organisieren (s.u. Kap. 3.2), rekonstruieren wollten, um diese dann auch in der quantitativen Untersuchung angemessen in standardisierter Form abfragen zu können.

Was die Solidität quantifizierender Befunde zu diesem Bereich betrifft, sind sicher die multivariaten logistischen Regressionsanalysen hervorzuheben, die Helen Baykara-Krumme (2007) gestützt auf die Daten des schon mehrfach angesprochenen Deutschen Alterssurveys von 2002 und des Sozioökonomischen Panels von 2001 durchgeführt hat. Mit deren Hilfe hat sie Determinanten von Generationenbeziehungen zwischen Ausländer(inn)en und Deutschen untersucht – besonders im Hinblick auf die Wohnsituation, die Kontakthäufigkeit und emotionale Nähe, das Ausmaß potenzieller und tatsächlich erfolgter Unterstützung und intergenerationaler Probleme. Wie schon die im Kapitel 10.6 „Intergenerationale Familienbeziehungen“ des Surveys (vgl. Krumme/Hoff 2004) zusammengefassten Ergebnisse zeigen mit durchaus anderen Akzentuierungen als die skizzierten Netzwerkanalysen

von Olbermann auch ihre Berechnungen, dass der Familienzusammenhalt von Ausländer(inn)en kaum größer ist als der bei Deutschen. Allerdings konnte sie auch nicht die These eines stärker ausgeprägten „intergenerational gap“ bei Migrant(inn)en bestätigen. Aus dieser Studie gehen zwei offene Forschungsfragen hervor:

- a) „eine klare Spezifizierung von verschiedenen Konfliktsituationen sowie ein Fokus auf mögliche Inhalte und insgesamt so eine klare Unterscheidung von Konfliktursachen, Formen der Auseinandersetzung und Bewältigungsstrategien“ (ebd.: 46), die wir in AMIQUUS jedoch weniger bezogen auf innerfamiliäre Netze, sondern darüber hinausgehende Formen von Selbsthilfe und Selbstorganisation in Nachbarschaft, Community und Quartier untersuchen wollten.
- b) hält es Helen Baykara-Krumme für notwendig, bezogen auf die von ihr festgestellten weitgehenden Balance von Nehmen und Geben zwischen erwachsenen Kindern und Alten bei Migrant(inn)en und bei Einheimischen in weiterer Forschung „auch migrantenspezifische Formen der Hilfe (wie Übersetzungsleistungen, Begleitung bei Arztbesuchen oder Behördengängen) zu berücksichtigen. Denn sowohl der Bedarf als auch die geleistete Unterstützung sind in Migrantenfamilien aufgrund von möglichen Sprachproblemen und Unkenntnis beispielsweise der öffentlichen Einrichtungen und Behörden vermutlich doch viel größer“ (ebd.), was wir in AMIQUUS zumindest für die von uns untersuchten älteren Migrant(inn)en ebenfalls empirisch überprüfen wollten.

Ähnlich wie Olbermann auf Basis ihrer Netzwerkanalysen vermutet auch Baykara-Krumme vor dem Hintergrund eines „im Vergleich zu einheimischen Familien häufigere[n] Zusammenleben[s] [...], dass erwachsene Kinder bei Migrant(inn)en möglicherweise doch eine wichtigere Unterstützungsressource für die Eltern darstellen: Das Potential für instrumentellen, finanziellen, emotionalen und kognitiven Hilfeaustausch ist in einem gemeinsamen Haushalt entscheidend größer“ (ebd.: 47). Dabei zeigten sich in ihren multivariaten Analysen „beständige Unterschiede nach Herkunftsland für die Migrant(inn)en aus der Türkei und aus Italien“ (ebd.), die – wie verschiedene andere Untersuchungen (z.B. Nauck/Suckow 2006, Albertini u.a. 2006) dies ebenfalls nahe legen – auf einen „migrantengruppenspezifischen, möglicherweise auch herkunftslandbezogenen kulturellen Unterschied verweisen“ (Baykara-Krumme 2007: 47) würden. Dagegen zeigten sich die Beziehungen von Zugewanderten aus der ehemaligen Sowjetunion zu ihren Eltern insgesamt denjenigen der Autochthonen am ähnlichsten.

Auch die schon angesprochenen Mehrthemenbefragungen der „Stiftung Zentrum für Türkeistudien“ (vgl. Sauer 2009; 2010), wie auch die Untersuchung „Muslimisches Leben in Deutschland (MLD)“ (vgl. BAMF 2009)

haben Aspekte der Selbsthilfe im verwandtschaftlichen und bekanntschaftlichen Kontext entsprechend zu berücksichtigen versucht. Und in beiden finden sich Befunde, die in die gleiche Richtung gehen. Jedoch dominieren auch in diesen beiden Studien noch Fragen von Ethnizität, Integrationsproblemen und kulturellen Konflikten die gar nicht einmal so versteckte „agenda“ (vgl. Cyrus 2005: 56) der Analyse ihrer empirischen Befunde. Und so werden trotz zumindest teilweise Rückgriff auf multivariate Verfahren auch in diesen beiden Studien den entsprechenden Untersuchungsgruppen zumindest latent bestimmte kulturelle, soziale und politische Eigenschaften zugeschrieben: Besonders massiv in der MLD-Studie, die ja höchst unterschiedliche Einwanderergruppen erfasst hat.

In der Mehrthemenbefragung zeigt sich diese „agenda“ besonders deutlich im expliziten Bezug auf Thomas Meyers (2002) Definition von „Parallelgesellschaften“. Diese wird zwar insofern kritisiert, als sie sich nur auf das „Wie“ des Zusammenlebens beziehe und damit die Teilhabedimension vernachlässige, die berücksichtigt werden müsse, „wenn es um die Einschätzung der gesellschaftlichen Folgen von Parallelgesellschaften geht, da sie der wohl wichtigste Bestandteil gesellschaftlicher Integration“ (Sauer 2009: 174) sei. Dennoch hat die Mehrthemenbefragung, „um die türkeistämmigen Migranten als Angehörige einer Parallelgesellschaft in Anlehnung an die Definition Meyers zu identifizieren“ (ebd.: 170), für die hierzu von Meyer vorgeschlagenen fünf Indikatoren Grenzwerte festgelegt, „jenseits derer die Befragten als segregiert oder nicht segregiert definiert werden [...] Religion: sehr und eher religiös; Lebenswelt: nie und selten Freizeitbeziehungen zu Deutschen; Zivilgesellschaft/Institutionen: Organisation ausschließlich in türkischen Vereinen; Freiwilligkeit von Segregation: Keine Kontakte zu Deutschen bei gleichzeitig fehlendem Wunsch nach solchen Kontakten (Freiwillige Isolation); Wohnraum: Leben in Vierteln mit überwiegend türkischer Bevölkerung“ (ebd.).

Hervorstechendes Ergebnis ihrer entsprechenden multivariaten Analysen ist, dass mit ca. einem Fünftel – und damit fast doppelt so häufig, wie die nächst jüngere Gruppe (vgl. ebd.: 174) – Zugewanderte ab 60 Jahre „in der Gruppe der tendenziell in parallelgesellschaftlichen Strukturen Lebenden [...] deutlich überrepräsentiert [sind]. Mit zunehmendem Alter steigt der Anteil derjenigen, die in mindestens drei der fünf Bereiche parallelgesellschaftliche Tendenzen aufweisen. [...] Entsprechend sind Erstgenerationsangehörige überproportional häufig unter den Segregierten“ (ebd.: 173) vertreten. Nicht so einfach zu entkräften ist in diesem Zusammenhang der Befund der Mehrthemenbefragung, wonach sich bezüglich derjenigen, die über keine Kontakte zu autochthonen Deutschen verfügten „ältere Migranten insbesondere der ersten Generation, [...] sowie, bedingt durch die Generation und den Zuwanderungsgrund, Befragte ohne Schulabschluss in der Türkei und nicht Erwerbstätige“ (ebd.: 133) mit jeweils um die 15 Prozent überrepräsentiert

zeigten. Sowohl im Freundes- und Bekanntenkreis, wie auch in Familie und Verwandtschaft hätten Frauen um ca. 3 Prozent weniger Kontakte zu autochthonen Deutschen als Männer (vgl. ebd.).

Dies hat mit Sicherheit auch damit zu tun, dass solche Kontakte sich bei Erwerbstätigen im Bereich ihrer Berufstätigkeit weitaus häufiger einstellen als im nachbarschaftlichen Kontext, was sich auch über die Jahre hinweg in den entsprechenden Ergebnissen der Mehrthemenbefragungen widerspiegelt (vgl. ebd.: 136). Damit korrespondiert, dass der Wunsch nach Kontakt zu autochthonen Deutschen überdurchschnittlich häufig bei älteren Zugewanderten sowie Arbeitslosen und Hausfrauen ausgeprägt ist (vgl. ebd.: 144).

Dass in der Mehrthemenbefragung diejenigen, „die sich keine weiteren Kontakte zu Deutschen wünschen, häufiger Diskriminierungserfahrungen an[gaben] als solche, die diesen Wunsch haben“ (ebd.: 166f.), stützt Elke Olbermanns Interpretation, dass sich hinter der Präferenz älterer Migrant(inn)en für die eigene ethnische Gruppe der Wunsch nach „weitgehende[r] soziale[r] Homogenität“ (2003: 244) sowie dem „Aufbau von symmetrischen, d.h. gleichberechtigten Beziehungen“ (ebd.) verberge. Die Interaktionen mit Einheimischen seien aber für ältere Migrant(inn)en „bereits aus sprachlichen Gründen zwangsläufig asymmetrisch“ (ebd.). Zudem werde in den „innerethnischen Interaktionen [...] ethnisches und migrationsbezogenes Wissen, d.h. spezifisches Wissen über die Migration und ihre Bewältigung vermittelt“ (ebd.) Dies fördere nicht nur „die Erhaltung eines Sicherheitsgefühls und des Gefühls, die Situation meistern zu können“ (ebd.), sondern sei „zudem für die Kompetenzerhaltung und die Entfaltung von Selbsthilfepotentialen von zentraler Bedeutung“ (ebd.) – besonders im Hinblick auf „wichtige Vermittlungsfunktionen zwischen den älteren Migranten und den formellen Unterstützungsangeboten“ (ebd.).

Im Hinblick auf die Wahrscheinlichkeit, autochthone deutsche Freunde zu haben, erwiesen sich in einigen Studien Schulbildung (vgl. Haug 2005; Farwick 2007) ebenso wie Wohnsegregation und auch religiöse Aspekte (vgl. Haug 2005: 269) als eigenständige Effekte. So haben laut MLD-Studie Muslime „in der Familie, am Arbeitsplatz, in der Nachbarschaft und im Freundeskreis seltener Kontakt zu Personen deutscher Herkunft als Angehörige anderer Religionen“ (BAMF 2009: 264). Problematisch wäre es jedoch, dies ihnen selbst zuzuschreiben, kann dieser mangelnde Kontakt doch gerade auch mit den in den letzten Jahren in der Bundesrepublik verstärkt zu beobachtenden islamophobischen Tendenzen (vgl. Hafez 2011) erklärt werden.

Zu durchaus unterschiedlichen Ergebnissen kommen verschiedene Untersuchungen zum Effekt von Wohnsegregation auf die Kontakthäufigkeit zu autochthonen Deutschen. So haben Babka von Gostomski/Stichs (vgl. 2008) bei ihrer multivariaten Untersuchung zu Determinanten der Kontakthäufigkeit zu Freunden nachzuweisen versucht, dass das Leben in einem Ausländerviertel bei allen betrachteten Gruppen in der Regel mit verringerten Kon-

takten zu autochthonen Deutschen im Freundeskreis einhergehe. Demgegenüber bestätigte sich der bereits 1990 von Alpheis erzielte Befund, dass sich – wenn man die Einflüsse der individuellen Merkmale der Bewohner kontrolliert – ein Effekt der Nachbarschaft für die Häufigkeit interethnischer Kontakte nicht nachweisen lässt, auch in Farwicks (2007) Bremer Untersuchung.

Zudem kann – wie selbst die Autorinnen der MLD-Studie eingestehen – aus ethnischer Segregation nicht im Umkehrschluss auf Abschottungstendenzen geschlossen werden, da Segregation oftmals nicht darauf zurückzuführen ist, dass Migrant(inn)en Wohnviertel mit Bewohnern gleicher Herkunft präferieren (vgl. dazu May/Alisch 2012). Vielmehr scheint Wohnsegregation primär den Bedingungen des Wohnungsmarktes (Friedrich 2008: 394ff.; Häußermann/Siebel 2004: 153ff.; Horr 2008) geschuldet zu sein. Dies spricht gegen die von Esser „sozialtheoretisch“ hypostasierte Kausalkette „Segregationen fördern über die strukturell erzeugte Kontaktdichte der Akteure kulturelle Segregationen, und die kulturellen Segregationen verstärken wiederum die räumlichen Segregationen“ (2001: 82). Da „genauso wie bei der deutschen Bevölkerung [...] bei der Migrantenbevölkerung die untersten Schichten am stärksten segregiert“ (Häußermann 2007: 239) wohnen, ist empirisch auch nur sehr schwer „zwischen ethnischen und sozialen Effekten einer räumlichen Konzentration zu unterscheiden“ (ebd.).

Allerdings hat Farwick (vgl. 2009: 307f.) jüngst auf der Basis multivariater Analysen zeigen können, „dass es sich bei den beiden gebietsbezogenen Auswirkungen des Ausländeranteils und der Sozialhilfedichte um zwei sich gegenseitig überlagernde, unabhängige und entgegengesetzt wirkende Einflüsse handelt“ (ebd.). Zwar bildeten sich „auf der Ebene der kleinräumigeren näheren Nachbarschaften [...] mit einem erhöhten Anteil türkischer Migranten in deutlich geringerem Maße eingliederungsfördernde Freundschaftsbeziehungen zu Personen deutscher Herkunft. [...] Von einer eingliederungshemmenden Wirkung der ethnischen Segregation auf der räumlichen Ebene ganzer Wohnquartiere“ (ebd.: 311) könne jedoch – „entgegen der in der Literatur häufig“ (ebd.) gerade auch von Esser „vertretenen Ansicht – nicht ausgegangen werden“ (ebd.).

Denn ganz im Gegensatz zu Essers Sozialtheorie hat sich in Farwicks Untersuchung „unter Kontrolle der Sozialhilfedichte der Quartiere (als Indikator für ein sozial belastetes Umfeld) sowie weiterer bedeutender Individualmerkmale“ (ebd.: 307) sogar „ein positiver (distanzvermindernder) Effekt des Ausländeranteils im Sinne der Kontakthypothese gezeigt“ (ebd.). Bezüglich des mit der Sozialhilfedichte – „aufgrund der damit einhergehenden sozialen Problematik im Wohnquartier“ (ebd.: 307) – gleichzeitig zu verzeichnenden Anstiegs sozial distanzierter Einstellungen, „stellte sich schließlich heraus, dass es vor allem die schon länger ansässigen deutschen Bewohner in sozial belasteten Wohnvierteln sind, bei denen eine soziale Distanzierung besonders ausgeprägt vorliegt“ (ebd.: 308).

Zudem verweisen seine Analysen auch auf „eine mit der Ressourcenausstattung der ethnischen Gruppe verbundene ambivalente Wirkung von intra-ethnischem sozialem Kapital [...], wonach dieses innerhalb ressourcenreicher ethnischer Gemeinschaften einen sozialen und ökonomischen Aufstieg durchaus befördern kann, während es innerhalb weniger gut mit Ressourcen ausgestatteter Migrantengruppen vornehmlich eine isolierende und damit strukturell benachteiligende Wirkung zeigt“ (ebd.: 310). Dieser Befund spricht jedoch eher für das strukturalistische Embeddedness-Theorem der Netzwerkanalyse, als Essers sozialtheoretischer Schule folgender Argumentation bezüglich einer Strukturintegration verhindernden „aufnahmelandsspezifischen Sozialkapitals“. Durch ihn lässt sich damit auch die Entscheidung von AMIQUUS untermauern, nicht an den durch die Esser Schule begründeten Mainstream der Forschungen zu migrantischem Sozialkapital oder einem Bürgerschaftlichen oder Freiwilligen-Engagement von Migrant(inn)en Anschluss zu suchen, sondern an jenes – wie in Kap. 2.3 skizziert – relational reformulierte Theorem einer „Einbettung der Einbettung“ (Bernhard 2010: 128) sowie die habitustheoretisch fundierte und deshalb ebenfalls strikt relational gefasste praxeologische Methodologie Bourdieus. Wie diese methodisch in AMIQUUS konkretisiert und umgesetzt wurde, erläutert das folgende Kapitel.

3. Alltag verstehen – Zugänge zu älteren Migrant(inn)en

3.1 Zur Anlage der Untersuchung

Als Projekt einer kooperativen praktisch einhakenden Sozialforschung war die 1. Projektphase von der Kontaktaufnahme und der Strukturierung der Zusammenarbeit mit den älteren Quartiersbewohner(inn)en mit Migrationsgeschichte geprägt. Dazu haben wir vier Untersuchungsquartiere – Wiesbaden Biebrich und das Wiesbadener Westend, Fulda-Aschenberg sowie den Münchner Norden – ausgewählt, nicht nur weil sie in ihrer Unterschiedlichkeit in etwa die Verschiedenheit der Wohnsituation älterer Migrant(inn)en in Deutschland widerspiegeln, sondern auch weil wir dort bereits über entsprechende Feldzugänge verfügten. In diesen vier verschiedenen Quartieren ebenso verschiedener Städte haben wir Fokusgruppen gebildet, um mit Repräsentant(inn)en unserer Zielgruppe nicht nur deren soziale und räumliche Alltagsorganisation zu diskutieren, sondern auch mit ihnen angemessenere Unterstützungsangebote ihrer Selbsthilfe- und Selbstorganisationsansätze zu entwickeln. Die verwendeten Methoden einer partizipativen Projektentwicklung – wie zum Beispiel die Durchführung von Zukunftswerkstätten – wurden von uns praxisforschend so ausgestaltet, dass sie zugleich Kriterien qualitativer Sozialforschung standhalten.

Um die auf diese Weise gewonnenen wissenschaftlichen Erkenntnisse zu Netzwerken der Selbsthilfe und Selbstorganisation, Raum- bzw. Infrastrukturnutzung, sowie Probleme und Interessen der älteren Migrant(inn)en auch statistisch zu überprüfen, sowie um Aussagen über deren sozialstrukturelle Verteilung zu ermöglichen, haben wir in der 2. Phase an allen Untersuchungsorten mündliche, standardisierte Befragungen durchgeführt. Diese wurden von uns aktivierend angelegt. Hierfür Gesprächspartner zu erreichen, hatte deshalb ebenso das Ziel, auch diese Älteren in den Wohnquartieren in einen „Prozess des Nachdenkens über ihre Situation [...] und was mögliche Handlungs- und Lösungsideen sein könnten“ (Richers 2003: 60) zu bringen. Insbesondere die quartiersbezogenen Teile der Befragungsbögen bezogen die konkreten Projektideen der Zukunftswerkstätten schon mit ein und erkundeten die Interessen der älteren Migrant(inn)en an diesen Projekten sowie eventuelle Engagementbereitschaft.

Damit ging es in der Interviewsituation zugleich darum, eine individuelle, längerfristige Vertrauensbasis zu schaffen, die auf der Erkenntnis gemeinsamer Interessen beruht. Im Sinne dieser originär der Aktionsforschung entlehnten Methodik wurden die Befragungsergebnisse dann in „Stadtteilver-

sammlungen“ oder „Senior(inn)enkonferenzen“ an allen vier Untersuchungs-orten zusammen mit den Mitgliedern der Fokusgruppen vorgestellt und diskutiert, um sie daran anschließend in Zusammenarbeit mit entsprechenden Praxispartnern zu verwirklichen.

Als „praktisch einhakende Sozialforschung“ war AMIQUUS damit seinem Anspruch zufolge nach mindestens drei Seiten hin gefordert:

1. Neben der wissenschaftlichen Verantwortung für valide, möglichst verallgemeinerbare Ergebnisse, die sich in die Forschungslandschaft ihres Gegenstandes einfügen, strebte das Projekt
2. eine starke und direkte Einbeziehung der älteren Menschen mit Migrationshintergrund in den Prozess der Problemdefinition, Lösungsfindung sowie einer konkreten partizipativen Projektentwicklung an;
3. waren die für eine sozialstaatliche Verbesserung der Lebensbedingungen funktional zuständigen Träger einer sozialraumorientierten- bzw. gemeinwesenbezogenen Sozialen Arbeit – insbesondere aus dem Bereich der Alten- und Migrations- bzw. Integrationsarbeit der Kommunen – eng in den Prozess dieser partizipativen Projektentwicklung im Sozialraum (vgl. May 2008b) einzubeziehen und erwarteten verwertbare, in ihre Praxislogik umsetzbare Ergebnisse.

Zweifellos war dies ein spannungsreiches Unterfangen, besonders im Hinblick auf die Ausbalancierung der unterschiedlichen Logiken der Ansätze von Selbstorganisation und Selbsthilfe auf Seiten der älteren Migrant(inn)en sowie den sozialstaatlichen Logiken der verschiedenen Träger Sozialer Arbeit.

Obwohl die Methodik der Moderation in den Gruppen älterer Migrant(inn)en sowie das Verhältnis der Moderation zu den institutionellen Hilfestrukturen „nicht zum Prozess der empirischen Forschung im engeren Sinne“ (Bohnsack 2006: 153) gehört, wurde deren Praxis an den vier Standorten von uns ebenfalls empirisch im Sinne rekonstruktiver Sozialforschung zu fundieren versucht. Insofern werden in diesem 3. Kapitel die angewendeten Forschungsmethoden vorgestellt, und auch darauf bezogene erste bedeutsame Ergebnisse zur Diskussion gestellt, die im Prozess selbst, in der Ausgestaltung der Methoden an den vier Untersuchungsorten herausgearbeitet wurden. Systematische Aspekte der rekonstruktiv-empirischen Fundierung der Moderation haben wir dann noch einmal in Bezug auf die Bewältigung von im Prozess des Moderierens auftretende „Critical Incidents“ im Abschnitt 7.4 aufgegriffen.

In den folgenden Abschnitten werden zunächst die Arbeit mit den Fokusgruppen, die Erfahrungen mit den Sozialraum/Netzwerk-Tagebüchern und den Zukunftswerkstätten sowie mit der Organisation der repräsentativen, aktivierenden Befragung dargestellt. Die systematische Auswertung der Ergebnisse im Hinblick auf die komparatistische Gewinnung entsprechender Typologien zu Netzwerken, Raum- und Infrastrukturnutzung, sowie Proble-

men und Interessen und ihrer interferenzstatistischen Überprüfung in der repräsentativen Befragung findet sich dann im Anschluss an die Analyse der sozialräumlichen Strukturen unserer Untersuchungsquartiere im Kapitel 5.

3.2 Die Fokusgruppen

Um die sozialräumliche Alltagsorganisation der älteren Migrant(inn)en in den vier ausgewählten Untersuchungsquartieren kennen zu lernen und zu verstehen, haben wir in der ersten Projektphase im Frühjahr 2009 jeweils eine Fokusgruppe von etwa 20 älteren Migrant(inn)en gebildet. Diese Fokusgruppen sollten sich so zusammensetzen, dass sie die Gruppe älterer Zugewanderter quartiersbezogen nach Ethnien, Religionen, Lebenslagen und Lebensweisen repräsentieren. Hauptaufgabe dieser Fokusgruppen sollte es sein, reflektierend die Erhebung ihrer sozialen Netzwerke und Raum- bzw. Infrastrukturnutzung zu begleiten. Diese sollte über von den einzelnen Mitgliedern der Fokusgruppen über zwei Monate zu führende sog. „Sozialraum/Netzwerk-Tagebücher“ passieren, in denen die Beteiligten stichpunktartig notieren, an welchen Orten sie mit wem was unternehmen/erledigen und welche Angebote und Gelegenheiten im Quartier und außerhalb sie dafür nutzen. Des Schreibens nicht Mächtige, die auch niemanden dafür in der Familie um Unterstützung bitten können, sollten ihren Tagesablauf den wissenschaftlichen Mitarbeiter(inn)en bzw. anderen Begleiter(inn)en der Fokusgruppe diktieren. Der wöchentliche Austausch untereinander sollte die Mitglieder dafür sensibilisieren, dass es tatsächlich um ihre alltäglichen Abläufe geht, da Menschen für gewöhnlich nur Besonderheiten für erwähnens- bzw. mitteilenswert halten.

Um die Mitglieder der Fokusgruppen zu rekrutieren, wurden ältere Bewohner(inn)en mit Migrationsgeschichte an den Untersuchungsorten zunächst durch Mitarbeiter(inn)en der Praxispartner angesprochen, die durch ihre bisherigen Kontakte in der Gemeinwesen- oder Integrationsarbeit und zum Teil aufgrund des eigenen Migrationshintergrunds bei den Betroffenen hohes Vertrauen genießen. Zum Teil verfügten auch die wissenschaftlichen Mitarbeiter(inn)en selbst an den einzelnen Untersuchungsorten schon durch ihre frühere professionelle Tätigkeit über entsprechende Zugänge zur Zielgruppe. Die schon gewonnenen Gruppenmitglieder wurden dann gefragt, ob sie andere ältere Migrant(inn)en aus dem Quartier kennen, die sich in ihrer Lebensweise und Lebenslage von ihnen selbst unterscheiden, um auf diese Weise über eine Art Schneeballsystem die Gruppen in der gewünschten Hete-

rogenität und Repräsentativität zu konstituieren². Die Fokusgruppen haben sich jeweils in den Räumen der Träger der Gemeinwesenarbeit oder anderer bekannter Träger vor Ort getroffen, da diese Orte möglichst durch andere Stadtteilprojekte bzw. Beratungs- und Unterstützungsangebote (z.B. Lotsenprojekt; Schreib- und Übersetzungsdienste etc.) vertraut sein sollten. Moderiert werden sollten sie in einem Tandem aus einem/einer (im Stadtteil bekannten) Mitarbeiter(in) der lokalen Gemeinwesen- bzw. Migrationsarbeit und einem/einer wissenschaftlichen Mitarbeiter(in). Nach Möglichkeit sollten in der Moderation beide Geschlechter und unterschiedliche ethnische Herkünfte vertreten sein.

In dieser ersten Phase wollten wir es den Mitgliedern der Fokusgruppe zunächst selbst überlassen, ob sie sich im Plenum oder nach Untergruppen ihrer Wahl organisieren. Wichtig erschien uns, dass eine Atmosphäre des Vertrauens entsteht, um auf diese Weise die Qualität der Erhebung ihrer Netzwerke und ihrer Raum- bzw. Infrastrukturnutzung zu verbessern. Falls in dieser Phase der Wunsch entstände, in einer gleichgeschlechtlichen Untergruppe zu arbeiten oder nur mit Menschen der gleichen Herkunftskultur oder Religion, sollte die Moderation diese Merkmale ebenfalls teilen. Spätestens zu den Zukunftswerkstätten sollten diese dann wieder zusammengeführt werden, um dann in Verbindung mit den anschließenden aktivierenden Befragungen zu den dort entwickelten Projektideen die älteren Migrant(inn)en nicht „nach Köpfen“ (weil diese ganz unterschiedliche Bedürfnisse vereinen können) – und schon gar nicht nach ‚Ethnien‘ –, „sondern nach Interessen zu organisieren“ (Negt 1977; May 2008c: Kap. 5).

Zu unserer Überraschung kam es jedoch zu keinen Untergruppenbildungen. Hierfür gibt es unterschiedliche Erklärungsgründe: Zum einen wurden die älteren Migrant(inn)en von uns ja nicht nur als Expert(inn)en ihrer sehr spezifischen Lebenswelt angesprochen, sondern es war ihnen klar, dass sie zusammengenommen als Fokusgruppe die Situation von älteren Migrant(inn)en im jeweiligen Quartier allgemein repräsentieren sollten. Darüber hinaus entdeckten sie zu Beginn der Gruppenarbeit selbst eine Gemeinsamkeit, die dann auch in allen Fokusgruppen artikuliert wurde: So hatte niemand von ihnen zuvor es erlebt, dass offizielle Vertreter(innen) des Landes, in dem sie leben, spürbar Anteil an ihnen, ihren Problemen und ihren Interessen genommen hätte – geschweige denn, dass ihnen von dieser Seite eine Kompetenz zur Gestaltung dieses Lebens zugesprochen worden wäre. Von unse-

2 Angelehnt an die Planungszellenmethodik (vgl. Diemel 2002), die ebenfalls darauf gerichtet ist, (planungs)betroffene „Laien“ für eine Arbeitsphase zu gleichgestellten „Expert(inn)en“ zu machen, wurde den Mitgliedern der Fokusgruppen eine Aufwandsentschädigung von 100 € / Monat zugesichert. Dies sprach sich in einigen Untersuchungsquartieren in den entsprechenden Communities sehr schnell herum, sodass wir zum Teil auch Interessierte zurückweisen mussten. In anderen Quartieren bzw. Communities wurde dieses Honorar eher als peinlich empfunden und die Mitarbeit auch unabhängig davon zugesichert.

rem durch ein Bundesministerium geförderten Projekt aber waren sie „auserkoren“ worden, im Anschluss an eine erste Phase der Erhebung ihrer Alltagsorganisation dann auch in einer Zukunftswerkstatt Projekte zur Verbesserung ihrer Lebensqualität zu planen.

Durch diese ihnen auch im unmittelbaren menschlichen Kontakt entgegengebrachte Wertschätzung, konnte ihre anfängliche Skepsis im Hinblick auf die Vertrauenswürdigkeit und Seriosität unseres Projektvorhabens nicht nur sehr rasch überwunden werden. Zugleich dürfte unsere von Respekt, Achtung und Anerkennung geprägte Haltung maßgeblich dazu beigetragen haben, dass bei fast allen Mitgliedern der Fokusgruppen ein rasch anwachsendes Selbstwertgefühl zu beobachten war. Vor allem jene Fokusgruppenmitglieder, die mit höheren Bildungsabschlüssen nach Deutschland eingewandert waren, aber nur in minderqualifizierten Berufsfeldern eine Anstellung gefunden hatten, vermittelten den Eindruck, dass sie geradezu davon beglückt waren, endlich mit ihren Kompetenzen „entdeckt“ worden zu sein.

Umgekehrt entstand dadurch bei einigen der (funktionalen) Analphabet(inn)en, die ja auch eine fremde Unterstützung brauchten, um ihre Sozialraum/Netzwerk-Tagebücher zu führen – bzw. „nur“ in Interviews über ihre Tagesabläufe Auskunft geben konnten – das Gefühl von Minderwertigkeit. In der Fokusgruppe des Wiesbadener Westend wurde es sogar erforderlich, um ein Abspringen zu verhindern, die Analphabeten zunächst in eine eigene Untergruppe zu fassen. Als dann aber in ihren Tagesberichten deutlich wurde, welch große Leistungen sie z.B. in der Versorgung ihrer Familien, Verwandtschaft und jeweiligen Community durch den Anbau von Obst und Gemüse im eigenen Garten, das Ernten frei zugänglicher Früchte und Kräuter, das Reparieren oder Herstellen von Gebrauchsgütern etc. erbringen, wuchs auch ihr Stolz, sodass auch diese Fokusgruppe rasch wieder zusammengeführt werden konnte.

Eine besondere Herausforderung an die Moderation stellte die Sprachproblematik da. Dafür wurden in den Gruppen unterschiedliche Lösungen gefunden. In Fulda wurde aufgrund der großen Mehrheit von Migrant(inn)en aus Staaten der ehemaligen Sowjetunion konsequent zweisprachig in Russisch und Deutsch kommuniziert, wobei für den deutschsprachigen Moderator und eine polnische sowie eine italienische Teilnehmerin immer schnell von der russisch sprechenden Gruppenmehrheit ein Umschalten auf die deutsche Sprache improvisiert wurde. So wurde innerhalb der Gruppe vermieden, dass sich Anderssprachige tendenziell an den Rand gedrängt fühlten. In den sprachlich sehr viel gemischteren anderen Fokusgruppen kommunizierte die des Wiesbadener Westend durchgängig in verschiedenen Sprachen, die jeweils gedolmetscht wurden, während die Fokusgruppen in Wiesbaden Biebrich und München sich auf Deutsch verständigten.

Auch dort waren Übersetzungsleistungen notwendig, sodass sich Mitglieder gleicher Sprachgruppen in diesen drei Fokusgruppen jeweils zusam-

mensetzten. Der Moderation fiel damit die Aufgabe zu, einerseits in der Gesamtgruppe die notwendige Zeit und den Raum für diese Verständigungspausen einzuräumen, um dann diese kurzzeitigen Auslagerungen immer wieder in das Plenum rückzubinden. Allerdings konnte dieses Vorgehen häufig vom Duktus der Lästigkeit bloßer Übersetzungsleistungen hin zu einer interkulturellen Verständigung über unterschiedliche Bedeutungen von Begriffen wie „Familie“, „Heimat“ oder „Lebensplanung“ geöffnet werden.

Auf diese Weise entwickelte sich im Laufe der Zeit in den Fokusgruppen eine Kultur inter- und transkultureller Verständigung, die dann auch ein wechselseitiges Nachfragen erlaubte, welches in anderen Kontexten möglicherweise als distanzlos, übergriffig, evtl. sogar als respektlos gefürchtet wird. So ermöglichte das von AMIQUUS über die Fokusgruppen eröffnete, vergleichsweise freie Setting von Zeit und Raum – in dem sich die Mitwirkenden auch über das Erkenntnisinteresse des Projektes hinaus immer wieder Nischen für ein wechselseitiges Befragen kultureller oder auch religiöser Eigenheiten erschlossen – intensive Prozesse der Selbstvergewisserung.

Die deutsche Sprache fungierte dabei als neutrales Medium zur inter- und transkulturellen Verständigung und gleichzeitig als Herausforderung in der Notwendigkeit, die einzelnen Begriffsdeutungen immer wieder zu klären. Dass von einer Vielzahl der Mitwirkenden in den Fokusgruppen diese Praxis im Nachhinein als der für sie effektivste Deutschkurs bewertet wurde – was ja keineswegs von AMIQUUS so intendiert war – kann als ein erster Indikator für die Bedeutung nonformaler Formen eines Sich-Bildens über gemeinsame lebenspraktische Tätigkeiten gewertet werden, deren Ausmaß im weiteren Projektverlauf dann noch sehr viel prägnanter zum Tragen kommen sollte.

Die Sozialraum/Netzwerk-Tagebücher, in Form einfacher Schulhefte, füllten sich höchst unterschiedlich. Zum einen überließen wir es den älteren Teilnehmer(inne)n, in welcher Sprache sie ihre Notizen festhielten. Einige legten großen Wert darauf, das Tagebuch in Deutsch zu führen, zeigten jedoch gleichzeitig Hemmungen, fehlerhaft zu schreiben. Dadurch sind einige der fast 80 Tagebücher tatsächlich nur mit Stichworten gefüllt worden. In den Fokusgruppen wurden dann zu diesen Stichworten jedoch immer auch Geschichten erzählt und ausgetauscht, sodass auch diese Stichworte sich für die die jeweilige Fokusgruppen begleitende wissenschaftliche Mitarbeiter(in) anschaulich füllten.

Ergänzt wurden diese Gespräche über die Tagebücher dadurch, dass mit Hilfe verschieden-farbiger Nadeln auf einer Stadtkarte verschiedene Tätigkeiten, Organisationsformen und Beziehungsqualitäten an konkreten Orten visualisiert wurden. Darüber hinaus wurden in allen Quartieren Stadtteilspaziergänge mit einzelnen oder kleinen Gruppen verabredet. „Vor Ort“ hatten die älteren Migrant(inn)en nochmals Gelegenheit, intensiver über ihr – z.T. unterschiedliches – Erleben und Handeln an diesen Orten und ihre darin deutlich werdenden Bedürfnisse und deren (Nicht-)Erfüllung zu reden. Auf

diese Weise sollen auch an diesen Orten bestehende Probleme und Barrieren einer angemessenen Lebensführung aus Sicht der Betroffenen thematisiert werden. Hierauf bezogene Gemeinsamkeiten und Unterschiede wurden so in den Fokusgruppen diskutiert und bezogen auf die sozialräumlichen (Vernetzungs-) Qualitäten der jeweiligen Orte sowie die dort zu organisierenden soziokulturellen Hintergrundbedürfnisse der jeweiligen Gruppe analysiert.

3.3 Die Zukunftswerkstätten

Nach der ersten Sommerpause der Fokusgruppen, in denen viele der älteren Migrant(inn)en in ihre Herkunftsländer reisten, haben wir im Herbst 2009 in allen vier Quartieren jeweils Zukunftswerkstätten durchgeführt. Thema waren nicht nur die Probleme und Barrieren (= Kritikphase der Zukunftswerkstatt) sowie Visionen (= Utopiephase der Zukunftswerkstatt) einer angemessenen Lebensführung dieser Bevölkerungsgruppe(n). Vielmehr entstanden daraus konkrete Projektideen für die jeweiligen Stadtteile (= Konkretisierungs- bzw. Verwirklichungsphase der Zukunftswerkstatt).

Nicht zufällig haben wir das in der Zukunftsforschung von Jungk und Müllert (1989) entwickelte Partizipationsverfahren der Zukunftswerkstatt hier zu einem Instrument der Handlungsforschung gemacht, steht es doch in der Tradition einer Demokratisierung von gesellschaftlichen Problemlösungen (vgl. Lewin 1968) als Weg „zur Vertiefung der Demokratie“ (Jungk/Müllert 1989: 11). Uns kam es darauf an, eine Methode einzusetzen, bei denen die älteren Migrant(inn)en „nach und nach ihre passive und resignierte Haltung auf[geben]“ (ebd. 21) können, weil „ihre eigenen [...] Lebenserfahrungen endlich gehört und entsprechend ernstgenommen“ werden (ebd.) – um nur einige von Jungk und Müllert vorausgedachten Wirkungen der Zukunftswerkstatt mit älteren Migrant(inn)en anzudeuten (vgl. May/Alisch 2011: 34).

In den Zukunftswerkstätten, die für einige aus den Fokusgruppen durchaus schon früher hätten stattfinden können, da der Wunsch, jetzt konkret und miteinander etwas zu entwickeln schon sehr frühzeitig in den Gruppen gereift war, spielte die Frage der gleichberechtigten Teilhabe an den Diskussionen über die unterschiedlichen Muttersprachen hinweg, erneut eine wesentliche Rolle. Vor allen methodischen Fragen war es in dieser Hinsicht wichtig, zunächst sozial und räumlich einen entsprechenden Rahmen zu schaffen. Die Anforderungen an die Räume ergaben sich dabei zum einen aus der Methode im Hinblick auf die Notwendigkeit eines zentralen Gruppenraumes für Plenumsitzungen mit entsprechenden Präsentationsmöglichkeiten sowie darüber hinaus Arbeitsmöglichkeiten für Kleingruppenarbeit. Räumlich zu gewährleisten war somit, dass eine dichte Gruppendynamik entstehen konnte

und jederzeit alle den gesamten Verlauf verfolgen, sowie einen Überblick über das gesamte Geschehen behalten konnten. Dies galt selbstverständlich im besonderen Maße für die Moderation und Übersetzung, die während der Arbeitsphasen auch in Kleingruppen jederzeit für Fragen und Hilfestellungen erreichbar sein mussten. Darüber hinaus sollten die Teilnehmenden sich jedoch auch des Engagements aller anderen Personen versichern können, da dies ein nicht unwesentlicher Motivationsfaktor für eine innere Bereitschaft zur Beteiligung darstellt. Ebenso wichtig war es jedoch, den Teilnehmenden umgekehrt auch Rückzugsmöglichkeiten beispielsweise zur Gebetsausübung oder zur gesundheitlichen Regeneration zur Verfügung zu stellen und neben den Arbeitsräumen auch Gelegenheiten für geselliges Beisammensein, Essen und Trinken zu schaffen.

Zur Planung der zeitlichen Struktur galt es, den verschiedenen Alltagsorganisationen der älteren Migrant(inn)en hinsichtlich Zeitpunkt, Dauer und Pausen (zu Gebet und Mahlzeiten) Rechnung zu tragen. So haben die drei Phasen der Werkstätten an allen Untersuchungsorten an jeweils verschiedenen Tagen stattgefunden, nicht nur um einem intensiven Austausch und den dazu notwendigen Übersetzungsleistungen entsprechend Raum zu geben, sondern auch um neben der Arbeit eine wertschätzende und „gemütliche“ Atmosphäre entstehen zu lassen, die notwendig ist, damit kreative Ideen sich entfalten können.

Um mit den Teilnehmenden ein entsprechendes Arbeitsbündnis für den Verlauf zu schließen, wurde vor oder zu Beginn der Werkstätten sich im Plenum zunächst noch einmal auf bestimmte Kommunikationsregeln und Arbeitsabläufe geeinigt, die konstruktiv auch die Erfahrungen in den jeweiligen Fokusgruppen mit aufgegriffen haben. Drei Leitfragen waren gemäß den Phasen einer Zukunftswerkstatt in der Arbeit handlungsleitend:

1. Wie äußern sich erschwerende Bedingungen und Barrieren für eine angemessene Lebensführung älterer Menschen mit Migrationshintergrund in den einzelnen Untersuchungsquartieren konkret?
2. Wie stellen sich ältere Menschen mit Migrationshintergrund dort idealer Weise ein Leben vor?
3. An welcher Stelle sind sie bereit, sich selbst für eine Verbesserung ihrer Lebenssituation aktiv einzusetzen?

Schon die in der ersten Phase einer Zukunftswerkstatt ergehende Aufforderung, Kritik zu üben, stellt für ältere Migrant(inn)en, die aus totalitären Staaten stammen, in denen dies gefährlich gewesen wäre, eine hohe Herausforderung dar. Zudem haben einige von ihnen verinnerlicht, dass es sich als ‚Gast‘ in einem Land oder Fremden gegenüber nicht gehört, Kritik zu üben.

Deshalb wurde in Fulda-Aschenberg, wo die überwiegende Anzahl älterer Migrant(inn)en aus Staaten der ehemaligen Sowjetunion eingewandert sind, nicht gleich mit der Aufforderung, Kritik zu üben, sondern mit der Fra-

ge begonnen, was ihnen ein Einleben in diesem Stadtteil erleichtert hat. Auf diese Weise sollte in einem ersten Paargespräch mit dem jeweiligen Sitznachbarn indirekt auf Selbsthilfestrukturen, informelle Hilfenetzwerke, aber auch institutionelle Hilfeangebote sensibilisiert werden, um dann in Vierer-Gruppen an der Frage zu arbeiten, was das Einleben darüber hinaus noch erleichtert hätte. Erst danach wurde in Gruppen in Form eines Brainstormings auf roten, jeweils zweisprachig verfassten Karten alles, was den Teilnehmenden an erschwerenden Bedingungen und Barrieren einer angemessenen Lebensführung einfiel, zusammengetragen und danach zu inhaltlichen Bereichen geclustert und diskutiert.

Auch in München wurde nicht gleich mit Kritik begonnen, sondern zunächst einzeln zur Frage gearbeitet, welche Ereignisse in den letzten 30 Jahren für die Betroffenen persönlich, wie auch für den Stadtteil bedeutsam waren, um diese dann auf einer Zeittafel zusammenzutragen. Erst danach wurde ebenfalls zunächst wieder in Einzelarbeit die Frage aufgegriffen, welche Entwicklungen die einzelnen positiv beurteilen und welche sie bedauern, um diese dann thematisch zu clustern, zu diskutieren und in einer Mindmap zusammenzustellen.

Ähnlich wurde auch im Westend zunächst an die Vorarbeiten in der Fokusgruppe angeknüpft und auf einer Wandzeitung zum „Haus Westend“ alle Orte zusammengetragen, die aufgrund der Sozialraum/Netzwerk-Tagebücher, Nadelungen und Ortsbegehungen zuvor als bedeutsam erachtet wurden, um dann in einem zweiten Schritt deren positive Aspekte zu sammeln. Danach wurden in Kleingruppen auf einer Wandzeitung „Haus der Heimat“ Situationen zusammengetragen, die sie im Westend und in Deutschland vermissen. Erst danach wurden explizit negative Aspekte und Kritikpunkte bezüglich ihres Alltagslebens im Westend gesammelt, diskutiert und zu Oberthemen geclustert.

Lediglich in Biebrich, wo schon in der Arbeit der Fokusgruppe immer mal wieder Probleme und Konflikte thematisiert wurden, und wo auch schon vor Start der offiziellen Zukunftswerkstatt eine intensivere Auseinandersetzung der Fokusgruppe mit dem Konzept und der Arbeitsweise der Zukunftswerkstatt erfolgt war, wurde gleich in geschlechtshomogenen Untergruppen zur Frage gearbeitet „Was stört Sie am Leben in Biebrich?“, um die Ergebnisse dann ähnlich wie in den Zukunftswerkstätten der anderen Untersuchungsorte thematisch zu clustern und zu diskutieren.

In anderer Weise bedeutete auch die Utopiephase der Zukunftswerkstatt an allen Untersuchungsorten eine Herausforderung an die Gruppenteilnehmer(innen), da es in ihrer bisherigen Erfahrung und im von Sachzwängen geprägten Lebensalltag als Zugewanderte für viele keine Bedeutung hatte, welche Wünsche oder Phantasien in ihnen schlummerten. In Fulda wurde vor diesem Hintergrund die Utopiephase eingebunden in die Erzählung eines russischen Märchens, in dem drei Wünschen eine besondere Bedeutung zu-

kommt. Vor diesem Hintergrund entwickelten die Teilnehmenden dann einen „Wunschbaum“ ihres Traumes bezüglich eines für sie persönlich perfekten Stadtteils. Ähnlich wurde in München auf das Märchen einer guten Fee rekurriert, an deren Wunschsnur jede(r) drei Wünsche für eine für sie/ihn wunderschönen Zeit im Stadtteil heften konnte, über die sich dann in Kleingruppen mit Blick auf Ähnlichkeiten und Unterschiede ausgetauscht wurde. Und auch im Wiesbadener Westend wurden auf einem „Wunschbaum“ die sich auf ein für jede(n) einzelne(n) phantastisches Westend beziehenden Wünsche zusammengetragen. Die Biebricher Gruppenmitglieder haben ihre sich auf ein „Traum-Biebrich“ bezogenen persönlichen Bilder, Gefühle und Geschichten auf einer Art „Wunschbasar“ wechselseitig präsentiert, um diese dann anhand der thematischen Cluster der Kritikphase zu sortieren und zu diskutieren.

Auch in der Konkretisierungsphase wurden – über die Einigung auf konkrete von der jeweiligen Gesamtgruppe zur Umsetzung favorisierte Projektideen hinaus – an den einzelnen Standorten mit unterschiedlichen Methoden experimentiert. So wurden im Westend die Teilnehmenden vor der Konkretisierung von Projektideen gebeten, einen idealen Tag in ihrem Leben in naher Zukunft vorzustellen, der zwar ihre Wünsche aus der Utopie aufnimmt, aber kein bloßer Wunschtraum bleibt, sondern sich realisieren ließe. Vor dem Hintergrund ähnlicher Vorstellungen wurden dann erst die konkreten Projektideen entwickelt. Die Teilnehmenden der Fuldaer Zukunftswerkstatt wurden aufgefordert, ihre konkrete persönliche Engagementbereitschaft bezogen auf die gemeinsam aus den Utopien heraus entwickelten Projektideen in einen Korb zu werfen, um dann vor diesem Hintergrund realistische Entscheidungen über der zur Umsetzung favorisierten Projektideen zu treffen. Hierzu wurden in München die Ideen nach längerfristigen Maßnahmen und kurzfristig – bis zum Ende der Laufzeit von AMIQUUS – zu realisierenden Projekten sortiert, um den jeweiligen Zeithorizont und die zu dessen Einhaltung benötigten Ressourcen und Hilfestellungen konkret zu eruieren.

Viele der in dieser Weise in den Werkstätten entwickelten Projektideen bezogen sich auf Probleme des jeweiligen Wohnquartiers, wobei die Mitglieder der Fokusgruppen die Perspektive als Bürger(innen) ihrer Kommune oder ihres Wohnquartiers eingenommen haben. Andere Projektideen richteten sich auf die spezielle Situation älterer Menschen und wieder andere auf die von Menschen mit Migrationshintergrund. Zudem gab es auch Projektideen, welche die besondere Lebenssituation von Frauen zum Gegenstand hatten. Entsprechend zeigten sich die Mitglieder der Fokusgruppen in der Lage, durchaus verschiedene gesellschaftliche Positionen einzunehmen und aus dieser Perspektive heraus, Ideen zu entwickeln, ohne dabei Andere auszuschließen. Zum Teil wurden sogar Missachtungserfahrungen (z.B. von Frauen) in den Gruppen thematisiert, obwohl Mitglieder anwesend waren, die der symmetrische Anerkennungsbeziehungen verweigernden Gruppe angehörten.

Eigentlich sollte dann durch die für die 2. Phase geplante, repräsentative Befragung über ihren zugleich auch aktivierenden Charakter das Interesse und die Engagementbereitschaft der anderen zugewanderten älteren Stadtteilbewohner(innen) für die in den Zukunftswerkstätten entwickelten Projektideen mit erhoben werden, um dann über „Senior(inn)en-Versammlungen“ diese gemeinsam mit den Praxispartnern in ihrer konkreten Umsetzung voranzubringen. Allerdings haben diese Projekte durch das Engagement der Fokusgruppen-Mitglieder, welche die Idee dazu entwickelt haben, zum Teil eine solche Dynamik entfaltet, dass sie keinen Aufschub erlaubten. Stärker als geplant musste von daher von den wissenschaftlichen Mitarbeiter(inne)n parallel zur Arbeit mit den aus den Zukunftswerkstätten heraus entstandenen Projektgruppen auch schon die Vernetzung mit den lokalen Institutionen aus der Altenhilfe, der Gemeinwesenarbeit und (der Förderung) zivilgesellschaftlichen Engagements sowie der jeweiligen kommunalen Administrationen angegangen werden, um zu verhindern, dass die entsprechenden Initiativen nicht sofort auf institutionelle Barrieren stoßen bzw. aufgrund mangelnder Ressourcen zu scheitern drohen.

In Fulda und München konnte das Netz von unterstützenden Praxispartnern dadurch deutlich erweitert werden und auch in Wiesbaden gelang über die offiziellen Praxispartner von AMIQUUS hinaus eine Vernetzung der im Entstehen begriffenen Initiativen der älteren Migrant(inn)en mit den dortigen Institutionen und Projekten der Förderung zivilgesellschaftlichen Engagements. Vor dem Hintergrund der daraus neu erwachsenden Anforderungen auch an die Moderation, entschieden wir uns, deren empirische Rekonstruktion über die Erfahrungen in den Fokusgruppen hinaus auch auf die entstehenden Projektgruppen auszudehnen und mit der für das dritte Förderungs-jahr vorgesehenen Analyse von „Critical Incidents“ zu vermitteln.

3.4 Die repräsentative und aktivierende Befragung

Lehrbücher der empirischen Sozialforschung nennen als wichtigste Voraussetzung für eine mündliche Befragung anhand eines standardisierten Fragebogens, „gute verbale Fähigkeiten des Befragten und ein weitgehend ähnliches Sprachspiel bei Forscher, Interviewer und Befragtem“ (Friedrichs 1990: 207). Mit diesen Kriterien scheint sich eine solche Befragung als geeignete Methode geradezu auszuschließen, um repräsentative Aussagen über die Interessen, Lebensplanung, Probleme, Vernetzungsformen und Raumnutzungen gerade älterer Migrant(inn)en zu gewinnen. Zumindest führten diese Anforderungen zu einem aufwendigen, kommunikativen Prozess der Erhebungsvorbereitung und -durchführung, die nach den sozialräumlichen und

bevölkerungsstrukturellen Gegebenheiten der vier Wohnquartiere deutlich variierte.

Nach der Verständigung auf die Inhalte des Fragebogens („was wird gefragt“), abgeleitet aus den Ergebnissen der qualitativen Daten der ersten Projektphase und rückgekoppelt mit den Praxispartnern, führte ein Pretest in den Fokusgruppen zu einer Modifizierung des Fragebogens. Diese richtete sich weniger auf die Inhalte, sondern vor allem darauf, wie gefragt wird und wie tatsächlich ein ähnliches Sprachspiel – unabhängig von bloßen Übersetzungsfragen erreicht werden kann.

Die Erfahrungen mit der anfänglichen Skepsis gegenüber uns als Forscherteam auf der einen Seite und den in den Fokusgruppen entwickelten interkulturellen Kommunikationsstrukturen auf der anderen Seite, stellten eine ganze Reihe von Anforderungen an die Gruppe der Interviewer(innen): Um Sprachschwierigkeiten zu vermeiden, standen sowohl muttersprachliche Mitarbeiter(innen) der Praxis- oder lokalen Netzwerkpartner als auch Mitglieder der jeweiligen Fokusgruppen als Interviewer(innen) zur Verfügung. In Wiesbaden konnten darüber hinaus ausgebildete Integrationslots(inn)en gewonnen werden, die aufgrund ihrer Tätigkeit bereits in der Quartiersbevölkerung bekannt waren und den Zugang zu Gesprächspartner(inne)n unserer Zielgruppe erleichtern sollten. Um die älteren Migrant(inn)en in den Fokusgruppen mit dieser ebenso ungewohnten wie anspruchsvollen Tätigkeit nicht zu überfordern, wurden in der Regel Tandems mit studentischen Interviewer(inn)en gebildet und selbstverständlich entsprechende Interviewschulungen durchgeführt. Den eventuell verzerrenden Einfluss der Interviewer(innen) auf das Antwortverhalten der Befragten haben wir mit der durchgängigen Anlage der Befragung in Form von Items, für die eine skalierte Zustimmung oder Ablehnung abgefragt wurde, zu minimieren versucht. Wichtig war es uns, über muttersprachliche Interviews das Vertrauen der Zielgruppe – gerade auch mit Blick auf die Aktivierung für die in den Zukunftswerkstätten entwickelten Projektideen – zu gewinnen.

Klar war auch, dass aufgrund des Befragungsdesigns klassische Zugänge für aktivierende Befragungen (Haustürbefragung, Straßenbefragung) nur begrenzt geeignet sind. Im Verlauf der dialogischen Vorbereitung zwischen den Fokusgruppenteilnehmenden, den Praxispartner(inne)n und im Vergleich der Untersuchungsstandorte wurden weitere unterstützende Maßnahmen erarbeitet:

- Übersetzung der Fragebögen in die Sprachen der größten Sprachgruppen durch kompetente Mitglieder der Fokusgruppen sowie Integrationslots(inn)en unserer Praxispartner, die sich gegenüber professionellen Übersetzungsbüros gerade dadurch auszeichnen, dass sie mit der umgangssprachlichen Anwendung und Ausdrucksweise vertraut sind. Diese Übersetzungen standen den interviewten Personen parallel zu den anzukreuz-

zenden Fragebögen in seniorengerechter Gestaltung³ zum Mitlesen in der Interviewsituation zur Verfügung.

- Für nicht durch vorgefertigte Übersetzungen abgedeckte Fälle, wurden Sprachunterstützernetzwerke in Form von Mitarbeitenden der Praxispartner(innen) sowie Studierenden mit unterschiedlichen Fremdsprachkompetenzen gebildet, die für direkte Übersetzungen in der Interviewsituation zur Verfügung standen.
- Zudem wurden im Hinblick auf die Gewinnung von zu Interviewenden Presseinformationen in regionalen und landessprachlichen Medien, wie auch Informationsschriften von Vereinen und Kirchengemeinden vorbereitet.

Die in den vier Untersuchungsquartieren gewählten Zugänge zur Zielgruppe älterer Migrant(inn)en waren auf die jeweilige Situation vor Ort und die dort vorhandenen Ressourcen zugeschnitten. Sie seien im Folgenden kurz dargestellt und kommentiert:

- *Zugang über Infostände an „relevanten Orten“:* Diese Orte, wie z.B. Laden(zentren), Parks oder andere öffentliche Orten, waren aus den Sozialraum/Netzwerk-Tagebüchern und deren Auswertung bekannt. Die Infostände wurden dabei weniger zur Befragung selbst, als vielmehr zur Information und Sensibilisierung der Wohnbevölkerung für unser Befragungsvorhaben genutzt. Dabei wurde Gelegenheit zum Verweilen geboten und man konnte zunächst unverbindlich ins Gespräch kommen. Diese öffentliche Form der Ansprache stellte eine große Herausforderung für die Teilnehmenden der Projektgruppe dar, wurden sie dadurch doch als (engagierte) Migrant(inn)en sichtbar, die öffentlich ein wenig beachtetes Thema ansprechen und gleichzeitig ebenso öffentlich dazu auffordern, hierzu Position zu beziehen. Am Münchner Hasenberg führten die durch die Infostände ausgelösten Irritationen auf Seiten der autochthonen Senior(inn)en dazu, die gleiche Befragung auch für ältere Menschen ohne Migrationshintergrund durchzuführen⁴.
- *Zugang über Mitarbeitende in regionalen Einrichtungen:* Weil solche Mitarbeiter(innen) bekannte Persönlichkeiten sind und Vertrauen genießen, unterstrichen sie die Notwendigkeit und Seriosität der Befragung. Zwar haben diese zum Teil auch selbst Interviews geführt. Weitaus effektiver im Hinblick auf den Aktivierungsgrad erwiesen sich jedoch In-

3 Große Schrift, kapitelweise Abschnitte, die gelegentliche Pausen ermöglichen bzw. Platz für Gespräche zur Verständigung ermöglichen.

4 Der Münchner Praxispartner Diakonie Hasenberg e.V. war hier z.B. aufgerufen, im Rahmen der Angebote der offenen Seniorenarbeit, eine Befragung unter deutschen Senior(inn)en zu veranlassen, die in großen Bereichen die AMIQUS-Erkenntnisse auch für bestätigte.

formationstreffen, auf denen die Ziele des Forschungsprojektes und der Befragung vorgestellt wurden. Die Befragung selbst erfolgte dann entweder direkt im Anschluss oder es wurden Interviewtermine konkret vereinbart.

- *Der Zugang über informelle Beziehungen:* Das Schneeballprinzip kam insbesondere am Fuldaer Aschenberg und in Wiesbaden Biebrich zum Tragen. Hier konnte von Anfang an auf ein bestehendes informelles nachbarschaftliches Netzwerk zurückgegriffen werden. Entscheidend dabei war es, Zugang zu finden und diejenigen Personen zu erreichen, welche die notwendige Akzeptanz in der Community haben und dort als Vertrauenspersonen gelten.
- *Zugang über Religionsgemeinschaften:* Das Interesse der Gemeinschaften am Thema unseres Forschungsprojektes war sehr groß. Die Unterstützung bei den Fragebögen bezog sich dabei auf die Kontaktvermittlung, Einladungen zu Anlässen und Informationsveranstaltungen, bis hin zur selbständigen Durchführung von Interviews.
- *Zugang in den Gaststätten:* Ist man der Annahme „beim Griechen“ treffen sich die Griechen, „beim Türken“ treffen sich die Türken oder in der Eisdielen treffen sich die Italiener, so irrt man: Die Gaststättenbetreiber, die in der Regel erheblich jünger waren als die Zielgruppe, zeigten sich zwar interessiert und engagiert. Es gelang ihnen jedoch nur in Ausnahmen, Interessierte für eine (bewirtete aber kostenlose) Informationsveranstaltung, bzw. für Interviews zu gewinnen.
- *Zugang über informelle Treffpunkte:* Hier handelt es sich meist um Orte, die insbesondere von Männern genutzt werden. Diese Treffpunkte sind nicht zwingend im Stadtteil, sondern im gesamten Stadtgebiet zu finden und gewinnen ihre Relevanz dadurch, dass diese von Angehörigen einer bestimmten Kultur regelmäßig aufgesucht werden. Ähnlich wie die Religionsgemeinschaften sind dies „versteckte Orte“, da sie sich in der Stadtteilarbeit zunächst nicht abbilden, auch in keinem „Vereinsregister“ aufgeführt sind und nur über die Angehörigen selbst erschlossen werden können. Hierzu gaben die Fokusgruppenteilnehmenden die entscheidenden Hinweise. Allein über deren Zugang und Einsatz wurde es möglich, die im Stadtteil zunächst Unerreichbaren für Interviews zu gewinnen. Viele ältere Migrant(inn)en konnten quasi im „Vorbeigehen“ angesprochen werden. Hier wurden letztlich Methoden der aufsuchenden Sozialen Arbeit angewendet.
- *Zugang schaffen über die Versorgungsinfrastruktur:* Durch den Kontakt zu Arztpraxen – hier im Besonderen über Arzthelferinnen, die selbst einen Migrationshintergrund haben – konnten Zugänge geschaffen werden, ebenso über Mitarbeitende in Bäckereien und Lebensmittelgeschäften, die wiederum teilweise von Migrant(inn)en betrieben werden.

- *Initiierung eigener Aktivitäten durch die Fokusgruppen:* In Fulda haben Mitglieder der Fokusgruppe sich selbst dafür begeistert, als Interviewer(innen) an der Befragung mitzuwirken. Im Bürgerzentrum hat dafür eine Gruppe von Frauen einen selbstorganisierten Cafébetrieb ins Leben gerufen, der über einen Zeitraum von vier Wochen als zentrale Basis der Befragung genutzt werden konnte. Von hier aus konnten Menschen direkt im Stadtteil angesprochen werden und zur Befragung auf eine Tasse Kaffee eingeladen werden. Gleichzeitig hatten die Frauen ein Interesse, Menschen kennen zu lernen und für ihre eigenen Aktivitäten zu werben. Die älteren Migrant(inn)en kamen als Gäste ins Café, wurden gefragt, ob sie ein Interview geben würden – was sie zum ganz überwiegenden Teil bereitwillig zuließen. Über diesen Weg konnten wiederum neue Beziehungen hergestellt werden, so dass die Interviewten Tage später selbst neue Personen mitbrachten.

3.5 Stadtteilversammlungen und Start der Projekte

Als Abschluss der aktivierenden Befragung wurden im März/April 2011 im Rahmen von Stadtteilversammlungen in allen vier Untersuchungsquartieren einerseits die jeweils standortbezogenen Ergebnisse an die Zielgruppe älterer Migrant(inn)en sowie die zuständigen Personen in den Arbeitsfeldern der Integrations- und Altenarbeit rückgekoppelt. Zum anderen wurde mit diesen Versammlungen in die 3. Projektphase gestartet, in der es zentral darum ging, die in den Zukunftswerkstätten entwickelten Projektideen gemeinsam mit den Praxispartnern umzusetzen. Dabei wurden an den vier AMIQUUS-Standorten durchaus unterschiedliche methodische Arrangements erprobt.

In Wiesbaden wurden im Anschluss an die Präsentation der lokalen Ergebnisse in Form der Methode „World Café“ die von den Ergebnissen her drängendsten Probleme an Tischen diskutiert, die gemeinsam von einem Mitglied des AMIQUUS-Teams und der Praxispartner(innen) moderiert wurden, um daraus Bedarfe abzuleiten. Die Integrationsdezernentin war an beiden Konferenzen anwesend, um an diesen Diskussionen zu partizipieren. Weiterhin wurden in beiden Stadtteilversammlungen nach einer kleinen Imbisspause die in den Zukunftswerkstätten entwickelten Projekte vorgestellt. Für diese hatte das regionale Netzwerk zuvor schon sogenannte „Pat(inn)en“ aus ihren Einrichtungen gefunden, sodass auch hier neben den Projektentwickler(inne)n aus den Fokusgruppen und der wissenschaftlichen Begleitung immer Vertreter(innen) der Praxis mit eingebunden waren.

Im Unterschied zu Wiesbaden und dem bis auf die „World Café“-Diskussionsrunde gleichen Veranstaltungsablauf in Fulda hat sich die Münchner Fokusgruppe für eine „offene“ Veranstaltung entschieden und

diese in fünf Gruppentreffen vorbereitet. Gründe dafür waren, dass sie sich dadurch eine größere Resonanz und damit verbunden einen höheren Aktivierungsgrad versprach. Die Veranstaltung fand nachmittags in den Räumen des Lotsenprojektes, in denen sich die Fokusgruppe auch sonst regelmäßig traf, und Pavillons auf dem Freigelände davor statt. In der Veranstaltung gab es zwei kurze Vorträge zur Projektgeschichte von AMIQUUS in München und zu den Ergebnissen der lokalen Befragung. Zusätzlich wurden das AMIQUUS-Projekt, die Befragungsergebnisse sowie erste Erfolge auf Postern in Pavillons vor dem Lotsenbüro präsentiert. Nach dem Konzept World Café konnte man sich an entsprechend moderierten Tischen zwischen und nach den Vorträgen austauschen und diskutieren. Eingebettet wurde das Ganze in einen festlichen Rahmen mit kulinarischen und musikalischen Beiträgen.

Im Hinblick auf die Realisierung der in den Zukunftswerkstätten entwickelten Projektideen nach diesen Versammlungen verfolgte AMIQUUS sehr differenzierte Zielsetzungen: Zum einen sollte über die Projektideen eine (Selbst-)Organisation älterer Migrant(inn)en „nicht nach Köpfen, sondern nach Interessen“ (Negt 1977; May 200c: Kap. 5) vorangetrieben werden im Sinne „kategorialer Gemeinwesenarbeit“ (vgl. May ebd.), über gemeinsame Problem- und Interessenlagen eine öffentliche Assoziation von bisher in ihrer Privatheit isolierten Menschen zu beginnen. Denn nur so schien es AMIQUUS möglich, dialogisch partizipative Prozesse einer – wie Nancy Fraser sie nennt – „Politik der Bedürfnisinterpretation“ anzustoßen und damit das „juristische, administrative und therapeutische Management der Bedürfnisbefriedigung“ (1994: 240) zu überwinden.

In diesem Sinne galt es darauf zu achten, ob es bei dem Wunsch älterer Migrant(inn)en, sich nur in einer ganz bestimmten Konstellation – beispielsweise als Frauen oder als Angehörige einer bestimmten religiösen oder ethnischen Gruppe – zu organisieren, um elementare Interessen handelt, die – indem sie einer spezifischen gesellschaftlichen Unterdrückung unterliegen – zu einer Aufhebung in einer zunächst eigenen Öffentlichkeit tendieren. Ansonsten liefen solche Ansätze eines sich herausbildenden „politischen Ausdrucksvermögens“ von Bedürfnissen Gefahr, nur allzu leicht in „sich überstürzende Geltungsansprüche“ (vgl. Negt/Kluge 1992: 32) umzuschlagen, mit der Folge die Bedürfnisse anderer auszugrenzen und sich dadurch gegenseitig zu zerstören. AMIQUUS beanspruchte demgegenüber, an der öffentlichen Aufhebung der privaten Organisationsstrukturen entsprechender Interessen zu arbeiten, um deren Direktübertragung in ein gesamtgesellschaftliches Verhältnis entgegenzusteuern.

Ein weiteres wichtiges Ziel von AMIQUUS war es dann, die von seinen Praxispartnern und anderen Organisationen des „Juristisch-Administrativen-Therapeutischen Staatsapparates (JAT)“ (vgl. Fraser 1994) verwalteten sozialstaatlichen Ressourcen fruchtbar zu machen für jene Selbstorganisationsansätze älterer Migrant(inn)en, die über eine solche „Politik der Bedürfnisinter-

pretation“ und deren Befriedigung in Eigenregie ihre Lebenszusammenhänge und Probleme kollektiv und öffentlich bearbeiten und ändern wollen. Dazu galt es zudem, die bei diesen Trägern angestellten Professionellen und andere mit dem „juristische[n], administrative[n] und therapeutische[n] Management der Bedürfnisbefriedigung“ (ebd.: 240) Betraute in solche Formen eines Bearbeitungsprozesses durch unerfüllte Bedürfnisse entstehender sozialer Probleme (vgl. Staub-Bernasconi 2007: Teil II Kap. 1.3 & 1.4) einzubinden, die in dieser Weise ‚von unten‘ kontrolliert werden und die älteren Migrant(inn)en vor Vereinzelung, Machtanhäufung und unausgewiesenen Normalitätskriterien schützen sollen.

Um die Ergebnisse von AMIQUUS zu den Problemen und Interessen älterer Migrant(inn)en, wie auch ihrer Formen der Netzwerkbildung und Raum- bzw. Infrastrukturnutzung besser einordnen zu können, und damit auch den Hintergrund der in den Zukunftswerkstätten entwickelten und über die aktivierende Befragung realisierten Projekte auszuleuchten, sollen im folgenden Kapitel zunächst die sozialräumlichen Strukturen unserer vier Untersuchungsquartiere sowie die Lebensumstände der dort von uns befragten älteren Migrant(inn)en dargestellt werden.

4. Quartierräume: Sozialräumliche Strukturen der Untersuchungsgebiete

Für einen maximalen Vergleich der Ressourcen und Barrieren für eine verbesserte Lebensqualität im Alter haben wir vier Untersuchungsgebiete ausgewählt, die nicht nur die Heterogenität der in Deutschland lebenden Zuwanderer abbildet, sondern auch die sozialräumlichen Rahmenbedingungen lokal und funktional einbezieht. Im Integrationsreport der Forschungsgruppe des Bundesamtes für Migration und Flüchtlinge zum „Wohnen und innerstädtischer Segregation von Migranten in Deutschland“ (Friedrich 2008) scheinen Wohnbedingungen, Wohnformen aber auch die Zufriedenheit mit den Wohnverhältnissen hinter Durchschnittswerten und Vergleichen mit der „deutschen“ Wohnbevölkerung zu verschwinden. Während ethnische residenzielle Segregation in der Segregationsforschung meist als Prozess aggregierbarer Mehrheitsverhältnisse auf gesamtstädtischer Ebene verhandelt wird (ebd. 7; vgl. May 2012; Dangschat/Alisch 2012), sollte durch unsere Auswahl der Untersuchungsgebiete auch eine Analyse der lokalen, quartierspezifischen Bedingungen und Barrieren für eine aus Sicht der älteren Migrant(inn)en angemessenen Lebensweise im Alter ermöglicht werden.

Die vier Wohnquartiere weisen als grundlegende Gemeinsamkeit einen überdurchschnittlich hohen Anteil an Bewohner(inn)en mit Migrationshintergrund auf. Die vom BAMF (2008) festgestellten durchschnittlich niedrigeren Einkommen und eine höhere Betroffenheit von Altersarmut unter den älteren Migrant(inn)en führt die Suche zwangsläufig in die politisch als benachteiligt definierten Wohnquartiere der Städte. Damit ergibt sich eine weitere Gemeinsamkeit der strukturell höchst unterschiedlichen Gebiete: Alle vier sind in den 1990er und 2000er Jahren Fördergebiete des Bund-Länder-Programms „Stadtteile mit besonderem Entwicklungsbedarf – die Soziale Stadt“ gewesen. Die Strukturen und Prozesse innerhalb dieser Raumpolitik sind insofern für das AMIQUUS-Projekt von Bedeutung gewesen, als dass an allen Standorten Träger einer gemeinwesenorientierten sozialen Arbeit bereits aktiv waren und in den Prozess der kooperativen, praktisch einhakenden Forschung einbezogen werden konnten.

Darüber hinaus sind die Quartiere sehr unterschiedlich strukturiert und repräsentieren gleichzeitig Typen von Stadtquartieren. Dem Quartierstypus des verdichteten innerstädtischen Altbauquartiers entspricht das innere Westend in Wiesbaden, Arbeitersiedlungen der 1930er und 1960er Jahre sind mit dem Wiesbadener Stadtteil Biebrich berücksichtigt. Der städtebauliche Typus der Großwohnsiedlung aus den 1960er und 1970er Jahren wird in der Metropole München mit dem Münchner Norden (Siedlungen Hasenberg und

Harthof) sowie dem Aschenberg-Plateau in der osthessischen Mittelstadt Fulda abgebildet.

Über den generell hohen Anteil einer aus dem Ausland zugewanderten Wohnbevölkerung, galt es zunächst die 1. Generation der klassischen „Gastarbeiter“ in ihren Quartiersbezügen zu erreichen, die über das Anwerbeabkommen als Arbeitskräfte nach Deutschland kamen, über die Erwerbsarbeit lange Jahre als integriert galten und mit ihren nachgereisten Ehefrauen nie Zielgruppe einer auf Integration gerichteten Politik waren. Auch die Älteren unter den mehr als 4,4 Millionen Menschen, die durch die Aussiedlerpolitik seit 1950 nach Deutschland migrierten, sind von einer Politik der Integration nicht angesprochen. Sie haben in der Regel längst einen deutschen Pass und bleiben in vielen Statistiken trotz ihrer Migrationserfahrung unsichtbar. Gegenüber den Gastarbeitern haben sie häufig eine hohe berufliche Qualifikation mitgebracht, die in Deutschland keine Anerkennung und keine Anwendung findet und sind auch vielfach erst nach der Familienphase ausgewandert.

Im Folgenden werden die vier Untersuchungsquartiere als Lebensorte der älteren Migrant(inn)en kurz vorgestellt. Dazu haben wir kleinräumige Informationen über die Gebiete zusammengefasst und zu Merkmalen der Quartiersstichproben unserer Befragung in Beziehung gesetzt.

4.1 Wiesbaden-Biebrich

Für den Wiesbadener Stadtteil Biebrich wird der statistische Anteil der Bewohner mit Migrationshintergrund, mit 35,8 Prozent angegeben (vgl. Stadt Wiesbaden 2011: 1). Zuwanderer aus der Türkei (29,2%) und Griechenland (16,4%) bilden die größten ethnischen Communities in diesem Stadtteil, der in der Öffentlichkeitsarbeit der hessischen Landeshauptstadt eher durch das Schloss, die Rheinnähe und den Schlosspark Erwähnung findet.

Mit gut 37.000 Einwohnern ist Biebrich selbst eine mittelgroße Stadt, deren Ortskern von den Flächen der chemischen Industrie, Gewerbe und Handwerk geprägt ist (ebd.). In Biebrich Süd-Ost, seit dem Jahr 2000 Fördergebiet des Bund-Länder-Programms Soziale Stadt, dominieren Mehrfamilienhäuser aus unterschiedlichen Bauphasen, in denen die Arbeiterfamilien der ansässigen Industriebetriebe wohnen. Zur Begründung eines Handlungsbedarfes (acht Jahre nach Beginn der Förderung durch das Soziale Stadt Programm) werden die für dieses Programm häufig benannten Quartiersmerkmale aufgelistet: eine hohe Bevölkerungsfluktuation, überdurchschnittliche Arbeitslosigkeit und Probleme der Gewerbeentwicklung (vgl. Stadt Wiesbaden 2008a: 1) und weiter: „von ca. 3.800 Einwohnerinnen und Einwohnern haben 53% in Biebrich-Südost einen Migrationshintergrund. Das Bildungsniveau der

Gebietsbevölkerung liegt unter dem gesamtstädtischen Durchschnitt. Erwerbslosigkeit ist ebenfalls weiter verbreitet als in der Gesamtstadt und liegt bei 10,6 Prozent“ (BMVBS 2009: 38).

Von den älteren Biebrichern mit Migrationshintergrund unserer Stichprobe, leben 16,8 Prozent von Grundsicherung, 72 Prozent erhalten eine Altersrente und 17,8 Prozent geben ein Gehalt als vorwiegende Einkommensquelle an (Mehrfachnennungen waren möglich). Gut jeder Fünfte hat keinen formalen Bildungsabschluss (21,2%) und weitere 40,2 Prozent verfügen über einen Basisbildungsabschluss. Ihr Erwerbsleben in Deutschland verbrachten und verbringen die meisten in den Tätigkeitsbereichen Fertigen, Montieren (33,2%) und Bauen (10,6), sowie mit Reinigungstätigkeiten (30,1%), Kochen und Backen (14,6%). Das Haushaltsnettoeinkommen liegt bei 40 Prozent der befragten älteren Biebricher bei mehr als 1.250 Euro netto, jeder vierte hat zu dieser Frage keine Angabe gemacht.

Bezogen auf den ganzen Stadtteil zeigt Biebrich auch den höchsten Anteil älterer Migrant(inn)en gegenüber anderen Stadtteilen (vgl. Stadt Wiesbaden 2008: 33). Viele sind längst alteingesessene Biebricher, in unserer Stichprobe geben 61,7 Prozent der Befragten an, seit mindestens 20 Jahren dort zu Hause zu sein, 15,7 Prozent leben dort seit mehr als 40 Jahren.

Fast die Hälfte der Befragten (47,1%) lebt in einer Wohnung mit anderthalb oder zwei Zimmern, sechs von zehn leben dort zu zweit, jeder zehnte lebt allein. Zwei Drittel der Befragten lebt in eher kleineren Mehrfamilienhäusern mit drei bis zehn Wohnungen. Den Zustand der eigenen Wohnung schätzen fast alle als recht gut ein, allerdings hält knapp ein Drittel die Mieten im Vergleich zu anderen Wohnungen für zu hoch.

Im Untersuchungsgebiet gibt es verschiedene Einrichtungen für Senioren: In der Straße der Republik befindet sich ein Seniorentreff bzw. eine Altentagesstätte. In der Rudolf-Dyckerhoff-Straße betreibt auch die AWO eine Altentagesstätte mit Seniorentreff, den auch etwa ein Viertel der älteren Migrant(inn)en zumindest kennt. Ganz in der Nähe ist die Alten Hilfe Wiesbaden im Toni-Sender-Haus untergebracht, was in unserer Stichprobe nur wenigen geläufig ist. Im Nachbarschaftshaus Wiesbaden e.V. in der Rathausstraße gibt es einen weiteren Seniorentreff, den zwar jeder vierte der älteren Migrant(inn)en kennt. Nur relativ wenige von ihnen nutzen jedoch das Angebot dort. Die Akademie für Ältere der Volkshochschule Wiesbaden in der Biebricher Allee ist auch unter den älteren Migrant(inn)en recht bekannt (60,6%). Zentral im Untersuchungsgebiet befindet sich das Stadtteilbüro des Praxispartners BauHof in der Teplitzstraße. Mit spezifischen Beratungsangeboten kann die Zielgruppe älterer Migrant(inn)en gleich an mehreren Stellen erreicht werden: Etwas abgelegen ist die Beratungsstelle für selbstständiges Leben im Alter angesiedelt. Die Integrationsberatung im Einwohner- und Integrationsamt im Europaviertel wurde von weniger als der Hälfte der befragten Älteren in Anspruch genommen. In unmittelbarer räumlicher Nähe ist

der Ausländerbeirat präsent und mit seiner Aktivität entsprechend bekannt unter den Befragten.

4.2 Das innere Westend in Wiesbaden

Das innere Westend in Wiesbaden erscheint in der Perspektive der sozialen Stadtentwicklung „als innerstädtisches Altbau-Wohngebiet mit zum Teil mangelhafter, erneuerungs- und modernisierungsbedürftiger Bausubstanz“ (www.wiesbaden.de/leben-in-wiesbaden.de) und als ein „Quartier mit sehr heterogener Nutzungs- und Bevölkerungsstruktur“ (ebd.).

Die älteren Migrant(inn)en unserer Stichprobe sind mit dem Zustand ihrer Wohnungen zufrieden. Dass es zumindest kleinere Mängel gebe, benennen 44,6 Prozent der Befragten. 13,7 Prozent bezeichnen den Zustand ihrer Wohnung jedoch als heruntergekommen bis stark renovierungsbedürftig. Sechs von zehn Wohnungen haben einen Quadratmeterpreis von mehr als sechs Euro. 41,7 Prozent der befragten Älteren lebt mit dem Partner zusammen, 23,1 Prozent leben allein in ihrer Wohnung, während etwa ein Viertel (25,5%) noch mit dem Partner und den Kindern die Wohnung teilt.

Die Arbeitslosigkeit im Westend ist durchschnittlich hoch, ein Viertel der Haushalte im Westend ist von Sozialleistungen abhängig (vgl. ebd.). Von den von uns befragten älteren Migrant(inn)en leben 46 Prozent vorwiegend von der Rente. 8,8 Prozent beziehen ihr Haupteinkommen durch eine Nebentätigkeit und 17,9 Prozent sind noch erwerbstätig. Auch in dieser Altersgruppe beziehen gut 13 Prozent Grundsicherung und weitere 13,7 Prozent leben von „Hartz IV“. In gut jedem vierten Haushalt unserer Stichprobe liegt das Monatsnettoeinkommen bei weniger als 750 Euro.

Die Nahversorgung im Westend wird über eine Vielfalt an kleinen Läden gesichert, die häufig auch migrantisch geführt werden. Von den von uns befragten älteren Migrant(inn)en nennen etwa 14 Prozent „Handeltreiben“ oder „Verkaufen“ als Arbeitstätigkeit, die sie in Deutschland ausüben oder ausgeübt haben.

Der Anteil der türkischen Wohnbevölkerung ist im Westend hoch. Allerdings ist das Westend kein in dem Sinne homogenes Viertel. Von den von uns Befragten kommen vier von zehn aus der Türkei (38,8%). Mehr als jeder Fünfte (22,6%) ist aus einem Land der ehemaligen Sowjetunion zugewandert. Andere kommen aus klassischen Gastarbeiterländern u.a. Italien (5,9%) oder Griechenland (5,0%). Während ein Viertel der älteren Zuwanderer deutsche Staatsbürger sind (24,5%), haben mehr als die Hälfte (53,4%) eine unbefristete Aufenthaltserlaubnis (die sog. Niederlassungserlaubnis) und 5,4 Prozent leben als Ausländer mit einer befristeten Aufenthaltserlaubnis in unsicheren Verhältnissen. Nur 28,4 Prozent weisen einen höheren Bildungsab-

schluss auf oder haben ein Studium abgeschlossen. Beinahe ebenso viele verfügen lediglich über einen Basisschulabschluss. Weitere 23,5 Prozent der Befragten haben keinen Schulabschluss.

In dem dicht bebauten Stadtteil leben rund 6.500 Menschen. Vier von zehn dieser Bewohner (42,7%) haben einen Migrationshintergrund. Als innerstädtisches Quartier zählt das innere Westend zu den typischen Durchgangsquartieren, die Zuwanderern erste Orientierung und Halt im Familien- oder Bekanntenkreis bieten, bevor berufsbedingt ein längerfristiger Wohnstandort gesucht wird. Die Fluktuationsrate wird mit 41 Prozent für die Jahre 2006/2007 angegeben (vgl. Landeshauptstadt Wiesbaden 2007: 63f.). Hingegen sind unsere älteren Befragten bereits Alteingesessene: Fast ein Viertel (23%) lebt seit mehr als 20 Jahren im Westend, 21,6 Prozent sind seit zehn bis zwanzig Jahren dort zu Hause.

Zentral im Stadtteil hat das Amt für Soziale Arbeit Wiesbaden die Beratungsstelle für selbstständiges Leben im Alter eingerichtet, das gut vier von zehn unserer Befragten bekannt ist. Ein Seniorentreff mit Mittagstisch wird im Bürgersaal Westend in der Blücherstraße angeboten, ist jedoch nur etwa jedem zehnten in unserer Stichprobe bekannt und wird von ihnen in der Regel nicht genutzt. Das Wiesbadener Internationale Frauenzentrum (WIF) ist zentral im Westend verankert und Kooperationspartner für verschiedene AMIQUUS-Projekte.

4.3 Der Münchner Norden

In München wurden seit den späten 1950er und 1960er Jahren Gastarbeiter als Arbeitskräfte in den großen Industrieansiedlungen im Münchner Norden (Kraus-Maffei, BMW, Knorr-Bremse, MAN) dringend gebraucht. Die Wohnbebauung ist dort von Siedlungen mehrerer Bauphasen geprägt, die das „moderne Wohnen“ in funktionsgetrennter Siedlungsform auf großer Fläche symbolisiert. Das Hasenberggl liegt im 24. Münchner Stadtbezirk. Im Westen dieses nördlichen Bezirks dominieren landwirtschaftliche und erwerbsgärtnerische Nutzungen, im Osten die Großwohnsiedlungen. Hier fanden die Gastarbeiter aus den Mittelmeerländern preisgünstigen Wohnraum. Noch heute sind im Verhältnis zum städtischen Durchschnitt Familienhaushalte mit Kindern stark überrepräsentiert (vgl. Fröba et al. 2012: 106). Der Anteil der ausländischen (!) Bevölkerung ist in diesem Bezirk höher als in anderen Stadtbezirken. Im innerstädtischen Vergleich wird die zweithöchste Erwerbslosenzahl gemessen (vgl. Landeshauptstadt München 2009). Tendenziell wächst der ausländische Bevölkerungsanteil am Harthof und im Hasenberggl (Landeshauptstadt München 2009: 15). Der Anteil der Älteren (55 bis 79 Jahre)

unterscheidet sich in den beiden Untersuchungsgebieten kaum zwischen deutschen und ausländischen Bewohnern (vgl. Fröba et al. 2012).

In unserer Stichprobe am Hasenberg dominieren die Türkei (30,3%), das ehemalige Jugoslawien (26,3%) und Griechenland (16,2%) die Liste der Herkunftsländer der befragten älteren Migrant(inn)en. Von ihnen haben 17,2 Prozent keinen formalen Bildungsabschluss, 46,7 Prozent verfügen über einen Basisabschluss. 18,3 Prozent nennen noch ein Gehalt als die Haupteinkommensquelle. 40 Prozent leben von der Altersrente und gut ein Drittel (36,4%) lebt vorwiegend von Grundsicherung oder Leistungen nach dem ALG II.

Während mehr als ein Drittel (37,4%) allein lebt, gibt gut jeder Fünfte an, ohne Partner bei oder mit den Kindern zu leben. Nur gut ein Viertel (27%) der älteren Befragten lebt in einem Haushalt von drei oder mehr Personen. Fast die Hälfte (48%) hat drei oder mehr Wohnräume zur Verfügung. Die Mieten je Quadratmeter in den mittleren und großen Mehrfamilienhäusern liegen bei gut der Hälfte der Befragten bei mindestens 8 Euro. Den Zustand der Wohnungen schätzen die Befragten als gut ein, zumindest werden Mängel kaum benannt.

Für die Förderung im Bund-Länder-Programm Soziale Stadt wurde festgehalten, dass hinsichtlich der „Sozialstruktur, des Arbeitsplatzangebotes und des Ausbildungsniveaus der Bewohner [...], der Qualität des baulichen Bestandes, der Ausstattung mit sozialer und kultureller Infrastruktur sowie des Zustandes des städtebaulichen Umfeldes so erhebliche Defizite“ bestünden, dass „zu deren Behebung eine besondere Förderung notwendig“ sei (Mai o.J.). Die Programmförderung hat in dem Quartier zwar die Nahversorgung mit Gütern des täglichen Bedarfs über die Sanierung der Ladenzentren gesichert. Eine gastronomische Infrastruktur, wie Cafés, Bars und Bistros, kann sich jedoch bis heute im Gebiet nicht halten.

Im Stadtteil Hasenberg betreibt die Diakonie Hasenberg e.V. neben der Gemeinwesenarbeit vor Ort auch den Seniorenpavillon, der eine Interimslösung für das noch fehlende Alten- und Servicezentrum darstellt und bei 41 Prozent der Befragten in unserer Stichprobe bekannt ist. Ebenfalls für ältere Menschen am Hasenberg finden im Pfarrer-Steiner-Zentrum wöchentliche Treffen des Seniorenclub statt, der in unserer Stichprobe jedem Vierten zumindest bekannt ist. Einen sehr hohen Bekanntheitsgrad haben der Tauschbuchladen „Bücherkiste“ in der Ladenzeile in der zentral gelegenen Aschenbrennerstraße, sowie die Stadtbücherei im Ladenzentrum an der Düferstraße (66,7%) und der Second-Hand-Bekleidungsladen „Schickeria“, den zwei von drei befragten älteren Migrant(inn)en auch kennen. In den beiden Stadtteilen Hasenberg und Harthof kennen zwei Drittel unserer Befragten das sog. Sozialbürgerhaus als dezentrale Verwaltungsdienststelle, in welchem das Jobcenter, das Jugendamt und die Bezirkssozialarbeit vor Ort präsent sind. Im Hasenberg gaben sieben von zehn älteren Migrant(inn)en an, das Lotsenpro-

jekt PONTIS für Migrantinnen und Migranten zu kennen und mehr als die Hälfte (56%) nimmt die Angebote des Lotsenprojektes auch in Anspruch. Im Stadtteil Harthof ist die Lotsenarbeit weniger als jedem Dritten überhaupt bekannt (29%). Ebenfalls für beide Untersuchungsorte zuständig sind der sozialpsychiatrische und gerontopsychiatrische Dienst der Diakonie Hasenberg e.V., die zwar einem Drittel unserer Münchner Befragten bekannt sind, jedoch wird gerade das gerontopsychiatrische Angebot kaum von ihnen in Anspruch genommen.

Darüber hinaus gibt es eine Reihe von offenen Angeboten für ältere Menschen im Gebiet, die jedoch den älteren Migrant(inn)en bisher kaum bekannt waren: Das Euro Trainings Center e.V. betreibt ein Mehrgenerationenhaus, die Arbeiterwohlfahrt zeichnet für das Alten- und Servicezentrum im Harthof verantwortlich. Die offene Altenarbeit des Bayerischen Roten Kreuz kennt jeder Dritte in der Stichprobe, die Einrichtungen der quartierbezogenen Bewohnerarbeit (Nachbarschaftsbüro Nordhaide, Bewohnerzentrum Nordhaide) war nur jedem vierten Befragten ein Begriff.

4.4 Das Aschenberg-Plateau in Fulda

In der osthessischen Mittelstadt Fulda mit ihren etwa 65.000 Einwohnern, ist die Großwohnsiedlung auf dem Aschenberg-Plateau das vierte Untersuchungsgebiet des AMIQUUS-Projektes. Die Siedlung aus den 1960er und 1970er Jahren befindet sich am nördlichen Rand der Stadt. Abends und am Wochenende gibt es keine Verbindung des öffentlichen Nachverkehrs mehr zum Stadtzentrum. Von den befragten älteren Migrant(inn)en verfügt nur knapp ein Drittel über einen PKW. Das Plateau, mit einem kleinen Nahversorgungszentrum in der Mitte, ist von einer Einfamilienhaussiedlung umgeben. Im Norden grenzt ein Naherholungsgebiet an. Über 3.000 Haushalte leben in den Hochhäusern im Stadtteilzentrum. Von den Zuwanderern unserer Stichprobe lebt knapp ein Drittel (32,4%) in einem der Punkthochhäuser mit mehr als zehn Geschossen. Gut 20 Prozent leben in den Hochhäusern mit mehr als fünf Geschossen und weitere 30 Prozent haben ihr Zuhause in kleineren Mehrfamilienhäusern mit weniger als elf Wohnungen.

Ein Drittel der Stadtteilbewohnerschaft ist älter als 55 Jahre. Gut jeder vierte Quartiersbewohner ist aus dem Ausland zugewandert⁵. Obwohl mehr als sechzig Herkunftsländer der Bewohner gezählt werden können, dominieren die als Aussiedler- und Spätaussiedlerfamilien aus den ehemaligen Sow-

5 Migrant(inn)en werden im Fuldaer Bürgerbüro als Ausländer und Menschen mit doppelter Staatsbürgerschaft geführt.

jetstaaten Zugewanderten die ethnische Zusammensetzung der Wohnbevölkerung. In der Fuldaer Stichprobe sind dies entsprechend 85 Prozent der Befragten. 61 Prozent haben einen deutschen Pass, nur auf 5,5 Prozent trifft der Status „Aussiedler“ heute noch zu. Sechs von zehn Befragten sind vor weniger als 20 Jahren nach Fulda gezogen. Mit 17,7 Prozent ist der Anteil der über 75jährigen relativ hoch. Jedoch bedeutet der Umstand, dass fast die Hälfte der Befragten noch jünger als 65 Jahre ist, nicht, dass hier noch viele Ältere erwerbstätig sind: Zwei Drittel müssen mit einem Haushaltsnettoeinkommen von weniger als 750 Euro auskommen. 41,7 Prozent leben vorwiegend von der Altersrente. Ein Drittel (33,9%) bezieht Grundsicherung und nur acht Prozent nennt ein Gehalt als Haupteinkommensquelle.

Jeder Fünfte ist mit einem hohen Bildungsabschluss nach Deutschland gekommen (19,6%). Weit mehr als ein Viertel (28,6%) hat ein Hochschulstudium im Herkunftsland abgeschlossen. In diesem Zusammenhang zeigt ein Blick auf die berufliche Tätigkeit im Herkunftsland und in Deutschland, dass zwar mit 23,8 Prozent Berufe im Bereich Anbauen/Züchten erlernt wurden, ansonsten jedoch ein breites Tätigkeitsfeld abgedeckt wird, in dem verwaltende Tätigkeiten (12,5%), Berufe im Bildungsbereich (11,3%), aber auch in der Medizin und der Planung benannt wurden. Hingegen ist der einzige in der Stichprobe stark besetzte in Deutschland ausgeübte Beruf, die Reinigungstätigkeit (20,8%). Hier spiegelt sich zum einen, dass die Berufsqualifikation der Zugewanderten in Deutschland meist nicht anerkannt wurde, aber auch das relativ hohe durchschnittliche Alter zum Zeitpunkt der Migration.

Im Jahr 2001 wurde das Plateau das bisher einzige Fördergebiet der Stadt Fulda im Bund-Länder-Programm Soziale Stadt. Das integrierte Entwicklungskonzept sah einen auf zehn bis zwölf Jahre angelegten Stadtentwicklungsprozess vor, „in dessen Verlauf die Eigenentwicklungskräfte des Quartiers durch gezielte Förderung aktiviert und gestärkt werden“ sollten (Schotte/Stüwe 2003: 5). Seitdem wurde vor allem in die Bausubstanz, öffentliche Plätze, Grün- und Spielflächen investiert. Zentrum der sozialen Infrastruktur ist das Bürgerzentrum, das von der AWO und dem Diakonischen Werk betrieben wird und seit 2012 als Mehrgenerationenhaus firmiert. Am gleichen Ort bietet die Stadt zweimal pro Woche eine Sozialberatung an, die etwa 11 Prozent der befragten älteren Zuwanderer schon einmal genutzt haben. Zentral auf dem Plateau gelegen ist auch die Aussiedlerberatung, die knapp die Hälfte der älteren Zuwanderer kennt (48,8%). Das Malteser Hilfswerk betreibt am Aschenberg eine Seniorenhilfe. Die Seniorenberatung der Stadt, die sich im Stadtzentrum befindet, kennt knapp jeder Dritte der befragten älteren Migrant(inn)en. Nur jeder sechste hat sich dort schon einmal beraten lassen.

4.5 Leben und Wohnen im Alter

In unserer Befragung hat uns auch interessiert, welche Vorstellungen ältere Migrant(inn)en vom Leben im Alter haben. Es zeigte sich, dass die überwiegende Mehrheit in Deutschland ihren Hauptwohnsitz sieht und nur zu Urlauben noch zurück in das Herkunftsland reist bzw. zwischen Deutschland und dem Herkunftsland pendelt und dies auch weiterhin tun will. Im Nachhinein stellte sich heraus, dass diese beiden unabhängig voneinander nachgefragten Items nicht trennscharf waren, sodass differenzierte Zahlenangaben hier nicht sinnvoll erscheinen. Klar ist jedoch, dass nicht einmal 20 Prozent unserer Befragten zurück in ihr Herkunftsland wollen. In Fulda, wo die meisten der befragten älteren Zuwanderer aus Staaten der ehemaligen Sowjetunion stammen, zieht es sogar nur zwei Prozent zurück in ihr Herkunftsland. Beinahe jeder Dritte (29%) dort, will sogar überhaupt nichts mehr mit diesem Land zu tun haben. Die hohen Werte in Biebrich zum Pendeln erklären sich vor allem aufgrund der starken Repräsentation von Türkeistämmigen in der Stichprobe, bei denen sich eine solche Orientierung besonders stark ausgeprägt zeigt. Gleiches gilt für den Wunsch, im Herkunftsland bestattet zu werden, der von Türkeistämmigen (94%) und damit auch in Biebrich (90%) besonders stark artikuliert wird.

Neben diesen generellen Fragen der Lebensplanung – so sie denn geplant ist und wird – haben wir die Wohnbedürfnisse der älteren Migrant(inn)en in zwei Richtungen ermittelt: Zum einen haben wir danach gefragt, welche Bedeutung in diesem Zusammenhang die eigene Wohnung, die Familie und der Stadtteil haben. Während 29 Prozent der Türkeistämmigen schnellst möglich zurück in ihr Herkunftsland wollen, sind in Biebrich mit seinen beiden gewachsenen Communities die Werte derjenigen, die es bevorzugen, dauerhaft im Stadtteil zu bleiben, mit 94 Prozent am höchsten von allen Quartieren. Demgegenüber ist der Wunsch, möglichst lange in der eigenen Wohnung zu bleiben, in Biebrich mit 79 Prozent am geringsten von allen Quartieren ausgeprägt, was sich aus der dort stark verbreiteten Unzufriedenheit mit den Wohnungen erklärt (Teile unserer Untersuchungspopulation sind gerade dabei, innerhalb von Biebrich umgesiedelt zu werden, weil ihre Siedlung aufgrund schlechter Bausubstanz abgerissen werden soll). Den Wohnort nach der Nähe zu den eigenen Kindern zu bestimmen, ist nur für zwei Drittel der älteren Migrant(inn)en am Hasenberg der Plan, während gut neun von zehn der Biebricher, und dort wieder insbesondere die türkischstämmigen Befragten, wohnen möchten, wo die Familie lebt.

Zum anderen haben wir danach gefragt, inwieweit gemeinschaftliche Wohnformen jenseits der Familie in selbstorganisierten Gemeinschaften oder in ethnisch geprägten oder eben deutsch geprägten Wohneinrichtungen für Senior(inn)en für die älteren Migrant(inn)en vorstellbar sind. Interessant war

dabei, dass es bei unseren Befragten kaum Unterschiede in der Bereitschaft gibt, später eine entsprechende deutsche (30%) oder überhaupt eine Wohn- bzw. Pflege-Einrichtung zu nutzen (32%). Wenn sich auch hier in den entsprechenden Kreuztabellierungen starke Zusammenhänge zur Quartierstruktur zeigen, dann erklären sich die hohen Werte von weit über 40 Prozent in Fulda und München aus der Aufgeschlossenheit bestimmter Bevölkerungsgruppen mit hoher Bildung und aus Osteuropa stammend (jeweils um die 50%) gegenüber solchen Hilfsangeboten. Demgegenüber lässt sich die in Biebrich mit unter 15 Prozent geringste Bereitschaft hierzu, als Reflex auf die dort in kaum vorstellbarer Weise ausgeprägten Formen solidarischer Selbsthilfe in Nachbarschaft und Community interpretieren: So bekommen in Biebrich 83 Prozent der Befragten Unterstützung von Freund(inn)en und Bekannten bei der Sorge um Kranke in der Familie und mehr als die Hälfte (52%) erhält diese Hilfe bei eigener Krankheit (s. Tab. 4.1). Dies entspricht in etwa der Unterstützung, die sie auch aus der eigenen Familie durch Kinder und Ehepartner(in) erhalten, während es in allen anderen Quartieren deutlich weniger ist – am geringsten im Durchgangsquartier Westend mit 29 Prozent bei der Sorge um Kranke in der Familie, aber immerhin beachtlichen 38 Prozent bei eigener Krankheit.

Table 4.1: Wechselseitige Unterstützungen bei der Sorge um Kranke und im Krankheitsfall

	Gesamt (N= 801)	M. Nord	W. Biebrich	F. Aschen.	W. West- end
Unterstützung bei der Sorge um Kranke von...	in %				
... meinem/r Ehepartner(in)	64	52	79	62	55
... meinen Kindern	73	57	88	75	62
... Freunden/Bekanntem	53	47	83	39	29
Unterstützung im Krankheitsfall von...					
... meinem/r Ehepartner(in)	46	39	45	52	49
... meinen Kindern	55	46	54	57	64
... Freunden/Bekanntem	43	44	52	32	38

Quelle: Eigene Darstellung

Ebenso nimmt Biebrich auch bei anderen nachbarschaftlichen Unterstützungsleistungen im Haushalt und bei Besorgungen eine Spitzenstellung ein (s. Tab. 4.2). Dass hier nicht auch das innere Westend, sondern der Fuldaer Aschenberg das Schlusslicht bildet, korrespondiert damit, dass umgekehrt dort die familiäre Unterstützung in diesen Situationen vor allem durch Ehepartner(innen) am stärksten ausgeprägt ist.

Tabelle 4.2: Wechselseitige Unterstützungen bei Besorgungen im Haushalt und im Kontakt zu Ämtern

	Gesamt (N= 801)	M. Nord	W. Biebrich	F. Aschen.	W. West- end
Unterstützung bei Besorgungen von ...	in %				
... meinem/r Ehepartner(in)	58	51	62	63	56
... meinen Kindern	59	52	68	54	57
... Freunden/Bekannten	39	48	44	32	33
Unterstützung im Haushalt durch ...					
... meinem/r Ehepartner(in)	49	47	47	56	48
... meinen Kindern	47	44	56	47	38
... Freunden/Bekannten	20	22	28	13	15
Unterstützung bei Behörden von ...					
...meinen/r Ehepartner/in	42	43	52	40	29
... meinen Kindern	59	47	69	51	61
... Freunden / Bekannten	46	47	64	30	33

Quelle: Eigene Darstellung

Starke Unterstützung erhalten die Befragten auch beim Gang zu Ämtern und Behörden. Hier stehen aber die Hilfeleistungen der eigenen Kinder mit um die 60 Prozent im Vordergrund, die besonders diejenigen in Anspruch nehmen, die keinen Schulabschluss haben bzw. aus Handarbeitstraditionen entstammen. Weit über dem Durchschnitt von 45 Prozent, die hier auch auf entsprechende nachbarschaftliche Hilfe zurückgreifen, liegen mit 64% erneut die Biebricher.

Dass diese nachbarschaftliche Hilfe nicht den gesamten Unterstützungsbedarf decken kann, zeigt sich ebenfalls in Biebrich (s. Tab. 4.3): Während ansonsten das Durchgangsquartier Westend in allen angesprochenen Dimensionen die höchsten Werte aufweist, ist es bei der Sorge um Kranke in der Familie trotz der unglaublichen Zahl von 80 Prozent, die in Biebrich durch ihr informelles Umfeld Hilfe erfahren, dieser Stadtteil, in dem 73 Prozent einen entsprechenden Bedarf anmelden. Dies hat auch damit zu tun, dass wir in der Biebricher Stichprobe einen hohen Anteil von sehr Alten erfasst haben, was auch der dortigen Zusammensetzung der überwiegend aus der 1. Generation der Gastarbeiter stammenden Wohnbevölkerung entspricht.

Tabelle 4.3: Unterstützungsbedarfe älterer Migrant(inn)en

	Gesamt (N= 801)	M. Nord	W. Biebrich	F. Aschen.	W. West- end
	in %				
im Umgang mit Ämtern	56	53	64	35	64
bei der Sorge um Kranke in der Familie	54	39	73	42	50
bei eigener Krankheit	43	39	42	40	50
bei Besorgungen	30	32	34	14	37
im Haushalt	28	24	33	10	37

Quelle: Eigene Darstellung

Der durchschnittlich höchste Unterstützungsbedarf ist mit 56 Prozent bei Erledigungen in Ämtern und Behörden zu verzeichnen, welcher vor allem von Befragten ohne Schulabschluss (76%) artikuliert wird. Hier sind jedoch auch Frauen mit 62 Prozent leicht überrepräsentiert. Ähnlich weisen Frauen einen höheren Unterstützungsbedarf bei Besorgungen (35% gegenüber 22%) auf, während umgekehrt bei Haushaltstätigkeiten die Männer sich mit 61 Prozent als deutlich bedürftiger als Frauen mit 35 Prozent zeigen.

5. Ergebnisse der Typenbildung

5.1 Komparatistik der Typenbildung aufgrund des Materials der Sozialraum/Netzwerk-Tagebücher, der Fokusgruppen und der Zukunftswerkstätten

Aus dem Material der annähernd 80 Sozialraum/Netzwerk-Tagebücher, die begleitet durch die regelmäßigen Reflexionsgespräche in den Fokusgruppen von deren Mitgliedern erstellt wurden, und der Nadelung für sie bedeutsamer Orte sowie deren anschließender Begehung durch die Fokusgruppen, haben wir in der Tradition dessen, was in der Max Weber Rezeption als „genetische Rekonstruktion“ bezeichnet wird (Seyfarth 1979: 156; Gerhardt 1986: 36ff.), eine Typologie der Netzwerke und der Raumnutzung gebildet. Angelehnt haben wir uns dabei an die maßgeblich von Ralf Bohnsack (vgl. 2010) entwickelte „Dokumentarische Methode“. Über eine „formulierende Interpretation“ mit ihrer „Frage nach dem Was“ (ebd.: 252) hinaus beansprucht diese zu einer „reflektierenden Interpretation“ voranzuschreiten. Diese stellt die Frage in den Mittelpunkt, *wie* etwas „hergestellt wird, welcher Orientierungsrahmen oder welcher Habitus [...] sich über eine Gruppe, ein Milieu, eine Generation oder auch ein Individuum dokumentiert“ (ebd.), um so „nicht nur die interpretative, sondern auch die handlungspraktische Herstellung und Konstruktion von Welt [...] in ihrem Spannungsverhältnis zueinander zu analysieren“ (ebd.: 249). Mit dieser auf „die Frage nach dem Wie“ (ebd.) zielenden „reflektierenden Interpretation“ geht es also darum, „auf dem Wege der Abduktion [...] eine Regel zu erschließen und zur Explikation zu bringen“ (ebd.: 253).

Ernst Panofsky (1989: 22) – und im Anschluss an ihn auch Pierre Bourdieu (vgl. z.B. 1979: 164) – hat das *Wie* von Praxis als „modus operandi“ bezeichnet. Dessen Rekonstruktion erfordert eine – wie Bourdieu sie genannt hat – „praxeologische Erkenntnisweise“ (1979: 164). So lässt sich das *Wie* – im Sinne eines „modus operandi“ bzw. einer „generativen Grammatik“ – solch habituell strukturierter Praxen nur im Einlassen „auf deren Wirkungen selbst“ (ebd.: 148) rekonstruieren. Im Falle von AMIQUUS ging es uns diesbezüglich zunächst darum, auf der Basis des Materials der Sozialraum/Netzwerktagbücher, der Nadelungen vom Erleben und Handeln der Mitglieder der Fokusgruppen bedeutsamer Orte sowie deren Begehung, die hinter durchaus variierenden, aber immer wieder kehrenden Einzelpraxen der Vernetzung und Raum- bzw. Infrastrukturnutzung unserer älteren Migrant(inn)en stehenden „inneren Logiken“ bzw. „generativen Grammatiken“ zu

rekonstruieren, die als „strukturierte und strukturierende“ (Bourdieu) relativ unabhängig von den beteiligten Einzelpersonen existieren.

Methodisch haben wir diesbezüglich an diesem empirischen Material – und damit keineswegs spekulativ oder begrifflich-deduktiv – entsprechende „Idealtypen“ (vgl. dazu Bohnsack 2010: 150f.) zu rekonstruieren versucht:

- a) durch Zusammenschluss einer Vielzahl unterschiedlicher Momente unseres empirischen Materials zu einer in sich geschlossenen „strukturierenden Struktur“ (Bourdieu) im Rahmen eines hermeneutischen Verfahrens systematischer Wiederholung von Applikation und Re-Applikation von Grundstruktur und Erscheinung;
- b) durch Zuspitzung im Hinblick auf die Konsequenz und Widerspruchsfreiheit der so gewonnenen Struktur im Rahmen einer komparatistischen Typenbildung nach dem Prinzip „maximaler und minimaler Kontrastierung“ (Gerhard 1986: 69), wobei die minimale Kontrastierung auf die Gemeinsamkeiten, die maximale auf entsprechende Unterschiede zielt;
- c) um dann über das In-Beziehung-Setzen bzw. Abgrenzen dieser Muster zu anderen Formen der Typenbildung – bspw. Ethnizität; Geschlechtlichkeit; Religion – zu einer Generalisierung der Typen zu kommen (vgl. zur Typenbildung Bohnsack 2007: 142).

Entsprechend hat Ralf Bohnsack als ein entscheidendes Kriterium für eine „valide Typenbildung“ (ebd.: 143) herausgearbeitet, dass „die den Fall konstituierenden unterschiedlichen Erfahrungsräume, aus denen heraus die unterschiedlichen Typiken generiert werden, in ihrer Abgrenzung voneinander wie in ihrem Bezug aufeinander differenziert herausgearbeitet werden müssen“ (ebd.). Weiterhin hat er darauf hingewiesen, dass „die Eindeutigkeit einer Typik [...] davon abhängig [ist], inwieweit sie von anderen, auch möglichen Typiken ‚abgegrenzt‘, die Unterscheidbarkeit von anderen Typiken gesichert werden kann. Die Typenbildung ist also umso *valider* je klarer am jeweiligen Fall auch andere Typiken aufgewiesen werden können, je umfassender der Fall innerhalb einer ganzen *Typologie* verortet werden kann“ (ebd.).

Diesbezüglich empfiehlt er, die „fallübergreifende komparative Analyse, mit der die Abstraktionsfähigkeit von Orientierungsmustern ausgelotet wird, [...] vorab der fallinternen komparativen Analyse, also der Abstraktion innerhalb eines Falles“ (2010: 234f.), vorzunehmen, die er als „Spezifizierung eines Typus“ (vgl. ebd.: Kap. 3.2) bezeichnet. In dieser Weise konnten wir auf der Basis unseres empirischen Materials aus den Fokusgruppen folgende Typen sozialer Netzwerke älterer Migrant(inn)en rekonstruieren:

- Ein „aus Netzwerken zurückgezogener / nichtvernetzter Typus“ umfasst durchaus unterschiedliche Hintergründe: In verschiedenen kulturellen Traditionen findet ein Rückzug im hohen Alter statt. Zum Teil ziehen sich Alte jedoch auch aus Resignation /Trauer zurück, weil ihnen in

Deutschland nicht die von ihrer Herkunftskultur her erwartete Altersehre, die sich beispielsweise auch in der Institution des Ehrbesuches ausdrückt, entgegengebracht wird. Zum Teil verfügen die Alten auch nicht über die Ressourcen (mangelnde körperliche Beweglichkeit, mangelnde materielle Ressourcen für Fahrtkosten und Gastgeschenke), um an auf Wechselseitigkeit ausgelegten Besuchsnetzwerken teilzunehmen.

- Für Zugehörige eines „*an Heimatverwandtschaftsnetzwerken orientierten Typus*“ sind die familiären und verwandtschaftlichen Beziehungen als „Heimat“ nach wie vor sehr wichtig. In diese sind sie zumindest virtuell (Internet) auch sehr stark eingebunden. In dem Maße, wie sich solche Netzwerke während der Sommermonate in den Herkunftsländern auch real (re-)konstituieren, könnten diese Beziehungen durchaus als „herkunftslandspezifisches Sozialkapital“ (Haug 2003; Haug/Pointner 2007) gedeutet werden. Unser Begriff von Heimat, der in der Debatte um migrantisches Sozialkapital häufig auf das Herkunftsland bezogen wird (vgl. z.B. Diehl/Urbahn/Esser 1998), ist jedoch eindeutig auf das Verwandtschaftsnetzwerk bezogen, von dem große Teile dem Winter über auch in anderen Teilen der Welt leben können. Zudem schließen sich eine Orientierung an *Heimatverwandtschaftsnetzwerken* und eine starke Einbindung in das örtliche Gemeinwesen nach unseren Befunden keineswegs aus, obwohl sich in diesem Typus auch viele Mitglieder unserer Fokusgruppen wiederfinden, die sich zugleich auch dem „*zurückgezogenen Typus*“ zuordnen lassen. Dies unterstreicht die Problematik der mit „heimat-“ oder „herkunftslandspezifischem Sozialkapital“ häufig unterstellten Integrationsunwilligkeit (s.o. Kap. 2).
- Ein „*in familiäre Netzwerke eingebundener Typus*“ findet sich vor allem bei Mitgliedern unserer Fokusgruppen, die in ihren Herkunftsländern noch sehr stark durch einen Subsistenzwirtschaftlichen Erfahrungszusammenhang geprägt wurden. Wenn Negt/Kluge in ihrer idealtypischen Rekonstruktion – bezüglich der sie zugestehen, dass sie „möglicherweise übertreibt“ (1981: 977) – des „geschichtliche[n] Ausschnitt[s]“ (ebd.) der „ursprünglichen Hausgemeinschaft (Familienallianz)“ darlegen, dass der Austausch „innerhalb der Hausgemeinschaft“ auf „Vollständig[keit]“ gezielt habe, so spiegelt sich das auch sehr stark in den Orientierungen des von uns rekonstruierten Typus. Im Unterschied zu den bisherigen Untersuchungsbefunden bezüglich einer weitgehenden Balance von Nehmen und Geben zwischen erwachsene Kindern und Alten (s.o. Kap. 2.5) thematisierten die von uns untersuchten älteren Migrant(inn)en in ihren Sozialraum/Netzwerk-Tagebüchern und den Reflexionsgesprächen in den Fokusgruppen aber vor allem eigene Sorge- und Hilfeleistungen gegenüber ihren Kindern und Enkeln. Ob es ein solches Ungleichgewicht im Geben und Nehmen zwischen den Generationen in ihren Familien tatsächlich gibt, kann jedoch nicht beurteilt werden, da

wir in AMIQUUS die Kinder nicht interviewt haben. Möglicherweise liegt es auch daran, dass solche kind- und enkelspezifischen Formen wie Übersetzungsleistungen, Aufklärung über öffentliche Einrichtungen und Behörden sowie Begleitung bei Arztbesuchen oder Behördengängen im Alltag seltener vorkommen. Eine andere Erklärung könnte sein, dass sich bei unseren Senior(inn)en eine Wahrnehmungsverschiebung eingeschlichen hat, die vor allem ihrer in den Fokusgruppen zum Teil sehr massiv artikulierten Angst geschuldet ist, im Alter nicht mehr in der Weise von der eigenen Familie und Verwandtschaft versorgt und in die Kommunikation einbezogen zu werden, wie sie dies umgekehrt bisher getan haben. Selbst in dieser Angst scheint sich jedoch der Wunsch nach einem wenn vielleicht auch nicht „vollständigen“, so doch zumindest intensivsten „Austausch“ innerhalb dieses Netzwerkes auszudrücken, wie er nach Negt/Kluges historischer Rekonstruktion für das „Produktionsprinzip“ der „ursprünglichen Hausgemeinschaft (Familienallianz)“ charakteristisch ist.

- Für den „*in Flaneurs-Netzwerke eingebundenen Typus*“ sind oberflächliche Kontakte über Spaziergänge / Bummel / Flanieren charakteristisch. Dabei zeigen sich geschlechtsspezifische Spezifizierungen dahingehend, dass diesbezüglich für Männer spezieller Communities Kaffeebesuche von besonderer Relevanz sind, während für Frauen ein mit Einkauf verknüpftes Treffen in bestimmten (z.T. auf die eigene Kultur spezialisier- ten) Läden im Vordergrund steht. Deutlich wird gerade in diesem Typus, dass es für viele ältere Migrant(inn)en neben den „strong ties“ ihres meist familiären Umfeldes eine ganze Reihe von „weak ties“ gibt. Diese müssen sich auch gar nicht auf aus dem gleichen Land Stammende beschränken.
- Beim „*in private Freundschaftsnetzwerke eingebundenen Typus*“ männlichen Geschlechts zeigen sich starke Überlappungen zum „*in Flaneurs-Netzwerke*“ eingebunden Typus, von dem sich dieser lediglich durch die engeren Bindungen („strong ties“) unterscheidet. Frauen-Freundschafts-Netzwerke konsolidieren sich demgegenüber vor allem über Treffen in Privaträumen und an öffentlichen Plätzen. Hier finden sich sogar Beispiele einer gemeinsamen Kasse für Unternehmungen. Die im Diskurs um migrantisches Sozialkapital häufig verwendete Charakterisierung als „innenorientiertes Sozialkapital“ (Putnam/Goss 2001: 27f.), korrespondierend mit einem „bonding (or exclusive)“ (Putnam 2000: 22) bzw. „bindendem Sozialkapital“ (Putnam/Goss 2001: 28), hätte neben dem „*in familiäre Netzwerke eingebundenen Typus*“ am ehesten hier seine Berechtigung.
- Bei dem „*in nachbarschaftliche Hilfsnetzwerke eingebundenen Typus*“ finden sich neben „strong“ auch „weak ties“. Während sich die Beziehungen zur autochthonen Nachbarschaft meist auf „weak ties“ beschrän-

ken, werden zu aus dem gleichen Herkunftsland Stammenden oder anderen Nachbar(inn)en mit Migrationsgeschichte sehr viel häufig auch „strong ties“ entwickelt und gepflegt. Diese entstehen als Hilfsnetzwerke vor allem über eine gemeinsame Migrationsgeschichte. Bisweilen tragen solche Nachbarschaftsnetzwerke sogar nicht unerheblich zur eigenen Reproduktion bei (z.B.: gemeinsames Kochen, das so billiger wird; Weitergabe Produkte des eigenen Gartens; Hilfs- und Versorgungstätigkeiten). Zudem ist in islamischen Kulturen Nachbarschaftshilfe ein hohes – teils wichtiger als die Pflege verwandtschaftlicher Netzwerke erachtetes – Gut und dem entsprechend sogar zum Teil ritualisiert.

- Der „*in ein isoliertes, institutionalisiertes Netzwerk eingebundener Typus*“ gewinnt vor allem in ethnischen Kulturvereinen oder religiösen Gemeinschaften Gestalt, die eine hohe Kohäsion aufweisen und dabei sehr auf sich selbst bezogen bleiben. Auch diese Beziehungen – die keinesfalls immer schon den Charakter von „strong ties“ annehmen müssen (!) – lassen sich als „innenorientiertes Sozialkapital“, korrespondierend mit einem „bonding (or exclusive)“ bzw. „bindendem Sozialkapital“ charakterisieren. In unseren Fokusgruppen fand sich dieser Typus allerdings nahezu ausschließlich bei Angehörigen dissidenter Kulturen, die in ihrem Herkunftsland und in ihrer Migrationsgeschichte sehr starker Verfolgung ausgesetzt waren, wie beispielsweise Armenier oder Kurden. Allerdings öffneten sich auch diese in den Fokusgruppen recht schnell gegenüber den Anderen.
- Ein „*in spezieller peer-group und darüber vermittelt auch mit anderen vernetzter Typus*“ bildet sich stärker formalisiert als Freundschaftsnetzwerke, aber nicht vereinsmäßig institutionalisiert, häufig als zunächst meist geschlechtshomogene peer-Group in halböffentlichen Räumen der Gemeinwesen- und/oder Migrationsarbeit. Zwar ließen sich deren Beziehungen als peers untereinander auch als „strong ties“ charakterisieren. Unsere Abgrenzungen solcher peer-Beziehungen als im Vergleich zu Freundschaftsnetzwerken zwar zum Teil weniger kohäsiven, dennoch aber sehr dichten Kontakte, die zudem stärker formalisiert sind als diese, ohne allerdings vereinsähnliche Strukturen zu entwickeln, zeigen jedoch, wie differenzierungsbedürftig die Kategorie der „strong ties“ ist. Hinzu kommt, dass sich unser Typus keineswegs in diesen erschöpft, weshalb es sich bei den entsprechenden „strong ties“ auch keinesfalls um „innenorientiertes Sozialkapital“ oder „bonding (or exclusive)“ bzw. „bindendes Sozialkapital“ handelt. Vielmehr vernetzen sich diese peers durch die Nutzung der entsprechenden halböffentlichen Orte und ihrer zum Teil übergreifenden Angebote (z.B. Feste) nicht nur untereinander, sondern auch locker mit anderen Nutzer(gruppe)n dieser Räume und Angebote. Die sich in dieser Weise zunächst entwickelnden „weak ties“ können sich jedoch über gemeinsame Aktivitäten rasch zu „strong ties“ wandeln.

- Schließlich sucht ein „*in speziellen Organisationen und darüber vermittelt auch mit anderen vernetzter Typus*“ über die starke Eingebundenheit in das Engagement einer herkunftskulturellen Organisation (Verein oder kirchliche Gemeinde), seinen/ihren Platz im Gemeinwesen, indem sie sich auch mit Aktiven anderer Organisationen vernetzen. Wie im zuletzt geschilderten Typus können die in dieser Weise zunächst entstehenden „weak ties“ sich ebenfalls über gemeinsame Aktivitäten zu „strong ties“ weiterentwickeln. Allerdings scheint dies durch den eher formalisierten Charakter der vereinsbezogenen Kontakte weitaus seltener der Fall zu sein als in dem zuvor geschilderten Typus.

Schon hergestellt wurde bei einzelnen Typen der Bezug zur Mal mehr impliziten, zum Teil jedoch durchaus expliziten Unterstellung einer Hinderlichkeit migrantischen Sozialkapitals bezüglich einer Sozial- und sogar Systemintegration in die Aufnahmegesellschaft. Letzteres (s.o. Kap. 2.4) wird besonders deutlich in Diehls Deutung der „Herausbildung und Institutionalisierung eines ethnischen Vereinssektors [...] als das aggregierte Ergebnis individueller (zumindest partieller) Segregationsentscheidungen“ (2002: 14f.). Vor allem Moscheevereinerungen und Kulturvereine, in denen ältere Zugewanderte und Erstgenerationsangehörige überdurchschnittlich häufig vertreten sind (vgl. Sauer 2009: 157ff.), stehen unter diesem Verdacht.

Unter Zugrundelegung von Uwe Hungers (vgl. 2006) Vorschlag, bezüglich migrantischer Integrationsstrategien zwischen „Privatisierungsstrategien“ und „Strategien einer stärkeren öffentlichen Einbindung“ zu unterscheiden (s.o. Kap. 2.3), zeigen die qualitativen Untersuchungsbefunde von AMIQUUS, dass es keineswegs ausgemacht ist, welche Strategievariante jeweils konkret von den verschiedenen Mitgliedern einer bestimmten Moschee-Vereinigung verfolgt wird. Ja, es fanden sich sogar Beispiele von Vereinigungen, in denen einige tatsächlich eher einer „Privatisierungsstrategie“ zuzuordnen wären, während andere sehr viel stärker eine Strategie „öffentlicher Einbindung“ verfolgten – ob nun bewusst z.B. durch Veranstaltungen von Tagen der offenen Tür, oder eher implizit, indem sie durch ein erst mal auf die institutionelle Absicherung der Vereinigung gerichtetes Engagement in Kontakt zu einheimischen Vertreter(innen) von Kirchen, Vereinen und politischen Organisationen kommen.

Auch wenn es sich, wie im zuletzt beschriebenen Falle, nicht um eine bewusste „Strategien einer stärkeren öffentlichen Einbindung“ im Sinne von haben wir entsprechend Agierende unter unseren „*in spezielle Organisationen und darüber vermittelt auch mit anderen vernetzten Typus*“ subsumiert. Umgekehrt kann aber auch unser „*in ein isoliertes, institutionalisiertes Netzwerk eingebundenen Typus*“ nicht mit Hungers Kategorie von „Privatisierungsstrategie“ gleichgesetzt werden, da auch solche Gemeinschaften ja zumindest Teilöffentlichkeiten darstellen. So nutzen beispielsweise muslimischen Frauen unserer Fokusgruppen ihre Treffen in der Moschee, um eine

über ihre ‚privaten‘ Frauennetzwerke hinausgehende Teilöffentlichkeit unter sich als muslimische Frauen herzustellen und wollten dies ermutigt durch die Erfahrungen in der Fokusgruppe nun über die Forderung eines eigenen Frauentages ohne männlichen Imam noch stärker intensivieren. Sie unter „Privatisierungsstrategien“ zu subsumieren, würde ihrem Anliegen nicht gerecht.

Angesprochen ist damit bereits, wie ältere Migrant(inn)en räumliche und infrastrukturelle Gelegenheiten nutzen und sich aneignen. Diesbezüglich haben wir auf der Basis der Sozialraum/Netzwerk-Tagebücher, der Nadelung bedeutsamer Orte im Quartier und der Stadt im Hinblick auf entsprechende Erlebnisqualitäten und Nutzungsweisen, sowie dem Material flankierender Ortsbegehungen in den Fokusgruppen auf gleiche komparatistische Weise, wie bezüglich sozialer Netzwerke, eine Typologie der Raum- und Infrastrukturnutzung rekonstruiert. Da sich Netzwerke häufig über konkrete Orte konstituieren, und umgekehrt soziale Räume auch erst über die Vernetzung des Erlebens und Handelns von Menschen entstehen, muss es notwendigerweise zu Überschneidungen der beiden Typologien kommen.

- Einem „*funktionalen Raumnutzungs-Typus*“ lassen sich allgemein gesprochen diejenigen zuordnen, die sehr stark öffentliche Infrastruktur zu eigenen Reproduktion und der ihrer Familie nutzen. Dass dabei viele der älteren Migrant(inn)en ihre Erfahrungen mit der kollektiven Nutzung von Gemeineigentum in ihren Herkunftsländern in gewisser Weise auf die bundesrepublikanischen Verhältnisse zu transponieren vermochten, wird besonders dann deutlich, wenn zu dieser Nutzung ebenso selbstverständlich gehört, frei zugängliche Früchte, Kräuter und Pflanzen (auch zur medizinischen Versorgung) zu ernten. Hinzu kommt, dass viele darüber hinaus Gartenbau zur eigenen Versorgung und der ihrer Familie betreiben – überwiegend auf gepachtetem Gelände, zum Teil aber auch, indem sie öffentlich zugängliche Grünflächen dazu umnutzen. Wenn Negt/Kluge (vgl. 1981: 977) in ihrer historischen Rekonstruktion der „ursprünglichen Hausgemeinschaft (Familienallianz)“ nach den von der politischen Ökonomie ausdifferenzierten Momenten von Produktion, Distribution, Austausch und Konsumtion herausgearbeitet haben, dass dort die Kategorie der Produktion nicht nur auf „ursprüngliche Bodenbearbeitung“ und „Selbstversorgung mit Gebrauchsgütern“ (ebd.), sondern auch auf „Kinder – Sinne, Gemeinwesen“ (ebd.) bezogen gewesen sei, dann schimmert dies in den beschriebenen Nutzungstypus gerade in seiner Überschneidung mit dem „*in familiäre Netzwerke eingebundenen Typus*“ unserer sozialen Netzwerke Typologie sehr stark durch. Wenn Negt/Kluge in ihrer historischen Rekonstruktion Distribution als „Kampf nach Außen, gegenüber dem, was nicht Haus ist“ (ebd.) interpretieren, d.h. auch als Kampf „um Geltung dieser ursprünglichen Produktionsweise“ (ebd.) gegen das „Abstraktionsprinzip, z.B. des Kriegs, des Raubs oder der Unvollständigkeit des äußeren Gemeinwesens“ (ebd.), so war

das „Abstraktionsprinzip“, gegen das die von uns untersuchten älteren Migrant(inn)en dieses „Produktionsprinzip“ verteidigen haben, allerdings nicht mehr das des „Kriegs“ oder des „Raubs“. Vielmehr suchten sie die soziale Funktionalität dieses Produktionsprinzips gegenüber dem kapitalistischen Verwertungsprozess zu bewahren, dessen funktionell einer völlig anderen Relevanzstruktur folgenden Formalisierungs- und Unterordnungsanforderungen sie häufig fremd gegenüberstehen (vgl. May 2010a; Alisch/May 2010). Dies als mangelnde „Systemintegration“ zu interpretieren, hieße, unser Gesellschaftssystem mit dem Kapitalprinzip gleich zu setzen. Allein auf dessen Grundlage wäre aber unsere Gesellschaft nicht überlebensfähig.

- Ein „*an kommunikativen Gelegenheiten orientierter Raumnutzungs-Typus*“ realisiert sein Interesse beim Spaziergehen / Bummeln / Flanieren oder aber durch gezieltes Aufsuchen von informellen Treffpunkten. Selbstredend finden sich hier starke Überschneidungen zu dem „*in Flaneurs-Netzwerke eingebundenen Typus*“ unserer soziale Netzwerke charakterisierenden Typologie. Und entsprechend zeigen sich auch bezüglich der Orte geschlechtsspezifische Spezifizierungen dahingehend, dass für Männer bestimmte Kaffees oder Orte in der Fußgängerzone oder an bestimmten Straßenecken sowie Gelegenheiten für Schach- oder andere Brettspiele im (halb-)öffentlichen Raum von Relevanz sind, während Frauen Läden und Geschäfte nicht allein zum Einkauf aufsuchen, sondern auch, um dort andere Frauen zu treffen. Zudem nutzen sie in dieser Hinsicht selbst dann Spielplätze, wenn sie nicht auf Enkelkinder aufpassen müssen. Was solche zu kommunikativen Anlässen angeeigneten Orte im (halb-)öffentlichen Raum betrifft, so werden diese für das Milieu der sie Nutzenden dadurch zu einer Art informellen Institution, dass sie von den Flanierenden unabhängig von konkreten Verabredungen aufgesucht werden können, um mit hoher Wahrscheinlichkeit dort Bekannte zu treffen. Als solch lose Treffpunkte sind sie jedoch nur für diejenigen ‚offen‘, die häufiger dort anwesend sind.
- Bei einem „*erlebnisorientierten Raumnutzungs-Typus*“ stehen demgegenüber nicht kommunikative oder infrastrukturellen Gelegenheiten, sondern die Erlebnisqualitäten des Ortes selbst im Vordergrund. So unternehmen viele, vor allem der älteren männlichen Migrant(inn)en regelmäßige Spaziergänge in Wald und Natur um dieser selbst willen und nicht, um andere zu treffen oder sich mit ihnen beim gemeinsamen Gehen zu unterhalten. Ebenfalls werden auch inszenierte Spektakel im öffentlichen Raum, Kundgebungen und andere publikumsträchtigen Veranstaltungen sehr viel stärker von Männern genutzt. In diesem Falle steht der Repräsentationscharakter des Raumes in seinen Erlebnisqualitäten für die Nutzenden im Vordergrund. Henri Lefebvre (1991: 33) spricht be-

züglich solcher Rauminszenierungen von einer „Repräsentation des Raumes“.

- Demgegenüber geht es einem „*auf Repräsentation ausgerichteten Raumnutzungs-Typus*“ um die eigene Repräsentation im Raum, der damit in Lefebvres Sinne zu einem „Raum der Repräsentation“ (ebd.: 41) wird. Dieser Typus fand sich vor allem bei solchen älteren Migrant-(inn)en, in deren Wohnumfeld sich eine mehr oder weniger stark ausgeprägte ethnische Community herausbilden konnte, die über entsprechende informelle oder auch formelle Institutionen verfügt. Zu den formellen gehören beispielsweise der auf dem Weg zu, vor und nach religiösen Versammlungen oder anderen Festivitäten von entsprechenden Communities genutzte Raum; zu den informellen etablierte Promenierwege, die sich für bestimmte Tageszeiten am Wochenende und Feiertagen in ähnlicher Weise herausgebildet haben, wie die informellen Treffpunkte der *Flaneurs-Netzwerke*. Die Repräsentation in solchen Räumen bezieht sich dabei zumeist nicht auf die einzelne Person, sondern auch die Familie. Sehr stark findet sich dieser Typus unter den Honoratioren der entsprechenden Communities vertreten, wie umgekehrt es absolut notwendig ist, sich in solchen Räumen entsprechend zu repräsentieren, um überhaupt für sich und seine Familie eine Möglichkeit der Zugehörigkeit zu diesem Kreis der Honoratioren zu erschließen.
- Ein „*überwachend/kontrollierender Raumnutzungs-Typus*“ weist auch ein deutlich geschlechtsspezifisches Profil auf. So überwachen Frauen nicht nur ihre Enkelkinder beim Spiel rund um ihr Zuhause oder bei entsprechenden Park- und Spielplatzbesuchen. Auch sonst üben sie in den von ihnen erschlossenen Räumen ein hohes Maß von Sozialkontrolle aus, die sich sehr stark auf die Einhaltung moralischer Konventionen bezieht. Neben solcher Art, auf Einhaltung der sozialen Ordnung bezogenem Kontrollblick bezieht sich die männliche Raumbewachung darüber hinaus auch auf die Intaktheit der Infrastruktur. Je nach Identifikation mit dem Raum und Vermögen, kann sich dies sogar auf handwerklich ordnende bzw. reparierende Tätigkeiten ausdehnen.

Auch das gesamte Material der Zukunftswerkstätten wurde nach der gleichen komparatistischen Methode ausgewertet, um zu Typologien der Interessen und Probleme zu kommen. Es gelang uns in dieser Weise folgende vorläufige Typologie der Interessenslagen zu rekonstruieren:

- Das Interesse an einer „*Vergemeinschaftung über nützliche Tätigkeiten an (halb-) öffentlichen Orten*“ konkretisiert sich in Ideen zu Werkstatt-, Garten-, Näh- und Kochprojekten. Geprägt von den nicht abgegoltenen Überbleibseln der Produktionsweise des „Ganzen Hauses“ und mit ihr verbundener Überbauten, sowie dem realen Erfahrungszusammenhang körperlicher Arbeit geht es den dahingehend Interessierten darum, das

‚Angenehme‘ (= soziale Kontakte, Anerkennung über gemeinsame Produktion und Weitergabe entsprechender Kompetenzen) mit dem ‚Nützlichen‘ (= Zuproduktion zur individuellen oder familiären Reproduktion) zu verbinden. Mit Ausnahme anlassbezogener Feiern würden reine Freizeitvergnügen von diesem Typus nicht angenommen.

- Ein Interesse an der „*Öffnung kultur- und freizeitbezogener Angebote für ältere Zuwanderer*“ konkretisiert sich im Wunsch nach Teilnahme an kultur- und freizeitspezifischen Aktivitäten (Besichtigungen; Fahrten), wie sie auch jetzt schon als klassische Angebote der Altenarbeit und Altenbildung vorgehalten werden. Diese Interessenlage wird vor allem von älteren Zuwanderern artikuliert, die bereits in ihren Herkunftsländern Erfahrungen mit Modernisierung und Verstärkerung gesammelt haben und auch für die Bundesrepublik entsprechende Hoffnungen der Teilhabe heg(t)en. Sie sehen sich durch die von ihnen geleistete harte Arbeit nun legitimiert, auf ihre alten Tage etwas Freizeit genießen zu können. Eine Öffnung schon existierender Angebote erforderte jedoch aufgrund vielfältiger Missachtungserfahrungen ein offenes Zugehen der Autochthonen.
- Ein Interesse an der „*Etablierung eigener kulturschaffender Initiativen*“ zeigt sich in Projektideen zur Schaffung eigener Formen kultureller Betätigung (z.B. Chor; Kunstproduktion aus Schrott). Sie findet sich vor allem bei älteren Zuwanderern, die schon in ihren Herkunftsländern kulturbürgerlich betätigt haben bzw. entsprechende Ambitionen entwickelt haben.
- „*Gemeinwesenorientiert-politische Initiativen*“ richten sich auf Fragen der Sicherheit und Sauberkeit im Stadtteil, bis hin zum Kampf um die doppelte Staatsbürgerschaft. Sie findet sich vor allem bei älteren Zuwanderern, die schon Erfahrungen mit politischem Engagement in ihren Communities oder im Ausländerbeirat gesammelt haben, gewerkschaftliche engagiert waren, aber auch bei solchen, die sich durch die Erfahrungen in AMIQUS politisiert haben.
- „*Gemeinwesenorientiert-altruistische Initiativen*“ beziehen sich auf Bildung und Gesundheitsförderung (z.B. Elternkurse; Gesundheitsberatung). Sie findet sich vor allem bei älteren Zuwanderern, die in ihren Herkunftsländern entsprechend professionalisiert waren, deren Qualifikationen aber hier in der Bundesrepublik nicht anerkannt und von daher bisher auch nicht genutzt wurden.
- „*Initiativen zur Schaffung von Frauenöffentlichkeit*“ geht es um die Schaffung eigener geschützter und legitimer Orte des Treffens und Austauschs von Frauen aufgrund spezifischer Missachtungs- und Unterdrückungserfahrungen in Öffentlichkeit (= Frauen werden dort der Ehrverletzung bezichtigt) und Privatheit (= bei Verlust entsprechender ‚Funktionsfähigkeit‘ fühlen sich die Frauen selbst von ihren Männern

missachtet). Konkretisierungsformen sind die Initiativen für Frauentreffs, -cafés sowie eigene Frauentage in der Moschee ohne männlichen Imam.

Nicht gelungen ist uns jedoch eine soziogenetische Rekonstruktion von Problemlagen, weil die in den Zukunftswerkstätten geäußerten Probleme von den Betroffenen sich als so heterogen darstellten, dass auf der Basis dieses Materials in der komparativen Analyse keine sozialen Regelmäßigkeiten oder – wie vermutet – Bezüge zu den Interessenlagen herausgearbeitet werden konnten.

5.2 Zur interferenzstatistischen Überprüfung der komparatistischen Typenbildung

Trotz der methodologischen Notwendigkeit, die Wirksamkeit solcher Orientierungsmuster, wie sie in AMIQUUS im ersten Förderjahr über die qualitativen Verfahren komparatistischer Typenbildung zu Netzwerken, Raum- und Infrastrukturnutzung sowie Interessen rekonstruiert wurden, in fallspezifischen Kontexten nachzuweisen, hatten wir im Antrag angekündigt, diese Typologien auch quantitativ über die interferenzstatistische Auswertung einer standardisierten Befragung an den vier Standorten zu überprüfen – wohl wissend, dass es sich bei solchen Verfahren um statistische Modulationen bzw. Konstruktionen handelt. Gründe dafür waren nicht nur die durch zwei unterschiedliche Methoden verschärften Überprüfungsbedingungen für unsere Typologien, sondern vor allem die Möglichkeit zu quantifizierenden Angaben bezogen auf die sozialstrukturelle Verteilung der einzelnen Indikatoren.

Entsprechend wurden die zunächst qualitativ rekonstruierten Typologien zu Netzwerken, Raum- und Infrastrukturnutzung sowie Interessenlagen in Form von Items so operationalisiert, dass die Befragten auf einer vierstufigen Ordinalskala zustimmen oder ablehnen konnten. In gleicher Weise wurden auch die in den Zukunftswerkstätten artikulierten Probleme in verallgemeinernder Weise operationalisiert in der Hoffnung, mit Hilfe einer interferenzstatistischen Auswertung der Daten auch hier noch zu einer Typologie zu kommen.

In dieser Weise wurden in den vier Quartieren des AMIQUUS-Verbundprojektes in der Zeit zwischen Mai 2010 bis Oktober 2010 insgesamt 801 ältere Migrant(inn)en befragt. Allerdings konnten dabei nicht immer repräsentative Stichproben für die Quartiere erzielt werden. So haben wir beispielsweise in der Biebricher Stichprobe einen im Vergleich zur realen Verteilung deutlichen Überhang von Türkeistämmigen. Zwar wäre es aufgrund der hohen Anzahl der Fälle möglich gewesen, aus dem Datensatz eine reprä-

sentative Stichprobe zu ziehen. Da sich AMIQUUS als Forschungsprojekt jedoch auf verallgemeinerbare Erkenntnisse konzentriert und für die Berechnung von Zusammenhängen keine repräsentative Stichprobe notwendig ist, haben wir darauf verzichtet, zumal die Auswertung zusammen mit der Abteilung „Statistik“ des Praxispartner „Wiesbadener Amt für Statistik, Stadtforschung und strategische Steuerung“ erfolgte, die bei Interesse der Wiesbadener Verwaltung an für Biebrich repräsentativen Daten, dies noch nachholen kann.

Schon bei der Randauszählung zeigte sich aber, dass nicht nur – wie von uns hypostasiert – bezogen auf die Netzwerk- und Raum- bzw. Infrastrukturnutzungstypologie, sondern auch in Bezug auf die meisten Indikatoren für Probleme und Interessen, sich Angaben von Mittelwerten eigentlich statistisch verbieten, weil die jeweilige Standardabweichung sich als viel zu hoch erwies. Ein wesentlicher Hintergrund dafür ist, dass sich bei den Kreuztabellierungen mit entsprechenden Signifikanztests die stärksten Zusammenhänge in Bezug auf die *Untersuchungsquartiere* zeigten. Demnach sind nicht nur Aussagen z.B. über den „durchschnittlichen“ Organisationsgrad und die Organisationsformen *der* älteren Migrant(inn)en bzw. von bestimmten Gruppierungen differenziert z.B. nach Ethnie oder Religion – wie sie den meisten Untersuchungen zum Freiwilligenengagement bzw. zur Vergesellschaftung vorgenommen werden (!) – statistisch betrachtet nicht sinnvoll. Ebenso erwiesen sich viele Interessen und Probleme in ihrer Ausprägung stark abhängig von den Strukturen des Gemeinwesens vor Ort. Umgekehrt bedeutet dies, dass wir aufgrund unserer Untersuchung sehr differenzierte quartierspezifische Profile bezüglich Vergesellschaftungs- und Organisationsgrad sowie Formen der Engagementbereitschaft und der in Problemen und Interessen sich artikulierenden Bedarfe nachzeichnen konnten, was eine wesentliche Bereicherung des Forschungsstandes darstellt.

5.3 Netzwerke älterer Migrant(inn)en

Zu den Formen von Netzwerken älterer Migrant(inn)en haben wir in unserer komparatistischen Typenbildung – wie skizziert – neun Typen rekonstruieren können. Die Faktorenanalyse ergab sogar zehn Faktoren, die mit geringen Modifizierungen die qualitativ rekonstruierten Typen abbilden. Zahlenangaben können sich auf der Ebene der Typen dabei jedoch nur auf grobe Durchschnittswerte beziehen, da zum einen die auf den Faktoren positiv ladenden Variablen in ihrer quantitativen Ausprägung in der Stichprobe durchaus in einem gewissen Spektrum variieren. Zum anderen verbietet sich nach unseren Befunden – wie dargelegt – sogar auf Ebene der einzelnen Indikatoren

die Angabe von Mittelwerten, weil gerade bei den Items zur Netzwerktypologie die Standardabweichung viel zu hoch ist.

Auf dem Faktor, der die meiste Varianz erklärt, laden positiv sehr stark Items mit denen wir den „*an Heimatverwandtschaftsnetzwerken orientierten Typus*“ beschrieben haben. Allerdings laden darauf ebenfalls positiv – jedoch weitaus schwächer – auch Items, die auf einen Bezug auf die eigene Community verweisen (insb. starke positive Zusammenhänge zur türkischen Community). Bei den Zugewanderten aus den Gebieten der ehemaligen Sowjetunion – und damit auch in unserem Untersuchungsquartier Fulda Aschenberg – ist diese Orientierung nur gering ausgeprägt. ‚Durchschnittlich‘ betrachtet teilen solche Orientierungen ca. 2/3 aller Befragten.

Die zweitstärkste Varianz erklärt ein Faktor auf dem Items positiv laden, die wir als Indikatoren für einen „*aus Netzwerken zurückgezogenen / nicht-vernetzten Typus*“ gewählt haben. Hier zeigen sich ausschließlich Zusammenhänge auf der Ebene des Quartier, wobei diese Zusammenhänge zu den stärksten überhaupt in unserer Untersuchung gehören: Während z.B. der auf diesem Faktor positiv am höchsten ladende Item „Ich lebe hier in Deutschland sehr zurückgezogen und habe selbst zu meiner Familie wenig Kontakt“ in München, wo sehr viele Männer der ersten Generation alleine leben, eine Zustimmung von 39% erfahren hat, waren es in Biebrich mit zwei stark ausgeprägten Communities lediglich 5%, die hier zustimmten. Dies verdeutlicht noch einmal die Fragwürdigkeit der Bildung eines Durchschnittswertes, der bezüglich des „zurückgezogenen Typus“ bei ca. 1/5 der Befragten läge. Negativ laden auf diesem Faktor Items, die auf eine starke Eingebundenheit der Befragten in familiäre und verwandtschaftliche Zusammenhänge verweisen.

Auf einem dritten Faktor laden Variablen positiv, die für uns als Indikatoren für einen Typus fungieren, den wir als „*in peer-groups und darüber vermittelt auch mit anderen vernetzt*“ bezeichnet haben. Aus unserem qualitativen Datenmaterial wussten wir, dass sich solche meist geschlechtshomogenen oft auch die gleiche Herkunftskultur teilenden peers stärker formalisiert bilden als Freundschaftsnetzwerke, aber ohne vereinsmäßig institutionalisiert zu sein (häufig in halböffentlichen Räumen der Gemeinwesen- und/oder Migrationsarbeit). Durch die Nutzung dieser Orte und ihrer zum Teil auch übergreifenden Angebote (z.B. Feste) vernetzen sie sich über ihre – im Vergleich zu Freundschaftsnetzwerken zwar zum Teil weniger kohäsiven, dennoch aber sehr dichten Kontakte untereinander – auch locker mit anderen Nutzer(gruppe)n dieser Räume und Angebote.

Wenngleich sich hier bei einigen Items auch positive Zusammenhänge – zumeist jedoch schwächerer Art (!) – zu herkunftskulturellen Handarbeitstraditionen sowie mittleren Bildungsabschlüssen zeigten, waren erneut die Zusammenhänge zur Variable ‚Quartier‘ am stärksten ausgeprägt. Entsprechend fand sich dieser Typus in den beiden Untersuchungsquartieren Biebrich und München, die über solche Orte verfügen, mit über 40% am deutlichsten aus-

geprägt, während sich insgesamt nur ca. 1/3 der Befragten diesem Typus zuordnen ließen.

Ein vierter Faktor fasst Items zusammen, die auf eine Mitgliedschaft in offenen Vereinen verweist. Hier laden sowohl Items positiv, mit denen wir einen „in speziellen Organisationen und darüber vermittelt auch mit anderen vernetzten“ Typus bezeichnet haben. Damit haben wir aktive Mitglieder solcher zwar oft herkunftskulturell orientierter Vereine oder aber religiöser Gemeinschaften gefasst, die sich nicht abschotten, sondern ihren Platz im Gemeinwesen suchen. Die in dieser Weise Engagierten kommen mehr und mehr auch mit anderen in Kontakt und vernetzen sich dort ebenfalls. Auf diesem Faktor laden jedoch auch Variablen positiv, die eine Mitgliedschaft der Befragten in Vereinen und Organisationen „für Zuwanderer allgemein“, bzw. solchen, in denen „mehrheitlich Deutsche organisiert sind“, anzeigen. Bei Letzteren weisen die Kreuztabellierungen deutliche Zusammenhänge zu akademischen Bildungsabschlüssen aus. Gerade aber bei den Items, die als Indikatoren für den „in speziellen Organisationen und darüber vermittelt auch mit anderen vernetzten Typus“ fungieren, zeigten sich erneut starke Zusammenhänge zum Quartier.

Anders als die theoretischen Konzepte zu „positivem“ und „negativem“ oder „innen-“ und „außenorientiertem“ Sozialkapital (Putnam/Goss 2001: 27f.) oder zwischen „bridging (or inclusive) and bonding (or exclusive)“ (Putnam 2000: 22) belegen sowohl unsere qualitativen als auch quantitativen Ergebnisse, dass der „in ein isoliertes, institutionalisiertes Netzwerk eingebundenen Typus“ nur in einigen wenigen dissidenten Kulturen zu finden ist, die in ihrer (Migrations-)Geschichte großer Verfolgung ausgesetzt waren, wie z.B. den Armeniern. Entsprechend zeigten sich in den Kreuztabellierungen starke positive Zusammenhänge zu den von uns unter „sonstige Staaten“ Subsumierten, nicht jedoch zu Türkeistämmigen oder Muslimen, denen in der Literatur ansonsten häufig solche „parallelgesellschaftlichen“ Tendenzen attestiert werden (vgl. BAMF 2009, Kap. 4/5; Sauer 2009: 173; 2010: 153). Insgesamt vertreten ist dieser Typus unter den Befragten mit weniger als 10 Prozent mit entsprechender Variation in den einzelnen Untersuchungsgebieten – stärker ausgeprägt in München und im Durchgangsquartier Westend.

Die Items, die wir zur Identifizierung dieses Typus herangezogen haben, luden in unseren interferenzstatistischen Analysen positiv auf dem Faktor, der die geringste Varianz erklärt. Umgekehrt wiesen die als Indikatoren für den „in speziellen Organisationen und darüber vermittelt auch mit anderen vernetzten Typus“ herangezogenen Items eine negative Ladung auf diesem Faktor aus. Zeigten sich bei Mitgliedern migrantischer Organisationen und Gruppen über alle Quartiere hinweg schon deutliche Unterschiede zwischen der Willenserklärung „In unserer Gruppe/ unserem Verein spielt Nationalität keine Rolle“ sowie der wirklichkeitsbezogenen Aussage „Über unsere Gruppe/ unseren Verein kommen wir auch in Kontakt zu einheimischen Deut-

schen“, so war diese Diskrepanz noch größer in Bezug auf diejenigen, die das Item „In dieser Gruppe/diesem Verein wollen wir unter uns bleiben“ ablehnten. Dieses Item stand ja positiv als Indikator für den „in ein isoliertes, institutionalisiertes Netzwerk eingebundenen Typus“! Diese Diskrepanz korreliert damit, wie in den einzelnen Quartieren das Item „Aufgrund meiner Herkunft erfahre ich Diskriminierung durch Nachbarn“ Zustimmung erfahren hat. Diese Ergebnisse unterstreichen somit nachdrücklich die Problematik einer mit der Rede vom „herkunftsland-“ bzw. „innenorientierten“ Sozialkapital zumindest implizit verbundenen Schuldzuschreibung an die Adresse der älteren Migrant(inn)en bezüglich einer vermeintlich mangelnden Integrationsbereitschaft.

Die Typen von „in speziellen peer-groups“ bzw. „in speziellen Organisationen und darüber vermittelt auch mit anderen Vernetzten“ zeigen, dass auch bei zunächst auf die eigene ethnische Gemeinschaft gerichteten Kontakten sich nicht nur „strong ties“ und deshalb bloß „redundante Kontakte“ entwickeln, ja sogar Ressourcen außerhalb der eigenen ethnischen Gemeinschaft genutzt werden. Wenn in den auf Zugewanderte bezogenen Sozialkapital-Untersuchungen zum Zugriff auf Ressourcen mit dem ‚weak-tie‘/‘structural-holes‘-Argument unterstellt wird (Haug/Pointner 2007: 389f.), es läge an den eigenen Abschottungstendenzen solcher ethnischer Gemeinschaften, dass sie nur ihre eigenen Ressourcen nutzten und ihre Kontakte redundant blieben, so handelt es sich nach unseren Befunden zum Zusammenhang zwischen den Intentionen, die ältere Migrant(inn)en mit ihrem Engagement in entsprechenden Gemeinschaften verfolgen, den damit nicht korrespondierenden Erfahrungen von gelingenden Kontakten auch zur einheimischen deutschen Bevölkerung und dem, was sie über Diskriminierungserfahrungen durch Nachbarn aufgrund ihrer Herkunft schildern, schlicht um eine Verdrehung.

Auf dem fünften Faktor luden positiv Variablen, die auf herkunftsland-bezogene Besuchsnetzwerke zielen, welche besonders stark in den Untersuchungsquartieren Biebrich und Fulda mit entsprechenden Communities ausgeprägt waren. Insgesamt finden sich solche Muster bei der Hälfte unserer Befragten. Items, welche die Nutzung von institutionellen Angeboten der Migrationsarbeit erfassten (bei ca. 1/3 der Befragten) luden positiv auf dem Faktor 6 – ebenfalls mit entsprechenden Zusammenhängen auf der Ebene von Quartier. Eine untergeordnete Rolle spielten die Quartiere demgegenüber bei einem „in familiäre Netzwerke eingebundenen Typus“. Die Items hierzu luden positiv auf dem Faktor 7 und fanden bei ca. 2/3 der Befragten Zustimmung.

Starke Zusammenhänge zur Variable ‚Quartier‘ zeigten sich wieder bei den auf Faktor 8 positiv ladenden Items, mit denen wir einen „in nachbarschaftliche Hilfsnetzwerke eingebunden Typus“ beschrieben haben. Diesem Typus lassen sich insgesamt ca. 2/3 unserer Befragten zuordnen. Bei dem Item, mit dem Community übergreifende Nachbarschaftshilfe erfasst wurde,

fanden wir darüber hinaus leichte Zusammenhänge zu hohen Bildungsabschlüssen, was mit Ergebnissen der Sinus Studie zu den wohnungsmarktspezifischen Präferenzen von Personen mit Migrationshintergrund in Deutschland korrespondiert (vgl. Beck/Perry 2008: 193). Schließlich lud auf Faktor 9 nur das Item „Mit Bekannten treffe ich mich fast nur in Privaträumen“ positiv. Entsprechend luden Items, die als Indikatoren für ein Eingebundensein in Nachbarschaft und Vereine sowie Angebotsnutzung fungierten, schwach negativ auf diesem Faktor.

5.4 Raum- und Infrastrukturnutzung

Zur Raum- und Infrastrukturnutzung konnten wir in der komparatistischen Analyse unseres qualitativen Materials fünf Nutzungstypen identifizieren, die durch die Faktorenanalyse des quantitativen Materials auf vier verdichtet wurden.

Der Faktor, der die meiste Varianz erklärt, fasst eine Reihe von Items zusammen, die die Beteiligung an Festen und Feiern – sowohl allgemein, als auch im eigenen Kulturkreis, sowohl im Stadtteil als auch im Stadtgebiet – erfassen sollten, als auch solche, die den Besuch von Informationsveranstaltungen – des eigenen Kulturkreises, allgemein, im Stadtteil und im Stadtgebiet – erfragten. Dieser Typus wurde von uns als „*Veranstaltungsbesucher*“ markiert, bei dem sich gegenüber dem „*erlebnisorientierten Raumnutzungstypus*“ der qualitativen Typenbildung noch stärker der Teilhabeanspruch der älteren Migrant(inn)en, vermittelt durch eine Selbstbildung an entsprechenden Orten in der Stadt und im Stadtteil, akzentuiert zeigte. Die Items „Ich besuche gerne Informationsveranstaltungen meines Kulturkreises (allgemein) in der Stadt (im Stadtteil)“ laden dabei nochmal deutlich positiver als Items, die sich auf das reine „Erlebnis“ in Form von Feiern und Festen beziehen.

Die Kreuztabellen zeigen für diese erlebnisorientierten Orientierungen des „*Veranstaltungsbesuchers*“ einen starken Zusammenhang zu einer handwerklichen Berufsbiographie. Hingegen ist für den Besuch von Informationsveranstaltungen außerhalb und innerhalb des eigenen Wohnquartiers ein deutlicher Zusammenhang mit der Variable ‚Geschlecht‘ festzustellen, wobei das Interesse an solchen Veranstaltungen bei den Männern jeweils ausgeprägt groß ist, hingegen bei den befragten Frauen auffällig gering. Unterschiede zeigen sich auch im Quartiersvergleich. So fällt auf, dass im hoch verdichteten innerstädtischen Quartier Wiesbaden/Westend der Anteil derer, die Feste und Feiern (in der Stadt und im Stadtteil) oder Informationsveranstaltungen besuchen, jeweils weit unter dem Durchschnitt liegt. Hier wird die Funktion dieses Quartiers als „Durchgangsquartier“ für ankommende Zuwanderer deutlich, mit einer entsprechend hohen Fluktuation der Wohnbevölkerung

und entsprechend wenigen Ansätzen für eine auf Dauer angelegten sozialen Vernetzung. Stark auf den Stadtteil als „Erlebensraum“ orientiert sind die älteren Migrant(inn)en im ethnisch durchmischten Biebrich sowie dem stadträumlich isoliert gelegenen Fulda/Aschenberg. Während dies in der Großwohnsiedlung Aschenberg vor allem für Stadtteilstädte gilt, zeigt die Biebricher Stichprobe durchgängig überdurchschnittliche Werte sowohl für Informations- als auch für festliche Veranstaltungen.

Kaum zu trennen von den nachbarschaftlichen Vernetzungsformen ist der Typus, der sich aus dem zweiten Faktor ergibt: Hier laden solche Items hoch, die die Suche nach örtlichen Gelegenheiten zur Aufnahme „*informeller Kontakte*“ kennzeichnen. 60 Prozent der Befragten sind diesem Typus zuzuordnen. Dabei werden funktionale Raumnutzung und soziale (informelle) Vernetzung verknüpft, denn „Ich nutze meine täglichen Besorgungen, um in Kontakt mit Menschen meines Herkunftslandes zu kommen“. Dieses Item wird zu 69% von Türkischstämmigen bejaht, korreliert ebenfalls stark mit der eigenen Berufsbiographie im handwerklichen Sektor (71%), ist aber auch für die Älteren in den Großwohnsiedlungen von großer Bedeutung, da die quartiersbezogene Infrastruktur ihnen leichter Kontakt zu Nachbarn und Bekannten ermöglicht, als die strukturelle räumliche Abschottung in einem Hochhaus. Entsprechend hoch ist auch der Anteil der zustimmenden Hochhausbewohner(inn)en auf das Item „Ich nutze meine täglichen Besorgungen, um ganz allgemein in Kontakt zu Menschen zu kommen“ (64%).

Jedes der vier Untersuchungsquartiere verfügt über Orte, die bewusst aufgesucht werden, um dort Bekannte zu treffen. Aus den qualitativen Erhebungen, aber auch aus dem aktivierenden Teil der Befragung wissen wir, dass es sich hier nicht unbedingt um Orte handelt, die für den Zweck des sich Treffens konzipiert sind, sondern die im Alltag angeeignet werden und unterschiedliche Bedarfe der Alltagsorganisation verbinden. So treffen sich die älteren Frauen in Fulda/Aschenberg auf dem Spielplatz, um dort Bekannte zu treffen und – aber nicht immer – die Enkel zu beaufsichtigen.

Auf einem dritten Faktor laden Items hoch, mit denen wir eigentlich zwei in der komparatistischen Analyse des qualitativen Materials getrennte Typen operationalisiert haben: auf der einen Seite einen „*überwachend/kontrollierenden*“ und zum anderen einen „*auf Repräsentation gerichteten Typus*“. Das den Raum überwachende und kontrollierende Moment („Bei meinen Rundgängen achte ich auf Verstöße gegen die Ordnung“), welches für etwa die Hälfte der Befragten relevant ist, zeigt sich auf der einen Seite insbesondere bei den älteren Migrantinnen – in Sorge um die Enkel, wie wir aus der Arbeit mit den Fokusgruppen wissen (vgl. auch Alisch /May 2010). Zum anderen zeigen sich jedoch auch zu Zusammenhängen zwischen dieser letztlich die Raumeignung anderer kontrollierende Orientierung und einer Berufsbiographie, die von Leitungs-, Kontroll- oder Verwaltungstätigkeiten geprägt

war (65%). Und ebenso ist dieser Typus bei den aus Osteuropa Zugewander-ten (68%) deutlich stärker als im Durchschnitt ausgeprägt.

Das Element der Repräsentation im Raum („Es ist wichtig, sich auch mit seiner Familie in der Öffentlichkeit/im Stadtteil zu zeigen“) bejahen insge-samt 38% der Befragten. Einen starken Zusammenhang gibt es zu einem hohen Bildungsabschluss (49%), der solche auf Prestige und soziale Position bedachte Nutzung des Raumes als Bühne der Repräsentation erklären kann. Im Vergleich der vier Quartiere sind es wiederum die Befragten aus den Großwohnsiedlungen im Münchner Norden und in Fulda, die weit über-durchschnittlich positiv auf diese Aussage reagierten. Dies korrespondiert mit dem an „*kommunikativen Gelegenheiten orientierten Raumnutzungs-Typus*“, der ebenfalls den quartiers-öffentlichen Raum zwischen den Punkthochhäu- sern als Raum für soziale Kontakte (z.B. auf dem Spielplatz) sich aneignet.

Der vierte Faktor fasst zwei Items zusammen, mit denen wir einen „*Funktionalen Raumnutzungs-Typus*“ beschreiben. Für urbane Quartiere wie Westend oder Biebriech ebenso unerwartet wie in den Großwohnsiedlungen in Fulda und dem Münchner Norden, können fast vier von zehn der älteren Migrant(inn)en einen Garten nutzen. Etwa genauso groß ist der Anteil derer, die „frei zugängliches Obst/Kräuter/Pilze“ ernten oder „Wasser von Quellen“ holen. Letztere Raumnutzung bildet einen engen Zusammenhang mit einem niedrigen Schulabschluss, in der Folge einem niedrigen Einkommen, das derartige Ergänzungen zur täglichen Versorgung der Familie erforderlich erscheinen lässt oder eine Anknüpfung an die kulturellen Wurzeln des Her- kunftslandes bietet. Zumindest ist ein starker Zusammenhang zur Herkunft der Befragten aus der Türkei feststellbar.

5.5 Interessenlagen älterer Migrant(inn)en

Auf der Basis der Zukunftswerkstätten hatten wir – wie schon dargelegt – eine vorläufige Typologie der Interessenslagen erarbeitet. In der interferenz- statistischen Auswertung luden jedoch die Indikatoren, die wir zur Identifi- zierung der Interessenslagen

- Etablierung eigener kulturschaffender Initiativen,
- Gemeinwesenorientiert-politische Initiativen,
- Gemeinwesenorientiert-altruistische Initiativen

herangezogen haben, alle auf einem Faktor, der auch die meiste Varianz erklärt. Die Hälfte der Befragten würde gerne kulturell aktiv werden und um die 40% sich sozial im Stadtteil und/oder für die Interessen von Zugewander-ten engagieren, wobei es kaum Unterschiede zwischen einem sozialen Enga- gement für Zugewanderte und dem Stadtteil insgesamt gibt. Politisch hinge-

gen wollen sich nur durchschnittlich $\frac{1}{4}$ der Befragten engagieren. Hier zeigen sich deutliche geschlechtsspezifische Unterschiede, signalisieren doch nicht einmal halb so viele Frauen eine diesbezügliche Bereitschaft als Männer. Wenn sich bei nahezu allen auf diesem Faktor ladenden Indikatoren die stärksten Zusammenhänge bezogen auf das Quartier finden, so verweist dies in Bezug auf das politische Engagement auf die jeweilige Bevölkerungszusammensetzung in den Stadtteilen. Dass die Bereitschaft, sich politisch zu engagieren, in Fulda am geringsten ausgeprägt ist, lässt sich damit erklären, dass hier sehr viele Menschen aus den Staaten der ehemaligen Sowjetunion leben, bei denen Politik vor dem Hintergrund der Erfahrungen in ihren Herkunftsländern negativ assoziiert ist. Die höchsten Werte in Biebrich hingegen könnte zum einen mit der hohen Anzahl Türkeistämmiger zu tun haben, zu denen sich ebenfalls ein positiver Zusammenhang zu politischem Engagement zeigt.

Darüber hinaus finden sich jedoch auch bei allen anderen Engagementformen die höchsten Zustimmungswerte in Biebrich mit seinen beiden ausgeprägten Communities. Übertroffen werden diese nur bezogen auf das Engagement für die Interessen von Zugewanderten durch die in Zeiten ihrer Berufstätigkeit sehr stark gewerkschaftlich organisierten Münchner. Diese signalisieren ebenfalls hohe Bereitschaft, kulturell aktiv zu werden. Dem gegenüber steht mit Ausnahme der schon erläuterten Ablehnung eines politischen Engagements durch die aus der ehemaligen Sowjetunion stammenden Fuldaer bei allen anderen Engagementformen das Westend aufgrund seiner hohen Bevölkerungsfluktuation an letzter Stelle.

Neben diesen Quartierzusammenhängen zeigen sich auch Zusammenhänge zwischen Engagementbereitschaft und Bildung, die jedoch zumeist weniger stark als die zu Quartieren ausgeprägt sind. So würden gerade Menschen mit höheren Bildungsabschlüssen gerne kulturell aktiv werden und ihre im Herkunftsland erworbenen Kompetenzen, die sie beruflich in Deutschland nicht einsetzen konnten, jetzt für ein Engagement fruchtbar machen. Bei den Interessen für ein soziales Engagement und im Hinblick auf die Interessen von Zugewanderten ebenso wie beim politischen Engagement dominieren hingegen mittlere Bildungsabschlüsse.

*Tabelle 5.1: Interessensorientierungen älterer Migrant(inn)en:
Die Engagierten⁶*

Items des Engagements	Gesamt (N= 801)	M. Nord	W. Biebrich	F. Aschen	W. West- end
Ich würde mich gerne sozial im Stadtteil engagieren. <i>[mittlere Bildung 53]/Quartier</i>	38 (12)	51 (8)	52 (4)	32 (9)	16 (11)
Ich würde mich gerne sozial für Zuwanderer engagieren. <i>[mittlere Bildung 53]/Quartier</i>	38 (12)	52 (7)	52 (4)	28 (10)	18 (9)
Ich würde mich gerne für die Interessen von Zuwanderern engagieren. <i>[mittlere Bildung 51]/Quartier</i>	42 (11)	60 (5)	52 (4)	36 (8)	19 (8)
Ich würde gerne mit anderen zusammen kulturell aktiv werden. <i>höhere Bildung 60+/Quartier</i>	50 (5)	67 (4)	56 (3)	48 (7)	30 (5)
Ich würde mich gern politisch engagieren. <i>Türkei 41/Männer 39 zu Frauen 16</i> <i>[mittlere Bildung 40]/Quartier</i>	26 (14)	24 (10)	45 (6)	11 (11)	17 (10)
Ich würde mich gerne zu Themen, die besonders Frauen betreffen, engagieren. <i>[hohe Bildung 60]</i>	45 (10)	52 (7)	50 (5)	50 (6)	29 (6)
Ich würde gerne meine im Heimatland erworbenen Kompetenzen, die ich beruflich nicht einsetzen konnte, jetzt für ein Engagement im sozialen Bereich nutzen . <i>[hohe Bildung 59]</i>	34 (13)	50 (9)	32 (8)	32 (9)	23 (7)

Quelle: Eigene Darstellung

- 6 Zahlen in Klammern weisen auf die Reihenfolge in der prozentualen Ausprägung der jeweils zusammenfassend dargestellten Variablen (= Zustimmung zu Items). In der Zeile unter den Items finden sich jeweils Zusammenhänge zu anderen Variablen nach ihrer Stärke sortiert. Bei in eckigen Klammern [...] gesetzten Variablen handelt es sich um eher schwache Zusammenhänge. Alle aufgeführten Zusammenhänge sind statistisch signifikant, zum überwiegenden Teil sogar hochsignifikant. Bezüglich der herausragenden Variablen wurden die Prozentangaben der Zustimmung aufgeführt (bei Quartieren jedoch nicht, weil diese der Tabelle zu entnehmen sind).

Auf einem Faktor, der die zweithöchste Varianz erklärt, laden Indikatoren, die wir zur Identifizierung unseres Interessentypus „*Vergemeinschaftung über nützliche Tätigkeiten an (halb-) öffentlichen Orten*“ herangezogen haben. Diese finden bei knapp 2/3 der Befragten Zustimmung. Zudem lädt auf diesem Faktor der von uns für den Typus „*Öffnung kultur- und freizeitbezogener Angebote für ältere Zuwanderer*“ herangezogene Indikator „Ich würde gern eingeladen werden, um an Fahrten und Besichtigungen teilzunehmen und dort auch andere Leute kennenzulernen“. Dieses Interesse zeigt sich besonders bei Hochgebildeten und denjenigen, die in ihrem Heimatland in Kopfarbeitsberufen gearbeitet haben, stark ausgeprägt.

*Tabelle 5.2: Interessensorientierungen älterer Migrant(inn)en:
Die kommunikativ Aktiven und die, die „unter sich bleiben“ wollen“*

Items der Aktiven	Gesamt (N=801)	M. Nord	W. Biebrich	F. Aschen.	W. West- end	in %				
Meine Zeit verbringe ich gerne mit Dingen, die für andere oder mich nützlich sind. <i>höhere Bildung 86/82 / Osteuropa 84 / Quartier</i>	70 (2)	78(1)	73(1)	85 (1)	48 (3)					
Ich würde gern eingeladen werden, um an Fahrten und Besichtigungen teilzunehmen und dort auch andere Leute kennenzulernen. <i>höhere Bildung 83 / Osteuropa 70 /Kopf 66/ Quartier</i>	49 (6)	72 (3)	29 (9)	73 (3)	39 (4)					
Für mich sind Ort wichtig, an denen ich mit anderen zusammen arbeiten und reden kann. <i>Quartier</i>	73 (1)	76 (2)	71 (2)	82 (2)	66 (1)					
Für mich sind Ort wichtig, an denen Frauen sich unter sich treffen können.	61 (3)	55 (6)	73 (1)	63 (4)	48 (3)					
Für mich sind Ort wichtig, an denen ich mit Gleichgesinnten zusammen bin und wir „unter uns“ bleiben können. <i>Türkei 39</i>	54 (4)	60 (5)	38 (7)	62 (5)	63 (2)					

Quelle: Eigene Darstellung

In unserer vorläufigen Typologie auf der Basis der Zukunftswerkstätten hatten wir einen eigenen Typus „*Initiativen zur Schaffung von Frauenöffentlichkeit*“ rekonstruiert. Der zu dessen Identifizierung in der standardisierten Befragung herangezogene Indikator „Ich würde mich gerne zu Themen, die besonders Frauen betreffen, engagieren“ lädt schwach auf dem ersten auch alle anderen Formen zivilgesellschaftlichen Engagements bündelnden Faktor. Demgegenüber bildet der Indikator „Für mich sind Orte wichtig, an denen

sich Frauen unter sich treffen können“ mit dem Indikator „Für mich sind Orte wichtig, an denen ich mit Gleichgesinnten zusammen bin und wir unter uns bleiben können“ einen eigenen dritten Faktor. Wie beim „in ein isoliertes, institutionalisiertes Netzwerk eingebundenen Typus“ unserer Netzwerktypologie zeigt die Kreuztabellierung auch dieses Indikators einen negativen Zusammenhang zu Türkeistämmigen (s. Tab. 5.1). Und wie jener Typus ist auch das Interesse des „unter-sich-Bleibens“ vor allem im Durchgangsquartier Westend ausgeprägt und kann als Gegenbewegung zu der dort aufgrund der starken Bevölkerungsfluktuation vorherrschenden Anonymität und Isolation der älteren Zugewanderten interpretiert werden.

5.6 Probleme älterer Migrant(inn)en

Bezogen auf die Probleme der älteren Migrant(inn)en, war es uns ja in der komparatistischen Analyse des Materials aus der ersten Phase der Zukunftswerkstätten nicht gelungen, zu einer (sozio-)genetischen Typenbildung zu kommen. In der interferenzstatistischen Auswertung konnten wir jedoch fünf Faktoren herausarbeiten. Der erste Faktor, der die meiste Varianz erklärt, bündelt Items, die auf mangelnde Anerkennung und Unsicherheiten im Kontakt mit der autochthonen Bevölkerung sowie bundesdeutschen Institutionen verweist (s. Tab. 5.3).

Davon sehen sich durchschnittlich mehr als 1/3 betroffen, bei der Unsicherheit mit Ämtern sogar nahezu die Hälfte. Bis auf den Item „Ich fühle mich hier in Deutschland in meinen Kompetenzen nicht anerkannt“, der starke Zusammenhänge zu hohen Bildungsabschlüssen und eine Kopfarbeitstätigkeit im Herkunftsland aufweist, zeigen sich bei allen anderen Items die Frauen deutlich stärker betroffen als die Männer. Diese geschlechtlichen Zusammenhänge sind sogar stärker ausgeprägt als die zu Quartier. Dennoch weisen – bis auf die mangelnde Anerkennung von Kompetenzen – alle Indikatoren im Wiesbadener Westend mit seiner hohen Bevölkerungsfluktuation die höchsten Werte auf.

Tabelle 5.3: Probleme älterer Migrant(inn)en: Unsicherheit, mangelnde Anerkennung

Ich fühle mich ...	Gesamt (N= 801)	M. Nord	W. Biebrich	F. Aschen.	W. West- end	in %				
... als Migrant/in unsicher bei öffentlichen Veranstaltungen. <i>unter 5 Jahre in D. 83; 5-10 Jahre in D. 53 / Frauen 37 zu Männer 26</i>	32 (9)	31 (16)	27 (8)	33 (5)	38 (10)					
... als Migrant/in unsicher im Kontakt mit Einheimischen. <i>Frauen 38 zu Männer 29 [bis 10 Jahre in D. ≈50] Quartier</i>	35 (6)	36 (12)	22 (13)	32 (6)	52 (3)					
... in Deutschland immer noch als Fremder. <i>Frauen 39 zu Männer 32 / Quartier</i>	38 (4)	46 (6)	24 (11)	28 (8)	57 (2)					
... unsicher im Kontakt mit Ämtern. <i>Frauen 55 zu Männer 41</i>	50 (1)	45 (7)	54 (2)	33 (5)	60 (1)					
... nicht anerkannt in Kompetenzen. <i>unter 5Jahre in D. 67, 5- 10 Jahre in D. 60 / höhere Bildung 58-50 / Kopf 49</i>	38 (4)	48 (4)	21 (14)	43 (1)	46 (5)					
... bei Angeboten fremd und nicht erwünscht. <i>Frauen 40 zu Männer 26</i>	34 (7)	42 (9)	26 (10)	30 (7)	42 (9)					

Quelle: Eigene Darstellung

Der zweite Faktor fasst Indikatoren aus einem ähnlichen Problemkreis zusammen, die jedoch explizit auf Diskriminierungserfahrungen durch die autochthone Bevölkerung sowie Ämter und Institutionen verweisen, von denen ebenfalls durchschnittlich etwa 1/3 betroffen sind (s. Tab. 5.4). Hier zeigen sich starke Zusammenhänge zu den Herkunftsländern. Vor allem Türkeistämmige und solche aus sonstigen Staaten – in erster Linie wohl farbige Menschen – sind diesen in besonderer Weise ausgesetzt.

Aber auch bei den Indikatoren dieses Faktors weisen alle bis auf den zu Diskriminierungen „bei Besorgungen und Erledigungen“ starke Zusammenhänge zur Ebene des Quartiers auf. Besonders betroffen ist hier Biebrich mit seinen beiden starken Communities, die offensichtlich in der autochthonen Bevölkerung auf entsprechende Skepsis stoßen. Dass Biebrich auch bei der Ämterdiskriminierung die höchsten Werte zu verzeichnen hat, ist bei den behördlichen Praxispartnern der Stadt Wiesbaden auf Entsetzen gestoßen, gehört doch Wiesbaden zu den hessischen „Modellregionen Integration“. Hier wird vermutet, dass bürokratische „Einzelfälle“, mit denen jedoch viele konfrontiert waren, dieses Resultat bedingt hätten.

Table 5.4: Probleme älterer Migrant(inn)en: Diskriminierungserfahrungen

Aufgrund meiner Herkunft erfahre ich Diskriminierung ...	Gesamt (N= 801)	M. Nord	W. Biebrich	F. Aschen.	W. West- end
	in %				
... bei Ämtern und Behörden. <i>[Türkei 44, sonstige 41] / Quartier</i>	34 (7)	28 (17)	53 (3)	7 (17)	38 (10)
... durch Nachbarn. <i>Türkei 31/ Hand 28 zu Kopf 13 / Quartier</i>	21 (13)	21 (19)	34 (6)	5 (18)	17 (17)
... als „Mensch 2. oder 3. Klasse.“ <i>Türkei 66, sonstige 44] / Hand 50 zu Kopf 38 / Quartier</i>	44 (3)	43 (8)	60 (1)	23(10)	43 (8)
... Erledigungen und Besorgungen. <i>sonstige 42</i>	18 (5)	24 (18)	21(14)	5 (18)	21 (15)

Quelle: Eigene Darstellung

Der dritte Faktor bündelt Indikatoren, die auf ein Alleingelassen Fühlen der Befragten in ihren Problemen hinweisen (s. Tab. 5.5). Wiederum sehen sich ca. 1/3 davon betroffen und wieder zeigen sich starke Zusammenhänge zum Quartier. So sind die entsprechenden Werte in München und im Westend deutlich stärker ausgeprägt als in Fulda und in Biebrich, in denen sich starke Communities herausbilden konnten.

Indikatoren zu Wohnproblemen laden auf einem vierten Faktor, wobei die zu teure Wohnung von 1/3, der schlechte Zustand der Wohnung jedoch nur von 1/6 beklagt wird. Zwar findet sich erwartungsgemäß die zu teuer empfundenen Wohnungen am stärksten in München und die mit dem schlechtesten Zustand im Durchgangsquartier Westend. Dennoch sind die Zusammenhänge bezüglich der Kreuztabellierung zu Quartier nur knapp mittelstark ausgeprägt.

Tabelle 5.5: Probleme älterer Migrant(inn)en: Sich allein gelassen fühlen

Mit Problemen allein ...	Gesamt (N= 801)	M. Nord	W. Biebrich	F. Aschen.	W. West- end
	in %				
Als älterer Mensch wird mir zu wenig Achtung entgegen gebracht. <i>Hand 44 zu Kopf 30 / Quartier</i>	36 (5)	52 (3)	30 (9)	24 (9)	43 (8)
Ich fühle mich einsam. <i>[sonstige 38] / Quartier</i>	23 (12)	39 (10)	10 (20)	14 (14)	35 (11)
Ich bin zu Fragen von Gesundheit, Pflege und Älter werden sehr unsicher. <i>Quartier</i>	33 (8)	47 (5)	23 (12)	21 (12)	45 (6)
Ich vermisse die Hilfsbereitschaft gegenüber älteren Menschen.	47 (2)	63 (1)	43 (4)	36 (3)	50 (4)
Ich Sorge mich um meine Existenzsicherung. <i>Quartier</i>	38 (4)	57 (2)	30 (9)	24 (9)	44 (7)
Vermisse Ansprechpartner für Seele und Gesundheit.	25 (11)	35 (13)	16 (17)	18 (13)	33 (13)

Quelle: Eigene Darstellung

Auf dem fünften Faktor, der lediglich eine geringe Erklärungskraft aufweist, lädt nur noch in erwähnenswerter Weise das Item „Ich leiste mir öffentliche Verkehrsmittel in unserer Stadt nur in Ausnahmefällen“. Dass andere Items zu mangelnden öffentlichen Treffmöglichkeiten, zu starker gesundheitlicher Belastung durch Lärm und (Luft-)Verschmutzung sowie zur Angst, Opfer von Kriminalität zu werden, keine nennenswerten positiven Ladungen auf den ermittelten Faktoren aufweisen, spiegelt noch einmal die Schwierigkeiten der komparatistischen Typenbildung in der Analyse des qualitativen Materials der Zukunftswerkstätten auch in der quantitativen Untersuchung. Allerdings zeigen sich bei alle diesen Items einmal mehr starke Zusammenhänge zur Ebene des Quartiers.

6. Partizipative Projektentwicklung: Die Projekte der Selbstorganisation

In der Schilderung der Zusammenarbeit mit den älteren Migrant(inn)en in den Fokusgruppen und in den Zukunftswerkstätten (s. Kapitel 3) konnten wir bereits zeigen, dass die beteiligten Älteren aus ganz unterschiedlichen Positionen heraus Interessen und konkrete Projektideen formuliert haben. Während professionelle Angebote, mit dem Anspruch, „kultursensibel“ zu sein, sich gezielt an ältere Migrant(inn)en richten, argumentierten die Fokusgruppenteilnehmenden in den vier Quartieren nur in einigen Projekten aus der Perspektive der Migrantin oder des Migranten. Weit häufiger sind die entstandenen Projektideen aus der Rolle des/der Stadtteilbewohner(in), der/des Rentner(in), der besorgten Großeltern oder aus den Bedürfnissen als Frauen in der Gesellschaft oder den Kompetenzen als Fachleute heraus entwickelt worden. Diese Vielfalt der entstandenen Projekte soll im Folgenden dargestellt werden. Für eine Strukturierung der selbstorganisierten Projekte werden quer zu den Untersuchungsorten die Projekte zusammengefasst, die unserem Interessentypus „Vergemeinschaftung über nützliche Tätigkeiten an (halb-)öffentlichen Orten“ entsprechen. Hier entwickelten sich Projekte vor allem auf der Basis (berufs-)fachlicher Kompetenzen und Fähigkeiten und äußern sich in gemeinsamen Aktivitäten in den jeweiligen Quartieren (Abschn. 6.1).

Davon werden Projekte unterschieden, bei denen die Aktivität darauf gerichtet ist, sich und anderen bisher unzugängliche Informationen nachhaltig zu erschließen (Abschnitt 6.2) und das „Problem der ungleichen Zugänge zu Information und Argumenten“ selbstorganisiert zu lösen (Alisch 2007: 311). Hierin äußert sich der Interessentypus „Öffnung kultur- und freizeitbezogener Angebote für ältere Zuwanderer“ insofern, als gerade unser Indikator „ich würde gern eingeladen werden, um an Fahrten und Besichtigungen teilzunehmen“ mit den selbstorganisierten Projekten angesprochen wird.

In der Darstellung der initiierten Projekte werden in Abschnitt 6.3 solche zusammengefasst, die mit dem Interesse „Initiativen zur Schaffung von Frauenöffentlichkeit“ korrespondieren, vor allem aber den Indikatoren „Für mich sind Orte wichtig, an denen sich Frauen unter sich treffen, bzw. an denen ich mit Gleichgesinnten zusammen bin und wir unter uns bleiben können“ entsprechen. Die im letzten Abschnitt 6.4 vorgestellten Projekte beziehen sich wohl am ehesten auf das Interesse, „eigene kulturschaffende Initiativen zu etablieren“. Dabei wird jedoch deutlich, dass sich auch in der Ausgestaltung solcher Projekte der kulturschaffende Anspruch kaum von den Interessen an Gemeinschaft sowie an bürgerschaftlichem Engagement im Stadtteil trennen lässt.

6.1 Aktiv und kompetent im Quartier

Das Projekt „*Werkstatt für ältere Menschen des Westend*“ wurde in Kooperation mit dem Werkstattbereich des Kinder- und Jugendzentrum der Stadt Wiesbaden gestartet und hat bei einer Kulturwoche des Westends ein Angebot unterbreitet. Allerdings erwies sich die Örtlichkeit als wenig geeignet. Zum einen erwies sich das Kinder- und Jugendzentrum als Barriere bezüglich einer Nutzung der Werkstatt durch ältere Menschen. Zum anderen gab es auch Konflikte bezüglich der Werkstattordnung zwischen dem dafür zuständigen Mitarbeiter der Einrichtung und den Senior(inn)en. Da auch die längerfristige Finanzierung des Projektes nicht gesichert werden konnte, wurde zunächst eine Werkstatt in den Räumen des lokalen Bildungsträgers „Lernplanet“ eingerichtet und die Initiatoren des Projektes als Honorarkräfte beschäftigt. Zwar arbeiten die beiden auch dort in erster Linie mit Kindern- und Jugendlichen. Allerdings ist es hier ‚ihre‘ Werkstatt, die ihnen nicht nur in der räumlichen, sondern auch zeitlichen Nutzung sehr viel Freiheiten eröffnet. Zudem entwickelten sie trotz des eher geringfügigen Honorars Stolz, in ihren Kompetenzen endlich eine Würdigung erfahren zu haben.

Das „*Gartenprojekt Grünfinger Westend*“ lief zunächst in Kooperation mit dem Grünbereich des Kinder- und Jugendzentrum der Stadt Wiesbaden an. Allerdings wurden die Initiator(inn)en des Projektes dort nur an der Gestaltung des Grünbereiches beteiligt. Da sie jedoch an eigenen Gartenerträgen interessiert waren, endete die Kooperation. Ein weiterer Versuch, das Projekt zu realisieren, wurde mit einer privaten Initiative gestartet, die anbot, Teile eines Gartens für ein Jahr zur Verfügung zu stellen, wenn die älteren Migrant(inn)en bereit seien, Schulklassen im Rahmen von Projekten in die Gartenwirtschaft einzuführen. Zudem hätten sie nicht über einen eigenen Schlüssel verfügen können. Nach den negativen Erfahrungen mit dem Kinder- und Jugendzentrum waren die Initiator(inn)en des „Grünfinger“-Projektes jedoch nicht mehr bereit, sich darauf einzulassen. Praxispartner von AMIQUUS sind bis heute noch auf der Suche nach einer Realisierungsmöglichkeit des Projektes.

Das Münchner Projekt „*Hobbywerkstatt*“ entstand als reines Männerprojekt: Mit diesem Projekt waren verschiedene Ziele verbunden. Neben dem Anfertigen von Gegenständen des täglichen Gebrauchs, insbesondere aus Holz und der preisgünstigen Reparatur und Instandsetzung von defekten Gegenständen, ging es den beteiligten älteren Männern auch um ein geselliges Beisammensein mit Gleichgesinnten und nicht zuletzt die sinnvolle Anwendung ihrer handwerklichen Kompetenzen.

Auf der Suche nach geeigneten Räumen wurde die Gruppe mit Unterstützung des Praxispartners Diakonie Hasenberg – für alle überraschend – schnell fündig. Drei voll ausgestattete Werkstätten stehen zur Nutzung in

Freizeitstätten in unmittelbarer Nähe zur Verfügung. Bei einer Begehung entschied sich die Gruppe zu einer Zusammenarbeit mit einer Freizeitstätte, deren Werkstatt am ehesten für die beabsichtigten Schreinerarbeiten geeignet schien. Überraschend war der Erfolg insofern, als sich die Teilnehmenden zunächst sicher waren, alle Räumlichkeiten vor Ort zu kennen. Darüber hinaus wurde deutlich, dass die Freizeitstätten, ältere Migrant(inn)en über ihre Öffentlichkeitsarbeit nicht erreichen, obwohl „ältere Menschen“ und „Migrant(inn)en“ als Zielgruppe ihrer Angebote durchaus benannt werden.

Eine Fachanleitung stand bei Bedarf unterstützend zur Seite, die Werkstatt konnte im „Offenen Betrieb“ zu den Öffnungszeiten genutzt oder von einer geschlossenen Gruppe angemietet werden. Die anfängliche Euphorie in der Projektgruppe wurde gedämpft, als deutlich wurde, dass die Nachfrage nach den handwerklichen Produkten gering war, die handwerklichen Fähigkeiten im Alter eingeschränkt sind und die Reparaturaufträge Dritter nicht erfolgten.

Diese Idee einer gemeinsamen Schreinerwerkstatt konnte nicht auf Dauer bestehen. Inzwischen nutzen einzelne Männer die Angebote in den Freizeitstätten und werden dort bei einzelnen Vorhaben und Aktionen aufgrund ihrer Kompetenzen und Fähigkeiten angefragt, mitzuwirken. In der Rückschau kann festgehalten werden, dass die Männer eher auf der Suche waren, Rahmenbedingungen für ein geselliges Beisammensein zu organisieren. Dieser Anlass orientierte sich an der Schnittstelle der gemeinsamen (handwerklichen und beruflichen) Kompetenzen und dem Wunsch, etwas Produktives zu leisten und „gebraucht zu werden“.

In einer ganz anderen Form kommen im Berufsleben im Herkunftsland erworbene Kompetenzen und Fertigkeiten im Fuldaer Projekt „*Muttersprachliche Gesundheitsberatung*“ zum Tragen: Zwei Ärztinnen und zwei Ärzte, alle vier in der ehemaligen Sowjetunion ausgebildet und in verantwortlichen Positionen tätig, konnten ihre Qualifikation in Deutschland nicht beruflich einsetzen. Sie haben sich nach der Zukunftswerkstatt zur Projektgruppe „*muttersprachliche Gesundheitsberatung*“ zusammengeschlossen. Nach der ersten Orientierungsphase hat sich die Initiative auf die zwei beteiligten Ärztinnen fokussiert. Mit der Projektidee haben sie eine informelle Beratungs- und Unterstützungsstruktur im Stadtteil sichtbar gemacht, die seit langem dafür sorgte, dass russisch sprechende Menschen bei Arztbesuchen begleitet werden oder medizinische Probleme in der Nachbarschaft zunächst bei den bekannten Fachfrauen erörtert wurden. So war der Bedarf, ein russischsprachiges medizinisches Beratungsangebot für den Stadtteil zu entwickeln, bekannt. Die beiden Ärztinnen konnten gut beurteilen, dass die russisch sprechende Bevölkerung am Aschenberg über gesundheitliche Fragen nicht ausreichend informiert ist und aufgrund mangelhafter ärztlicher Präsenz im Stadtteil die medizinische Versorgung auf dem Aschenberg nicht ausreicht. Ein großes Problem in diesem Bereich ist die Sprache, da Krankheiten

und Phänomene kulturell bedingt sehr unterschiedlich ausgedrückt werden und nicht einfach nur durch eine russisch-deutsche Übersetzung verstehbar gemacht werden können. Aus rechtlichen Gründen ist es den Ärztinnen nicht erlaubt, medizinische Beratung anzubieten. Sie hatten sich deshalb entschlossen, Vorträge zu bestimmten Themen der Gesundheitsvorsorge im Bürgerzentrum des Aschenbergs anzubieten. Mit Unterstützung des wissenschaftlichen Mitarbeiters konnte eine Kooperation mit der städtischen Volkshochschule aufgebaut werden, die es ermöglichte, diese Vorträge stadtweit im VHS-Programm anzukündigen und darüber hinaus, die beiden Initiatorinnen als Honorarärztinnen zu führen. Es haben verschiedene Vorträge stattgefunden, die jeweils gut besucht wurden. Um dieses Potenzial für den Stadtteil und auch die Gesamtstadt fruchtbar zu machen, wurden Gespräche mit dem zuständigen Amt für Gesundheit geführt. Um hier wirklich nachhaltig ein Projekt der muttersprachlichen Gesundheitsberatung zu installieren, wäre eine weitere intensive Unterstützung sicherlich erforderlich. Eine der Ärztinnen hatte sich nach der ersten Vortragsreihe offiziell wieder zurückgezogen. Sie war sehr enttäuscht über die geringe Resonanz ihres Engagements bei den zuständigen Institutionen. Die ursprüngliche informelle Hilfe hat sie wieder aufgenommen und arbeitet in der internationalen Frauengruppe mit. Die zweite Ärztin berät ebenfalls im Rahmen der Frauengruppe und im nachbarschaftlichen Netzwerk und hält jeden Monat einen kleinen Vortrag in der jüdischen Gemeinde zu gesundheitlichen Themen und unterstützt bei medizinischen Fragen.

Die Projektidee aus der Fuldaer Fokusgruppe „*Senioren helfen Senioren*“ hatte von Beginn an den größten Zuspruch in der Fokusgruppe. Vier Frauen und drei Männer wollten gemeinsam ein Projekt entwickeln, das Hilfeangebote im Stadtteil für ältere Menschen organisiert. Der Titel und die ersten Gespräche über dieses Thema ließen vermuten, dass es sich um das Kernthema und den Beginn eines ehrenamtlichen nachbarschaftlichen Hilfenetzwerkes handelt. In einer ersten Annäherung wurden Einkaufshilfen, Putzhilfe, Begleitung zu Ämtern und Behörden, aber auch Aktivitäten, wie Besuche bei allein Stehenden oder einsamen Menschen mit gemeinsamen Essen oder Vorlesen genannt.

Die Gruppe traf sich wöchentlich, moderiert von einem Mitarbeiter des Praxispartners AWO. Relativ schnell wurde sichtbar, dass sich aus der Initiativgruppe, die sich an bereits bestehenden informellen Nachbarschaftshilfenetzwerken hätte orientieren können, eine von außen moderierte Gruppe entwickelte, deren Arbeitsausrichtung ganz maßgeblich vom hauptamtlichen Mitarbeiter geprägt wurde.

Als Rahmen der wöchentlich stattfindenden Treffen organisierte die Gruppe ein gemeinsames halböffentliches Frühstück, das für einige Wochen zu einem wichtigen informellen Treff im Bürgerzentrum am Aschenberg wurde. Dadurch wurde quasi ein zweites regelmäßiges Fokusgruppentreffen

initiiert. Während es in den ersten Treffen noch um die Entwicklung gemeinsamer Ideen und eine spontane Umsetzung ging, veränderte sich das Projekt später stark: Thema war nicht mehr der antizipierte Hilfebedarf älterer Menschen im Stadtteil und somit auch die Befriedigung eigener Interessen, sondern die Entwicklung von Beratungskompetenzen der Gruppenmitglieder.

Auf der Agenda erschienen Seminare zu Grundbegriffen der sozialen Sicherung, in der professionellen Annahme, nur so können die Helfenden präzise bei anstehenden Behördengängen und beim Ausfüllen von Anträgen behilflich sein. Grundbegriffe der häuslichen Pflege sollten erlernt werden, Experten wurden eingeladen, um ihr Angebot zu präsentieren. Ein Kompetenzzuwachs über bestehende Angebote und Serviceleistungen wurde deutlich sichtbar, das Interesse an mehr Informationen wuchs.

Aus einem ursprünglich sehr niedrigschwelligen Projektansatz entstand innerhalb kurzer Zeit der Plan für ein ehrenamtliches sozialarbeiterisches Hilfeprojekt, das sich professionell aufstellen sollte: Über das städtische Seniorenbüro wurden erste Kontakte zu hilfebedürftigen Personen vermittelt. Bezahlte Haushalts- und Einkaufshilfen im Stadtteil wurden offiziell von der Stadt Fulda angefragt. Diese Wendung des Projektes und die damit verbundenen Erwartungen an die älteren Migrant(inn)en ließen das Projekt Senioren helfen Senioren stagnieren.

Dennoch kam es zu einem konkreten Vorhaben, dem Versuch, die „Fuldaer Tafel“ auch an den Aschenberg zu holen. Hier entwickelte die Gruppe eine sehr starke Dynamik. Es wurden Gesprächstermine mit der Geschäftsführerin der AWO und mit dem Bürgermeister arrangiert, jeweils mit der Erfahrung, dass die Idee zwar begrüßt wurde, aber kaum Aussicht auf Erfolg oder Unterstützung gegeben wurde.

Während Gespräche auch mit dem Leiter der Tafel eine sehr skeptische Perspektive vermittelten, wurde trotzdem mit Vehemenz an einer möglichen logistischen Umsetzung des Vorhabens gearbeitet. Dennoch scheiterte das Projekt an den Vorgaben der Tafelorganisation und die Projektinitiator(inn)en zogen sich zurück. Die eigentliche Projektidee „Senioren helfen Senioren“ wurde allerdings an anderen Orten weiter bearbeitet.

6.2 Mit Amiqus gut informiert

Das Projekt *„Biebricher ältere Migrant(inn)en in Aktion“* wird vom Quartiermanagement des Caritas-Verbandes und dem 2010 neu hinzugewonnenen Praxispartner Projekt *„BürgerSinn: Engagiert vor Ort“* begleitet. Nach der ursprünglichen Idee, in der sehr heterogenen Gruppe doch an einem gemeinsamen Thema, nämlich der Lebensgestaltung im Stadtteil zu arbeiten, sahen die Initiator(inn)en es als gute Möglichkeit, die Ressourcen der Einzelnen in

Form eines Vereins zu bündeln. In dem Entwurf der Vereinssatzung, die mit Unterstützung des Praxispartners aufgestellt wurde, las sich das schließlich so: Hauptzweck des ‚Aktiv im Alter e.V.‘ sei

- die Förderung von Senioren mit deutscher und nicht-deutscher Herkunft;
- die Völkerverständigung, internationaler und demokratischer Gesinnung und
- die gegenseitige Akzeptanz von Menschen unterschiedlicher Herkunft, Religion oder ethnischer Zugehörigkeit und somit der Abbau von Aggression, Gewalt und Fremdenfeindlichkeit.

Umgesetzt und erreicht werden sollten diese Zwecke zum Beispiel durch die Förderung der Selbsthilfe sowie die Konzipierung und Durchführung von Maßnahmen zur beruflichen und sozialen Integration von Menschen im Alter, die caritative Hilfe der Senior(inn)en für Kinder, Jugendliche und Familien. Für eine Vereinsgründung konnte vom Quartiermanagement über eine Stiftung ein kleines Startkapital akquiriert werden. Allerdings ist durch den plötzlichen Tod des Hauptaktiven das Projekt ins Stocken geraten. Zudem sind andere Aktive aufgrund des hohen bürokratischen Aufwandes skeptisch geworden gegenüber der Formalisierung ihres Engagements in einem Verein. Dennoch trifft sich die Gruppe weiterhin regelmäßig zu Aktivitäten, wie Fahrten und Informationsveranstaltungen. Ebenso engagieren sich Teile der Gruppe in den Werkstätten des Quartiermanagement.

Die beiden Biebricher Praxispartner begleiten auch das Projekt *„Biebricher Senior(inn)en lernen Biebricher Behörden kennen“*. Hier gab es schon vor der Stadtteilversammlung Veranstaltungen. Von besonderer Bedeutung war ein Gespräch mit dem Ortsvorsteher, in dem ganz konkrete Aktionen – wie z.B. eine Verkehrsberuhigung in Form eines Grünbereiches, der von den älteren Migrant(inn)en ehrenamtlich angelegt und gepflegt wird – geplant wurden. Solche Engagementformen scheinen auch den Aktiven von *„Biebricher ältere Migrant(inn)en in Aktion“* bedeutsamer als eine Vereinsgründung. Im Projekt *„Biebricher Senior(inn)en lernen Biebricher Behörden kennen“* fanden Veranstaltungen zu den Themen Gesundheit und Unterstützung häuslicher Pflege statt, die sich als besondere Probleme in der aktivierenden Befragung herausgestellt haben.

Im Wiesbadener Westend wurde auf der Basis der in der aktivierenden Befragung gewonnenen Erkenntnisse über die hier aufgrund der Bevölkerungsfuktuation zum Einen nur sehr gering ausgebildeten Selbsthilfestrukturen, sowie die darüber hinaus noch hohe Unsicherheit und Uninformiertheit der befragten älteren Migrant(inn)en besonders in Fragen sozialer Sicherung und Gesundheit, von AMIQUUS gemeinsam mit den Praxispartner KUBIS nach der *„Senior(inn)en-Konferenz“* ein diesbezügliches örtliches Netzwerk

der zuständigen Institutionen und Initiativen aufgebaut. Als erster Schritt wurde von diesem eine Liste mit den wichtigsten Ansprechadressen für ältere Migrant(inn)en erstellt. Diese wurde sodann mit dem Praxispartner an Institutionen und Orte, die von Migrant(inn)en besonders genutzt werden (wie beispielsweise Moscheen und Kirchengemeinden, sowie Vereine und Lokale), verteilt. Vom Quartiersmanagement des Praxispartners wurde dies zugleich genutzt, um den Kontakt zu diesen zu intensivieren.

Zudem haben sich Städtische Ausschüsse der Stadt Wiesbaden, wie z.B. der für Sport und Gesundheit, sowie die beiden Beiräte für Senior(inn)en und Ausländer – letzterer mehrfach – mit entsprechenden Ergebnissen der aktivierenden Befragung befasst, um die sich daraus ergebenden Konsequenzen für die Wiesbadener Gesundheits-, Senior(inn)en- und Integrationspolitik zu diskutieren. Ausgehend von diesen Diskussionen wurde von AMIQUUS ein stadtteilübergreifendes Projekt gemeinsam mit einer Wiesbadener Berufsschule gestartet, in dem Arzthelferinnen, die selbst einen Migrationshintergrund besitzen, Karten für die wichtigsten Kommunikationen in der Hausarztpraxis in verschiedenen Sprachen entwickelt haben, um diese, wie auch die im Westend erstellte Liste mit quartiersübergreifenden Kontaktadressen für ältere Migrant(inn)en an Arztpraxen zu verteilen.

Auch am Münchner Hasenberg wurde das Thema Gesundheit bereits in der Auswertung der Tagebücher und Netzwerkkarten als wesentlich herausgearbeitet. Kritisiert wurden der Mangel an regional ansässigen, kultursensiblen Hausärzt(inn)en und der hohe Aufwand für Besuche bei Fachärzt(inn)en. Obwohl auch in der aktivierenden Befragung sehr deutlich die Unsicherheit bei älteren Migrant(inn)en zu gesundheitlichen Fragen im Alter deutlich wurde, erschien das Thema vielen Projektgruppenteilnehmenden als zu komplex und zu aussichtslos. Dennoch hat eine Gruppe von drei bis vier Personen kurz- und mittelfristige Maßnahmen entwickelt und umgesetzt, die ihnen machbar erschienen und zunächst das Ziel einer verbesserten Information im Blick hatten:

Ein „*Ärzteverzeichnis des Vertrauens*“ wurde erstellt, darin wurden – ermittelt über die eigenen Netzwerke – Arztpraxen, deren Kontaktdaten, Fachgebiete und weitere für ältere Migrant(inn)en relevante Angaben gelistet, wie z.B. muttersprachliche Arzthelferinnen vorhanden. Diese Liste wurde in der Fokusgruppe immer weiter ergänzt und über die individuellen Netzwerke als „lernende Liste“ weitergereicht. Eine Rückkoppelung dieser fortgeschriebenen Listen fand nicht mehr statt.

Neben dem *Ärzteverzeichnis* konnten weitere relevante gesundheitliche Fragen erörtert werden. So interpretierten die Projektgruppenteilnehmenden die geringe Inanspruchnahme/Nutzung z.B. der Angebote des Gerontopsychiatrischen Dienstes zum Einen in der Unsicherheit bzgl. der Angebote der Dienste, zum Anderen im kulturbedingten Umgang insbesondere bei Alz-

heimer- und Demenzerkrankungen. Aus der Initiative der Gruppe heraus wurden während der Projektlaufzeit durch die Teilnehmenden zwei gut besuchte Informations- und Diskussionsveranstaltungen zu Demenz und Alzheimer in griechischer und türkischer Sprache organisiert.

Auch das Münchner Projekt „*Raumverzeichnis*“, dient zunächst der besseren Information älterer Menschen. Eine Broschüre soll insbesondere der älteren Bevölkerung einen Überblick verschaffen, wo in den Stadtteilen Harthof und Hasenbergel nutzbare Räume vorhanden sind und zu welchen Konditionen diese an Dritte vergeben werden. Dieses Projekt schließt unmittelbar an die Projekte „Hobbywerkstatt“ (s.o) und „Kultur- und Generationenhaus“ (s.u.) an.

Diese Projektgruppe von vier bis fünf Personen in unterschiedlicher Besetzung wurde von der (deutschen) Lebensgefährtin eines Fokusgruppenteilnehmers als „Patin“ unterstützt. In der Gemeinwesen- oder Stadtteilarbeit gilt ein derartiges Projekt als klassisch, für die Projektgruppe war diese Arbeit völlig neu und ungewohnt. Neben Einrichtungen der Sozial- und Kulturarbeit und den Kirchengemeinden, wurden auch Sportvereine, Gaststätten, Immobilienmakler zu verfügbaren Räumen befragt. Zeitrahmen und Umfang der Informationssammlung orientierten sich an den Möglichkeiten der Teilnehmenden, die auch in der Gruppe entscheiden, wo und wie intensiv nachgehakt wurde.

Die international und mehrsprachig besetzte Gruppe entschied sich für eine ausschließlich deutschsprachige Broschüre mit Piktogrammen. Bei den Wünschen an die graphische Gestaltung wurden die Grenzen der „Selbsthilfe“ deutlich. Mit Unterstützung weiterer Netzwerkpartner(innen) aus dem Mehrgenerationenhaus und der Diakonie Hasenbergel konnte mit der Projektgruppe ein graphisches Layout und eine Finanzierung für die erste Auflage entwickelt werden. Als bedeutungsvoll bewertet wurde von den Initiator(inn)en, dass sie als Aktive, nicht als Bittsteller bei einem „Unterstützer“ vorstellig werden konnten. Die Initiator(inn)en erschlossen sich einen Überblick über Projektfinanzierungsmöglichkeiten und wickelten das Verfahren eigenständig ab.⁷

Die Erstauflage des „*Raumverzeichnisses*“ konnte im Rahmen eines Festes feierlich dem Vorsitzenden des Bezirksausschusses überreicht werden. Der Gruppe gelang es, ein Anliegen aufzugreifen, das keineswegs nur Migrant(inn)en betrifft, sondern für alle bürgerschaftlichen Interessensgruppen im Quartier von Belang ist. Gegenüber den Institutionen zeigten die älteren

7 Die Graphikerkosten wurden über das Förderprogramm Xenos finanziert, der Druck der Broschüre vom örtlichen Bezirksausschuss beschlossen und gedeckt. Dies ist insofern interessant, als hier die Lokalpolitik gleichermaßen von der Aktivität informiert, wie auch involviert wurde.

Migrant(inn)en nicht nur Präsenz und artikulierten ihre Bedürfnisse, sondern sie boten gleichzeitig Lösungsvorschläge und ihr Engagement an.

Das einzige Projekt, das dem Interessentypus eines politischen Engagements entspricht, ist das Münchner Projekt „*Doppelte Staatsbürgerschaft*“. Es widmete sich einer Problematik, die vor allem für Bürger aus Nicht-EU-Staaten von Bedeutung ist. Im Interesse der Chancen für nachfolgende Generationen war es den Initiatorinnen wichtig, in folgenden Fragen Klarheit zu erhalten:

- Wie realistisch ist ein Anschluss der Türkei an die EU?
- Ist es zwingend sich (als Nicht-EU-Bürger) ab einer festgelegten Altersgrenze für eine Staatsbürgerschaft zu entscheiden?
- Welche Vorteile/Nachteile bringt die türkische/deutsche Staatsbürgerschaft?
- Was muss getan werden um eine doppelte Staatsbürgerschaft durchzusetzen?

In nur wenigen Arbeitstreffen nach der Zukunftswerkstatt, moderiert vom Praxispartner Diakonie Hasenberg e.V., war den sieben engagierten türkischen Frauen klar, dass sie zu ihren Fragen Einschätzungen von Expert(inn)en einholen müssen.

Sie luden den Vorsitzenden des Ausländerbeirates in München selbstständig ein und benötigten lediglich organisatorische Unterstützung (Suche nach Räumen, Zeitrahmen etc.). Innerhalb von zwei Monaten wurde eine gut besuchte Informations- und Diskussionsveranstaltung in einer Einrichtung der offenen Seniorenarbeit organisiert. Bemerkenswert an diesem Projekt ist die Netzwerkkompetenz der Initiatorinnen, die es ermöglichte, sehr kurzfristig den Vorsitzenden des Ausländerbeirats zu gewinnen und interessierte und betroffene Menschen zum Besuch dieser Veranstaltung zu motivieren. Die Veranstaltung bot sowohl den Besuchern, als auch den Organisatorinnen genügend Information zu den offenen Fragen, so dass sich die Projektgruppe zwar aufgelöst hat, die Gruppe von Frauen sich jedoch unabhängig von dem ursprünglichen Ziel weiterhin trifft.

6.3 Von Frauen für Frauen

Das Projekt „*Frauenkochen Westend*“ konnte in Kooperation mit der Küche des Kinder- und Jugendzentrum der Stadt Wiesbaden im Frühjahr 2011 anlaufen. Allerdings war es von hoher Fluktuation gekennzeichnet. Zudem erwies sich die Abstimmung mit dem Küchenbetrieb des Kinder- und Jugendzentrums als schwierig. Da die Aktiven weitgehend identisch waren mit dem

Projekt „Frauentreff Westend“ ging das Projekt nach der Sommerpause in diesem auf.

Für das Projekt „*Frauentreff Westend*“ konnte zunächst mit den „BauHaus-Werkstätten e.V.“ ein neuer Praxispartner gewonnen werden, der zumindest Räumlichkeiten für das Projekt zur Verfügung stellte. Das Projekt lief schon vor der Stadtteilversammlung an und hatte durch diese starken Zulauf bekommen. Da die „BauHaus-Werkstätten e.V.“ jedoch keine pädagogische Begleitung zur Verfügung stellen konnte, drohte das Projekt zur Sommerpause wieder in kleine Grüppchen zu zerfallen, da die Heterogenität der Gruppe offensichtlich deren Selbstorganisationsfähigkeit überforderte. Nach der Sommerpause wurde das Projekt vom „Wiesbadener Internationalen Frauenzentrum WiF e.V.“ weitergeführt und erreicht seit dem ca. 40 Frauen. Die regelmäßigen wöchentlichen Treffen, die seit Oktober 2011 unter professioneller Begleitung durch jeweils eine Mitarbeiterin von AMIQUUS und dem WiF e.V. stattfanden, umfassten – den Wünschen der Frauen folgend – Informations- und Kulturveranstaltungen ebenso wie Ausflüge in und außerhalb von Wiesbaden. In den Monaten Mai bis September, in denen viele ältere Migrantinnen in ihre Heimatländer fahren/fliegen, beschränkt sich das Angebot auf Veranstaltungen ein- bis zweimal im Monat, um die Kontinuität des Angebotes nicht zu gefährden. Der Praxispartner Amt für Flüchtlinge und Integration stellte dem WiF eine Finanzierung des Frauentreffpunktes für das Jahr 2012 nur unter der Bedingung zur Verfügung, dass im Rahmen der regelmäßigen Treffen mit den Frauen auch deren Misstrauen gegenüber anderen Angeboten für Senior(inn)en im Stadtteil aufgearbeitet wird. Diesbezüglich wurden die Frauen vom WiF nicht nur regelmäßig über die einschlägigen Institutionen und deren aktuelle Angebote informiert. Es wurden auch Mitarbeiter(innen) dieser Institutionen zu den Gruppentreffen eingeladen und zudem den Frauen Möglichkeiten eröffnet, sie interessierende Angebote in Kleingruppen zu besuchen.

Am Aschenberg in Fulda hat sich nach der Zukunftswerkstatt eine „*Internationale Frauengruppe*“ gegründet. Inzwischen ist eine Angebotspalette entstanden, die vielen älteren Frauen ganz unterschiedliche Gelegenheiten zur Beteiligung ermöglicht. Hervorgegangen aus der Erkenntnis, dass sich in der, numerisch stark von Frauen dominierten Fokusgruppe eine beträchtliche Vielfalt von Frauen aus ganz unterschiedlichen Kulturen befand, entstand ein großes Interesse, kulturelle Eigenheiten kennen zu lernen und sich mit anderen auszutauschen. Hinzu kam der Wunsch einiger Frauen aus der ehemaligen Sowjetunion, den Internationalen Frauentag – in der Sowjetunion ein sehr wichtiges gesellschaftliches Ereignis – auch in Fulda gemeinsam zu begehen.

Die Gruppe von engagierten Frauen hatte keine externe Moderation. Einzelne Studierende nahmen an den Gruppentreffen teil, hatten aber die klare Aufgabe, nur zu protokollieren, bei logistischen Fragen und der Öffentlich-

keitsarbeit zu unterstützen und als Vermittler zwischen Frauengruppe und Mitarbeiter(inn)en zu fungieren. Im wöchentlichen Treffen der Frauengruppe wurde zielgerichtet auf die Organisation eines Frauenfestes zum Internationalen Frauentag hingearbeitet. Das Fest selbst sollte die Frauengruppe, die sich den Namen „Chrysanthemen“ gegeben hat, im Stadtteil bekanntmachen und andere Frauen motivieren, sich der Gruppe anzuschließen.

Aus der Initiative zur erfolgreichen Organisation eines ersten gemeinsam gefeierten Internationalen Frauentags folgte der probeweise Betrieb eines *Senioren Cafés* im Bürgerzentrum. Während der Befragungsphase hat die Frauengruppe den Cafébetrieb an drei Nachmittagen pro Woche organisiert, um gleichzeitig zu erproben, ob dies eine geeignete dauerhafte Form des Treffens für die Frauengruppe sein könnte. Dies wurde wegen des hohen Grades an Verbindlichkeit und des Zeitaufwandes jedoch verworfen.

Die Frauengruppe hat sich als Nutzerinnengruppe in das Bürgerzentrum integriert und nutzt die Möglichkeiten des Zentrums selbstständig (große Küche, Gruppenräume, kleines Büro, Café). Aus der Gruppe heraus ist als regelmäßige Aktivität eine Kochgruppe entstanden, die sich seit 2010 einmal monatlich mit 10 bis 20 Frauen trifft und jeweils ein landestypisches Gericht einer beteiligten Frau gemeinsam unter deren Regie zubereitet. Das Angebot ist offen, die Organisationsform informell.

Parallel zur Kochgruppe hat sich eine Bastelgruppe etabliert, hier finden in wöchentlichen Gruppentreffen angeleitete Bastelnachmittage statt. Es gibt eine formale Leitung in Gestalt einer autochthonen Handarbeitslehrerin, die über persönliche Beziehungen zur Frauengruppe gestoßen ist und das Angebot etabliert hat.

Das Projekt *„Leichte Gymnastik für Ältere“* ist zunächst als rein selbstorganisiertes Projekt migrantischer Frauen aus dem persönlichen Umfeld von Frauen aus der Biebricher Fokusgruppe im dortigen Martin Hörner Seniorentreff der Stadt Wiesbaden angelaufen. In der Stadtteilversammlung haben sich 15 weitere Frauen in eine Warteliste eingetragen. Mit Unterstützung des Projektes *„BürgerSinn“* konnte zunächst ein größerer Raum im Biebricher Bürgerhaus genutzt werden. Daraufhin kamen 40 weitere Frauen. Ein Antrag zur Finanzierung einer Übungsleiterin wurde vom Amt für „Flüchtlinge und Integration“ abgelehnt. Dieses favorisierte eine Eingliederung des Projektes in einen Biebricher Sportverein. 70 Prozent der Frauen waren dazu bereit und haben sich trotz der für sie hohen Teilnehmerbeiträge in den Verein integriert.

Das erst über die Stadtteilkonferenz aufgrund der Befragungsergebnisse gegründete Projekt *„Frauentreff Biebrich“* fand keine Unterstützung seitens der Praxispartner. Ein Teil der Frauen ist in der Frauengymnastikinitiative tätig. Darüber hinaus hat das Quartiermanagement des Caritas Verbandes

Mittel der HIT-Stiftung für ein Projekt akquiriert, in dem die Frauen für Kinder des Stadtteils kochen (s.u. S. 115).

6.4 Pflege von Kultur und Gemeinschaft

Der „*Russische Chor*“ markiert am Fuldaer Aschenberg ein Projekt, das nach der Zukunftswerkstatt so nicht erwartet wurde. Es geht auf das Engagement einzelner, in der russischsprachigen Community stark verankerter Personen zurück. Die Teilnehmer(innen)werbung verlief mündlich im Bekanntenkreis. Die gute Vernetzung in die Szene russischsprachiger Musiker(innen) in Fulda verlieh dem Projekt eine hohe Dynamik und weist es als stark eigenständiges Projekt aus. Der Praxispartner AWO unterstützte das Projekt durch die Bereitstellung von Räumen zur Probe und bei Organisationsarbeiten. Dieser Chor ist mittlerweile auf 40 Personen angewachsen und trifft sich wöchentlich. Der Chor ist nicht beschränkt auf ältere Menschen. Das Altersspektrum liegt zwischen etwa 40 und 80 Jahren, und die Sängerinnen und Sänger kommen auch nicht nur aus dem Quartier Aschenberg.

Der Chor ist jedoch kein reines Kulturprojekt, das allein dem gemeinsamen Singen dient. Vielmehr bietet er den Rahmen, um die bestehenden nachbarschaftlichen Hilfenetze strukturiert aufrechtzuerhalten und zu verfeinern. Die Chortreffen dienen dem Informationsaustausch und der Vermittlung von Unterstützungen, wie sie im letztlich gescheiterten Projekt „Senioren helfen Senioren“ gewünscht wurden. Aufgrund seiner klaren funktionalen Ausrichtung, nämlich ein Ort zu sein, an dem gesungen wird, können in informellen Gesprächen die Alltagsprobleme und Hilfebedarfe diskret formuliert werden. Für viele Chormitglieder ist das Engagement ein Beitrag zu und ein Beweis für gelingende Integration. In dieser Weise haben sie ihr Projekt auch dem Bürgermeister vorgestellt. Es ist sehr viel Engagement zu sehen, Gelegenheiten für öffentliche Auftritte zu schaffen. Sie treten bei Straßenfesten, Stadtteilstreffen, in der Innenstadt, bei Senior(inn)enveranstaltungen der Stadt Fulda auf und sie besuchen Chorwettbewerbe in ganz Deutschland. Zu verschiedenen öffentlichen Gelegenheiten wurde versucht, den Chor zum „AWO-Chor“ zu erklären und die Beteiligten als Mitglieder der AWO zu werben. Bisher hat der Chor jedoch seine Eigenständigkeit bewahrt.

Das „*Kulturen- und Generationenhaus*“ am Münchner Hasenberg1 soll die Möglichkeiten für Kulturveranstaltungen für alle Generationen im Hasenberg1 und am Harthof verbessern, eine Begegnungsstätte für Alt und Jung sein und kulturelle Begegnungen schaffen. In dieser Projektgruppe waren vier Männer und Frauen beteiligt. Auch hier begannen die Initiator(inn)en damit, bereits vorhandene Kultur- und Generationenangebote zu ermitteln. Die Ergebnisse dieser Recherche flossen direkt in das Projekt „Raumver-

zeichnung“ ein. Die Projektgruppe beteiligte sich mit Unterstützung des Praxispartners Diakonie an den Nutzungsplanungen eines neuen Stadtteilkultur-zentrums.

Über diese strukturelle Projektarbeit hinaus, lag ein Schwerpunkt der Projektgruppe in der kulturellen Bildung zu Themen der Geschichte und Politik der unterschiedlichen Herkunftsländer, aber auch zum neuen Zuhause, zu Bayern und München sowie zur deutschen Geschichte und Politik. Hier wurde eine Exkursion zum NS-Dokumentationszentrum organisiert. Im Austausch mit den Verantwortlichen wird längerfristig geprüft, ob und wie in Kooperation mit AMIQUUS-Projektteilnehmenden Führungen für ältere Zuwanderer zum Thema organisiert werden können.

Das „Nachbarschaftscafé“ im Münchner Norden ist nicht unmittelbar aus der Zukunftswerkstatt entstanden, sondern das Ergebnis der dreijährigen Zusammenarbeit der Fokusgruppe. Für die älteren Migrant(inn)en war AMIQUUS weit mehr als ein Forschungsprojekt. Es entwickelten sich Freundschaften und Netzwerke in einem für alle bisher unbekanntem Kontext. Zum Projektende wurde daher das Bedürfnis formuliert, sich weiterhin zu treffen und dafür einen festen Treffpunkt zu haben. Die Gruppe nutzte die Gelegenheit, ein selbst verwaltetes Nachbarschaftscafé, dem die Schließung drohte, zu übernehmen und so langfristig eine Begegnungsstätte (nicht nur) für die älteren Migrant(inn)en im Quartier zu erhalten.

Ganz ähnlich ist in Biebrich das „Seniorencafé“ entstanden: In der Fokusgruppe wurde immer wieder thematisiert, wie wichtig die Austauschmöglichkeit ist – trotz aller kulturellen und religiösen Unterschiede. Auch hier mündete die Erfahrung in dem Wunsch nach einer Begegnungsstätte. In Kooperation mit dem Praxispartner BauHof konnte dies insofern realisiert werden, als monatlich ein Raum und personale Unterstützung bereitgestellt werden. Inhaltlich gestalten die Teilnehmenden das „Seniorencafé“ selbst. Auch die nach der aktivierenden Befragung in Biebrich im Rahmen der dortigen Senior(inn)en-Konferenz gegründete Fraueninitiative (s.o. S. 113) wurde in das Seniorencafé zu integrieren versucht. Gerade diese Frauen konnten vom Praxispartner für das Mehrgenerationenprojekt des Seniorencafés gewonnen werden, in dem einmal im Monat nicht nur jemand aus der Gruppe ein Gericht aus dem eigenen Herkunftsland mit einer Gruppe von bis zu acht Kindern kocht. Der generationenübergreifende Aspekt wird dabei noch vertieft, indem mit den Kindern über die Herkunft und Biographie der „kochenden Seniorinnen“ gesprochen wird.

Alle Projektgruppen, die sich an den vier Standorten aus den Fokusgruppen gebildet haben, brauchten eine kritische Masse, um über einen längeren Zeitraum oder dauerhaft aktiv zu bleiben. Ambitionierte Initiativen, die aus unterschiedlichen Gründen nur noch von zwei Personen getragen wurden, konnten auch mit professioneller Unterstützung nicht bestehen. Deutlich wurde in den verschiedenen Projekten auch, dass der Unterstützungsbedarf

nicht standardisierbar ist und ebenso von den Projektinhalten wie von den Fähigkeiten der Beteiligten abhängt. Es konnte gezeigt werden, dass solche selbstorganisierten Projektgruppen, die ein niedrighschwelliges Format aufwiesen (Seniorencafés, Chor, Frauengruppen), nur noch logistische Unterstützung benötigten. Demgegenüber benötigten Gruppen, die sich nach der Aktivierung sehr heterogen zusammensetzten, sehr viel stärker auch eine professionelle Moderation. Projekte, die darüber hinaus aufgrund weiterer zu erschließender Ressourcen noch stärker auf Institutionen angewiesen waren, unterschieden sich in ihren Erfolgsaussichten je nachdem, ob ihre Aktiven dies als Unterstützung oder Vereinnahmung erfahren haben. Vor dem Hintergrund dieser sehr unterschiedlich sich darstellenden Gelingensfaktoren der selbstorganisierten Projekte der älteren Migrant(inn)en wurden die kritischen Momente (Critical Incidents) innerhalb der Projektentwicklungsprozesse von uns eingehend untersucht (s. Kapitel 7).

7. Critical Incidents: Kritische Momente in der Projektentwicklung

7.1 Erhebung von Critical Incidents

In ihrer Machbarkeitsstudie „Migrant(inn)en handeln und lernen im sozialen Umfeld – Kompetenzentwicklung, Partizipation und Integration durch interkulturelles Lernen“ im Rahmen des aus Mitteln des BMBF sowie des Europäischen Sozialfonds gefördert Forschungs- und Entwicklungsprogramms „Lernkultur Kompetenzentwicklung“ hat Susanne Huth (vgl. 2006; 2007) versucht, das Forschungsfeld für die Erfassung von Tätigkeits- und Lernverläufe von Migrant(inn)en in verschiedensten Formen eines freiwilligen und bürgerschaftlichen Engagements und die damit verbundenen Integrations- und Partizipationsmuster zu öffnen, sodass in anschließenden Forschungen anhand präzisierter Fragestellungen Erkenntnisse über geeignete Lernunterstützungen, Lernnetze und Lernmilieus erlangt werden können. Konkret ging es Huth in ihrer Machbarkeitsstudie um die Fragen

- welche Kompetenzen Migrant(inn)en im Rahmen ihres Engagements erwerben,
- wie sie diese über ihr Engagement hinaus nutzen können,
- welche Formen von Engagement, Selbstorganisation und Vernetzung zur gesellschaftlichen Teilhabe und Integration beitragen können und schließlich
- wie man diese Migrant(inn)en zugänglich machen kann.

Ehrenamtliche Tätigkeit und bürgerschaftliches bzw. zivilgesellschaftliches Engagement ermöglichen sowohl formales, organisiertes Lernen im Kontext von Vereinen und Institutionen, als auch informelle Bildungsprozesse. Lernprozesse in Tätigkeiten, die „außerhalb traditioneller Erwerbsarbeit der Individuen verlaufen, sich in entsprechenden sozialen Strukturen vollziehen (wie Familie, Freundeskreis, Nachbarschaften, Gemeinden, Vereinen, auch geförderter Projektarbeit und Regionen) und die von Individuen selbstgewollt und selbstgesteuert werden“ (Bootz/Kirchhöfer 2003: 153), werden häufig unter dem Begriff „Lernen im sozialen Umfeld“ gefasst. Von besonderer Bedeutung ist in diesem Zusammenhang das situierte Lernen: (vgl. die Diskussion des „Anchored-Instruction“ und des „Cognitive-Apprenticeship-Ansatzes“ sowie der „Cognitive-Flexibility-Theorie“ als drei der bekanntesten Ansätze des situierten Lernens bei Sander/Hohenstein 2006: 43 ff.).

Basierend auf einem vom Deutschen Jugendinstitut und der KAB Süddeutschland entwickelten Instrument, mit dem soziale Kompetenzen aus

Familientätigkeit erfasst und bewertet werden können, wurde auch ein ressourcenorientierter Ansatz von Kompetenzbilanz für Zugewanderte entwickelt. Mit diesem Instrument sollten „durch einen breiten Blick auf die bisherigen Lernerfahrungen in der Form einer Bestandsaufnahme [...] formelle und informelle Kompetenzen erkannt, anerkannt und dokumentiert werden [...], vor allem für Migrant(inn)en ohne anerkannte formelle Bildungsabschlüsse. In einem Reflexionsrahmen sollen sich die Migrant(inn)en die eigenen Tätigkeitsfelder und Lernräume vergegenwärtigen und sich somit Nutzungsmöglichkeiten verdeutlichen“ (Huth 2006: 13).

Vor dem Hintergrund, dass „Kontakte, Kooperationen und Netzwerkbeziehungen [...] eine bedeutende Rolle für Lernprozesse im bürgerschaftlichen Engagement von Migrant(inn)en“ (ebd.: 3) spielen, vor allem im Hinblick auf Möglichkeiten der Ressourcennutzung für andere Gruppen, Organisationen und Einrichtungen, sieht Huth in der zunehmenden „Vernetzung von Migrantenorganisationen mit anderen Organisationen und Einrichtungen in den Kommunen“ (ebd.) konkrete Möglichkeiten der „Herausbildung bzw. sogar eine[r] gezielte[n] Gestaltung einer lernförderlichen Infrastruktur“ (ebd.). Allerdings wurden von ihr auch „deutliche Barrieren“ ausgemacht „gegenüber einer besseren Vernetzung und insbesondere gegenüber der Öffnung hin zu deutschen Organisationen“ (ebd.), die ihrer Interpretation zufolge „vor allem auf gegenseitiger Unkenntnis und Vorurteilen und damit mangelnder Anerkennung“ (ebd.) beruhen.

Da nahezu alle in solchen Projekten ablaufenden Lernprozesse in dieser Weise interkulturelle Komponenten beinhalten – insofern nämlich Kontakte und Abstimmungen der Migrant(inn)en mit der deutschen Umwelt stattfinden oder die Vermittlung von Wissen und Informationen über diese relevant ist –, wurde das wechselseitige Lernen aller Beteiligten im Hinblick auf die Einbeziehung von Unterschiedlichkeiten und verschiedenen Perspektiven bei der Entwicklung neuer Sichtweisen zu einem zentralen Element des Themenfeldes „Migrantinnen und Migranten in der Bürgergesellschaft“ des Projekts „Lernnetzwerk Bürgerkompetenz“ (Naumann 2006). Allgemein verfolgte dieses das Ziel, sog. „Communities of Practice“ bei einer situierten Kompetenzentwicklung im Hinblick auf ein bürgerschaftliches Engagement zu unterstützen. Dabei wurde vor allem mit dem Ansatz der Arbeit mit Critical Incidents experimentiert, welcher verkürzt als das Sammeln von Situationen beschrieben werden kann, die entweder als problematisch oder besonders gelungen angesehen werden, mit dem Ziel, praktische Probleme zu lösen und einen Beitrag zur Entwicklung und Förderung von Kompetenzen zu liefern. Durch eine genaue Analyse der kritischen Situationen sollte Einsicht in Bewältigungs- und Verarbeitungsstrategien der Beteiligten eröffnet werden. Auch lässt sich eine Sammlung von solchen Ereignissen strukturiert untersuchen und es können Schlussfolgerungen gezogen werden, um gewünschte Prozesse zu befördern und unerwünschte Prozesse zu unterbinden.

Dieser Ansatz der Critical Incidents wurde innerhalb der angloamerikanischen interkulturellen Trainingsliteratur schon seit den achtziger Jahren diskutiert und erfolgreich angewendet (vgl. Schwester 2012). In Deutschland wurde er dann im Hinblick auf eine solche Reflexion interkultureller Situationen und damit der Förderung interkulturellen Lernens und Verstehens weiterentwickelt (Göbel 2001 & 2003; Thomas/Kinast/Schroll-Machl 2005). Im Lernnetzwerk Bürgerkompetenz erwies es sich als sinnvoll, dabei „verschiedene Aktionsfelder bürgerschaftlichen Engagements und bürgerschaftlicher Aktivität zu unterscheiden: So zum Beispiel, Interaktionen innerhalb der Community of Practice und Interaktionen zwischen der Community of Practice und ihrem Umfeld“ (Göbel 2003: 6)

Ein solcher Ansatz von „Critical Incidents“-Analyse schien uns auch zur Untersuchung der durch die Zukunftswerkstätten angestoßenen Projektgruppen geeignet – und zwar sowohl bezüglich situierter Lernprozesse im Binnenverhältnis der Gruppen, als auch im Verhältnis zu den unterstützenden Institutionen und Professionellen. In Weiterführung dessen, wie dieser Ansatz in der Bundesrepublik im „Lernnetzwerk Bürgerkompetenz“ (Goebel 2003; Naumann 2006; 2010) oder der interkulturellen Forschung (Hiller 2009; Schwester 2012) aufgegriffen wurde, hat AMIQUUS als „Critical Incidents“ auch latente Spannungen und Konflikte zu erfassen versucht, die sich eher atmosphärisch zeigen, aber die Produktivität der Projekte und das Sammeln und Verarbeiten von Erfahrung in ihnen blockieren.

Solche Critical Incidents haben wir durch eine sensible teilnehmende Beobachtung aufgespürt. Da diese von den wissenschaftlichen Mitarbeiter(inn)en in den verschiedenen Projekten nur sporadisch geleistet werden konnte, haben wir mit den Aktiven der „Communities of Practice“ Reflexionsrunden durchgeführt zu folgenden Fragen:

- Was hat mir geholfen, mich in der Gruppe zu engagieren?
Was hat mich gehindert, mich mehr in die Gruppe einzubringen?
Was würde mir helfen, dass ich mich noch mehr in die Gruppe einbringe?
- Wie können wir unseren Umgang in der Gruppe verbessern?
- Wie können wir die Aufgaben in der Gruppe noch besser so verteilen, dass alle zufrieden sind?
- Was hätte bei den Aktivitäten der Gruppe aus meiner Perspektive noch besser laufen können?
- Wie habe ich die Begleitung durch die Professionellen erfahren?
Was war daran hilfreich?
Was habe ich als für mich nicht so hilfreich erfahren?

Die auf Critical Incidents im Verhältnis zur Moderation zielende letzte Frage wurde immer in Abwesenheit der professionellen Begleitung seitens der Praxispartner erörtert. Die Ergebnisse hierzu sollten jedoch an die Professio-

nellen rückgekoppelt werden, um – moderiert durch die wissenschaftlichen Mitarbeiter(inn)en – mit ihnen und der Gruppe gemeinsam nach Lösungen zu suchen. Ebenso sollten – falls Mitglieder der Projektgruppen im Laufe der Zeit ausgestiegen sind – diese in Einzelinterviews nach ihren Gründen befragt werden. Haben diese mit der Gruppe oder deren Begleitung zu tun, sollten die Betroffenen im Anschluss an das Interview gefragt werden, ob es nicht sinnvoll sein könnte, gemeinsam mit der Gruppe oder mit den Professionellen nach einem anderen Ausweg als dem persönlichen Rückzug zu suchen.

Geplant war, dass wenn auf diese Weise in der Reflexion der Gruppen oder in deren anschließender Auswertung Spannungen oder Konflikte in der Gruppe bzw. von einzelnen Gruppenmitgliedern auch im Verhältnis zu den Institutionen und Professionellen unserer Praxispartner sich zeigen, wir uns als Mediator(inn)en anbieten. Dabei wollten wir uns eine Haltung der „Allparteilichkeit“ bewahren. Dieses Anliegen haben wir zu Beginn der wissenschaftlichen Begleitung den Beteiligten gegenüber verdeutlicht, und darauf hingewiesen, dass wir auch latente, verletzte Hintergrundbedürfnisse, denen wir gewahr werden, als Hypothesen in den Mediationsprozess einbringen wollen. Zunächst aber seien wir bestrebt, diese durch entsprechende Frage-techniken von den Betroffenen selbst herausarbeiten zu lassen.

Auf diese Weise wollten wir zunächst die verschiedenen Sichtweisen zu den jeweiligen Critical Incidents mit allen Betroffenen klären. Danach sollten dann alle Beteiligten in einem Brainstorming Vorschläge zu einem anderen Umgang bzw. einer neuen Lösung entwickeln. Erst wenn sich der Ideenfluss erschöpft hat, sollten mit allen Betroffenen Vor- und Nachteile dieser Vorschläge erörtert werden. Unsere Haltung der „Allparteilichkeit“ sollte sich in dieser Phase im immer wieder Nachfragen bei den Zurückhaltenden konkretisieren, was diese von den Vorschlägen halten und wo sie Bedenken sehen.

Bei einigen Vertreter(inn)en der Praxispartner stieß diese Vorgehensweise von Beginn an auf Skepsis. Es gelang uns zum Teil nicht, deren Verdacht zu überwinden, dass es uns als „wissenschaftliche Besserwisser“ um eine kritische Evaluation von Professionellen und Institutionen ginge. Und auch in den Projektgruppen selbst entstanden zum Teil Befürchtungen, durch eine solche offene Diskussion könnte ihre Handlungsfähigkeit beeinträchtigt bzw. einzelne Mitglieder gekränkt oder verletzt werden. Von daher haben wir in all den Fällen, in denen uns kein Mandat seitens der Betroffenen erteilt wurde, auf eine solche Mediation verzichtet.

Auch unseren Versuchen, die professionellen Begleiter der Projektgruppen auf Seiten unserer Praxispartner(innen) miteinander zu den von ihnen gesehenen Schwierigkeiten im Verhältnis der Gruppen oder einzelner Gruppenmitglieder zu ihnen als Moderation ins Gespräch zu bringen, war nur begrenzter Erfolg beschieden. Wie auch in den regionalen Netzwerktreffen mit den offiziellen Repräsentant(inn)en unserer Praxispartner wurde dabei

zumeist nur über die Probleme der älteren Migrant(inn)en geredet und nicht über eigene Schwierigkeiten in der Begleitung der im Rahmen von AMIQUUS entstandenen Projektgruppen. Da vielfach von den Praxispartner(inne)n für die unmittelbare Betreuung der Projektgruppen Honorarkräfte gewonnen wurden, die selbst über einen Migrationshintergrund verfügten, drängte sich für uns die Hypothese auf, dass diese fürchteten, als inkompetent zu erscheinen, wenn sie über ihre eigenen Probleme in der Moderation reden, und dass dies nicht nur ihren Honorarjob, sondern überhaupt ihre Reputation und damit Chancen auf weitere solche Jobs bzw. sogar eine Festeinstellung gefährden könnte.

Aufgrund dieser Erfahrungen haben wir in Wiesbaden entschieden, zwei Gruppendiskussionen durchzuführen: eine mit den zumeist auf Honorarbasis oder auf ungesicherten Stellen arbeitenden Moderator(inn)en der Projektgruppen und eine weitere mit den auf Planstellen sitzenden Repräsentant(inn)en unserer Praxispartner, die deren Interessen offiziell in der Zusammenarbeit mit AMIQUUS vertreten. Begründet haben wir dies mit unserer Befürchtung, dass wenn es nicht durch diese Gruppendiskussionen gelingen könne, in gemeinsamer Reflexion solche Critical Incidents auszuarbeiten, wir als wissenschaftlich Tätige automatisch in die Position von „Besserwissern“ kämen. Erfahrungsgemäß sei dies wenig hilfreich für eine Weiterentwicklung von Praxis. Stattdessen sollten sich in beiden Diskussionen die wissenschaftlichen Mitarbeiter(inn)en als gleichberechtigte Diskussionspartner(inn)en beteiligen und die Schwierigkeiten einbringen, die sie – bezüglich der Moderationsdiskussion – im Rahmen der Begleitung der Fokusgruppen und der Zukunftswerkstätten erlebt hatten, bzw. mit denen sie – im Hinblick auf die Institutionenvertreter(inn)en-Diskussion – im Bemühen, die Projekte ressourcenbezogen und institutionell abzusichern, konfrontiert waren. Auf diese Weise sollten in beiden Diskussionen konkrete Beispiele zunächst möglichst plastisch beschrieben und dann gemeinsam reflektiert werden.

In der Gruppendiskussion mit den direkten Begleitungen der Projektgruppen bestätigten diese zwar den Druck und die Ängste, denen sie sich als Honorarkräfte ausgesetzt sehen. Dennoch spürten wir auch nach dieser Thematisierung weiterhin eine Zurückhaltung in der Schilderung persönlich erlebter Probleme in der Moderation und Begleitung. Über weite Strecken wurden nur die hierzu von den wissenschaftlichen Mitarbeiter(inn)en eingebrachten Schwierigkeiten aus eigener Perspektive kommentiert.

Ähnlich konzentrierte sich die Gruppendiskussion mit den offiziellen Repräsentant(inn)en unserer Praxispartner zunächst sehr stark auf deren professionelle Sicht der Probleme älterer Migrant(inn)en. Kritische Selbstreflexionen der wissenschaftlichen Mitarbeiter(inn)en hinsichtlich ihrer Schwierigkeiten, die im Rahmen von AMIQUUS von den Betroffenen selbst entwickelten Projektideen ressourcenbezogen und institutionell abzusichern, führten bei ihnen im Unterschied zur Diskussion mit den unmittelbaren Beglei-

tungen der Projektgruppen kaum zu eigenen bekräftigenden Identifizierungen mit diesen, sondern eher zu politisch institutionellen Rechtfertigungen, wenn nicht gar Entlegitimierungen der Projektansätze. So wurden Schwierigkeiten, die sich für sie selbst als Stelleninhaber(inn)en daraus ergeben, dass solche von den älteren Migrant(inn)en entwickelte Projekte sich nicht bruchlos mit den Logiken und Routinen der Institutionen vermitteln lassen, die sie zu repräsentieren haben, auch im weiteren Diskussionsverlauf bestenfalls oberflächlich angerissen. Erst im überregionalen Netzwerktreffen zum Abschluss der Projektes gemeinsam mit dem Fachausschuss „Interkulturelle Soziale Arbeit“ des Fachbereichstages Soziale Arbeit gelang es, diesbezüglich zu tieferen Reflexionen vorzudringen.

7.2 Rekonstruktion der Critical Incidents in der Auswertung

Die Rekonstruktion der Critical Incidents anhand von Interviews, Gruppendiskussionen und teilnehmender Beobachtung erfolgte ab Sommer 2011 über den internen Bereich der Projekt-Seite www.amiquus.de gemeinsam mit den wissenschaftlichen Mitarbeiter(inn)en aller vier AMIQUUS-Standorte. Im Unterschied zu dem im Antrag angegebenen Verfahren der soziogenetischen Rekonstruktionen haben wir im Anschluss an die Methodologie der Grounded Theory und ihrer Unterscheidung verschiedener Formen von Kodierungen (Strauss/Corbin 2010: Kap. 12) versucht, zu einer systematischen Analyse der Critical Incidents zu kommen. Praktisch umgesetzt haben wir dies über die „Foren“ des internen Bereiches unserer Internetseite.

- Die *Überschrift* einer Nachricht sollte dabei als eine Art Überkategorie fungieren vergleichbar dem, was in der Grounded Theory im sog. „selektiven Kodieren“ als „Kern-“ bzw. „Schlüsselkategorie“ bezeichnet wird.
- In der *Nachricht* selbst sollten knapp in Anlehnung an das, was in der Grounded Theory als „axiales Kodieren“ bezeichnet wird, bestimmte Strukturelemente des entsprechenden Critical Incident in ihrem Zusammenspiel analysiert werden.
- Und schließlich sollte im *Anhang* der Nachricht, in Form von Textdateien eine möglichst detaillierte Beschreibung des jeweiligen Critical Incident erfolgen, evtl. auch mit wörtlichen Zitaten, vergleichbar dem, was in der Grounded Theory als „in vivo codes“ bezeichnet wird.

Vom zeitlichen Ablauf her stand selbstverständlich die detaillierte Beschreibung einzelner Critical Incidents seitens wissenschaftlicher Mitarbeiter(inn)en am Anfang. Erst auf dieser Basis wurde von ihnen abstrahierend und die Analyse bündelnd die *Nachricht* verfasst. Zudem überprüften sie dann, ob diese sich einer schon existierenden *Überschrift* zuordnen ließ. Falls ja, wurde die *Nachricht* samt *Anhang* als Antwort auf die schon zu dieser *Überschrift* existierenden *Nachrichten* eingestellt. Falls es noch keine passende *Überschrift* existierte, wurde eine neue kreiert.

Auf diese Weise erfolgte zum einen eine wechselseitige Sensibilisierung der wissenschaftlichen Mitarbeiter(inn)en im Sinne der Grounded Theory auf verschiedenste Dimensionen und Facetten von Critical Incidents, denen sie dann bei den jeweils von ihnen selbst untersuchten Gruppen entsprechend nachforschen konnten. Zum anderen ließ sich so im gemeinsamen Prozess eine Typologie von Critical Incidents entwickeln, die sowohl das Binnenverhältnis der Projektgruppen, wie die Moderation und die institutionellen Rahmenbedingungen entsprechend berücksichtigte.

7.3 Critical Incidents im Binnenverhältnis der AMIQUUS Fokus- und Projektgruppen

Ein erster Typ von Critical Incidents im Binnenverhältnis der Fokus- und Projektgruppen bezieht sich auf *Separatismus und Klischeebildungen*. Unzweifelhaft gehörte es zu den Zielen von AMIQUUS, die älteren Migrant(inn)en auch darin zu unterstützen, sich Räume zu schaffen für kulturelle und religiöse Praktiken, die in Deutschland zum Teil einer Diskriminierung unterliegen. Dies wurde nun von Einzelnen in den Fokusgruppen zunächst so aufgenommen, dass sie auch dort ihre speziellen religiösen Rituale praktizieren wollten. In der Moderation waren nun Wege zu finden, wie dies ermöglicht werden konnte, ohne dass andere sich dadurch in ihrer Religiosität beeinträchtigt fühlten. Zudem galt es gerade von Seiten der autochthonen Mitarbeiter bei den Menschen mit einem solchen Anliegen die Reproduktion von Diskriminierungserfahrungen zu vermeiden. Als Lösungsversuch bot sich an, ihnen dafür spezielle Räume neben der Fokusgruppe zu eröffnen. Dadurch dass die Mitarbeiter(inn)en von AMIQUUS jedoch an auch diesen Erfahrungen der älteren Migrant(inn)en sich sehr interessiert zeigten und nachfragten, in welchen Formen sowie an welchen Orten sie sich in ihrem Alltag dafür Räume geschaffen haben, entstand dann auch in den Fokusgruppen ein wechselseitiges Interesse an den kulturellen und religiösen Eigenheiten der anderen. Dies ging zum Teil soweit, dass sie untereinander über die thematisch auf die AMIQUUS-Zielsetzungen eingegrenzten Fokusgruppen hinaus Treffen eines

interkulturellen Austausches organisierten, zu denen auch die „kulturfremden“ wissenschaftlichen Mitarbeiter(inn)en eingeladen wurden.

Dennoch kam es in den Diskussionen der Fokusgruppen gerade zu Beginn immer wieder dazu, dass Mitglieder spezifische eigene Vorerfahrungen mit einer anderen Religion, einer anderen Ethnie, aber auch einem anderen Geschlecht verallgemeinerten bzw. frühere Konflikte mit anderen Personen an ihnen ähnlichen Mitgliedern der Fokusgruppen, die mit den eigentlichen Konflikten/Problemen gar nichts zu tun haben, abzuarbeiten versuchten. Selbst die Gruppendynamik in den Fokus- und späteren Projektgruppen wurde mitunter von solchen Klischeebildungen bestimmt. So bedingten zufällige ethnische Mehrheitsbildungen in einzelnen Projektgruppen über die Zeit tendenziell einen Rückzug Andersethnischer. Dabei spielten sprachliche Verständigungsproblematiken eine bedeutende Rolle. In der Erklärung solcher Rückzüge aus den Projektgruppen durch die Verbliebenen kam es jedoch zum Teil erneut zu klischeehaften Zuschreibungen.

Zudem führte Scham, hervorgerufen durch Sprachdefizite, entgegen des Interesses an Kontakt und Beziehung mit autochthonen Deutschen zur Vermeidung von Situationen sprachlicher Kommunikation mit diesen, um nicht eigene sprachliche Unzulänglichkeiten und ein vermeintliches Bildungsdefizit erleben zu müssen. Darüber hinaus waren bei vielen der älteren Migrant(inn)en Interaktionen mit Repräsentant(inn)en der Sozialadministration geradezu Angst besetzt, da viele in Behörden- und Institutionenkontakten in den Vergangenheit Beschämungen erfahren haben. Aufgrund solcher früheren Diskriminierungserfahrungen wurden dann auch Erfahrungen mangelnder Unterstützung der in den Zukunftswerkstätten entwickelten Projektideen durch die Sozialadministration bzw. allgemeiner bürokratischer Hemmnisse in der Umsetzung ethnisierend erklärt.

Weiterhin zeigten sich Gender typische Arbeitsteilungen (Männer grillten, Frauen kochten; Männer ließen sich von Frauen bei Treffen und Veranstaltungen bedienen; etc.) sowie geschlechtsspezifische Kommunikationsmuster: Frauen hielten sich in den Beiträgen eher zurück, stellten Fragen, bestärkten Äußerungen der Männer. Demgegenüber nahmen Männer mehr Redezeit in Anspruch (bis hin dass einige kleine Vorträge hielten), unterbrachen andere und beanspruchten zum Teil auch durch ihren Habitus Autorität in der Interaktion.

Schon in kulturell homogenen Gruppen stellt es ein großes Problem dar, engagierte und wort- bzw. artikulationsstarke Mitglieder in einer Form zu moderieren, dass diese nicht in ihrem Ideenfluss gehemmt oder sogar gekränkt werden, aber dennoch die Chancen für Zurückhaltendere gesteigert werden, ebenso ihre Ideen entwickeln zu können und mit diesen zu Wort zu kommen. Zwar ließen sich diese klassischen Probleme unterschiedlicher Partizipationschancen durch ebenso klassische Moderationstechniken – wie Kleingruppenarbeit bzw. Mauschelgruppen – zumindest etwas abmildern. In

unseren häufig soziokulturell sehr heterogenen Fokus- und Projektgruppen wurden solche kulturübergreifenden Probleme ungleicher Partizipation jedoch noch dadurch verschärft, dass sie auch noch kulturspezifisch überlagert wurden. Diesbezüglich stellte es sich für die Moderation als große Herausforderung dar, gerade bei den Plenumsrunden und den Vorbereitungen von Gruppenentscheidungen einerseits eine gewisse Geschlechter- und Kultursensibilität zu praktizieren, ohne dabei jedoch umgekehrt einer Ethnisierung oder Kulturalisierung bzw. einer Vergeschlechtlichung solcher Fragen mangelnder Partizipationschancen zu erliegen.

Der Moderation fiel damit die Aufgabe zu, basale Verständigungsprozesse im Sinne einer Aufklärung klischeehafter Deutungen von Konfliktkonstellationen auf der Ebene von Kultur – aber zum Teil auch von Geschlecht – zu ermöglichen, um entsprechenden Übertragungsreaktionen entgegenzusteuern. Diesbezüglich haben sich moderierende Interventionen als hilfreich erwiesen, welche die Entdeckung von Gemeinsamkeiten immer wieder durch Rückfragen an Angehörige anderer Kulturkreise forcierten und bei Unterschieden durch entsprechende Fragen den Blick auf die sozialen Hintergründe lenkten, um auf diese Weise in der Interessen reflektierenden Diskussion den objektiven Kern von Interessensunterschieden und Gemeinsamkeiten klärend herauszuarbeiten.

Weitere Critical Incidents im Binnenverhältnis der Projektgruppen entstanden aus *unterschiedlichen Erwartungshaltungen und Motiven*. So schwelten in vielen Projektgruppen Konflikte zwischen Mitgliedern, deren Motiv sich primär auf Geselligkeit richtete, und Aktive, die primär sich und ihre Ziele über die Projektgruppen (selbst-)verwirklichen wollten. Zu Letzteren gehörten vor allem solche, die in ihren Herkunftsländern eine hohe formale Qualifikation erworben hatten bzw. sogar in entsprechenden Berufen arbeiteten, aber hier in der Bundesrepublik aufgrund versagter Anerkennung ihrer Abschlüsse keine Möglichkeiten bekamen, diese professionell einzusetzen. Gerade sie versuchten ihre Erfahrungskompetenz aus dem Berufsleben und daraus resultierende Verhaltens- und Kommunikationsmuster in die Gruppe zu übertragen und sich so die erwünschte Anerkennung zu holen. Sie agierten nach den Zukunftswerkstätten nicht mehr als migrantische Teilnehmer(inn)en eines Forschungsprojektes, sondern entwickelten professionelles (Selbst-)Bewusstsein, was durch sehr starke Eigeninitiative in der Realisierung der entwickelten Projektideen dann auch praktisch sichtbar wurde. In der Wahrnehmung derjenigen, für die Geselligkeit einen hohen Stellenwert hat, schienen diese Aktivist(inn)en geradezu auf der Suche nach Gelegenheiten zu sein, die eigenen Stärken und Kompetenzen darstellen und einbringen zu können, und nahmen damit für sie nicht selten in den Gruppen zu viel Raum ein.

Teilweise war dies für Einzelne sogar Grund, sich aus den Projektgruppen mehr und mehr zurückzuziehen. Es waren dies vor allem solche Mitglieder, für die die emotionale Wiederbelebung positiver Erfahrungen aus ihren

Herkunftsländern eine starke Bedeutung hatte. Sie nutzten schon die Fokusgruppen – erst Recht aber die aus den Zukunftswerkstätten heraus entwickelten AMIQUUS-Projektgruppen – zur Reinszenierung solcher Erfahrungen bzw. zum Austausch darüber.

Demgegenüber war für andere der Spagat zwischen „geselligem Beisammensein“ – mit (erfolgreichen) Ideen und Projekten als „Begleiterscheinung“ – oder „themenbezogene Projektgruppen, die sich zielorientiert treffen“, ab dem Moment nicht mehr tragbar, als sich für sie rausstellte, dass ihre Ziele nur sehr langfristig und in Anpassung an Vorgaben der Sozialadministration erreicht werden konnten (s.u. Critical Incidents im Verhältnis von Selbsthilfe und dem institutionalisierten Hilffssystem, sowie im Verhältnis von Partizipation und Planung). Gerade bei einigen, die in den Projektgruppen mehr als einen Ort der Geselligkeit sahen, zeigten sich bei mangelnden Erfolgen bezüglich der Außenziele ihrer Initiative Rückzugstendenzen und Resignation. Einzelne Teilnehmer(innen) der AMIQUUS-Fokusgruppen haben das Projekt jedoch auch nach den Zukunftswerkstätten und Stadtteilversammlungen deshalb verlassen, weil sie für ihre persönlich formulierten Interessen keine Mehrheit, bzw. Mitstreiter(innen) finden konnten.

Zum Teil mit diesen unterschiedlichen Motiven vermittelt ergaben sich weitere Critical Incidents im Binnenverhältnis der Projektgruppen aus deren *Organisationsformen bzw. Hierarchien*. So ging der Anspruch, in der Projektarbeit die in Deutschland nicht anerkannte Professionalität zu restituieren, häufig einher mit impliziten und expliziten Leitungs- und Führungsansprüchen gegenüber anderen als weniger qualifiziert eingestuftem Projektgruppenmitgliedern. In seltenen Fällen wurden diese auch gegen Teile der Gruppe durchzusetzen versucht, die sich dann aufgrund dessen sogar ganz aus den Gruppen herausgezogen haben. Ebenso kam es in Gruppen zu Rivalitäten zwischen verschiedenen Leitungsambitionierten, die die Gruppendynamik zum Teil erheblich belasteten.

Umgekehrt zeigten sich jedoch auch bei Mitgliedern ohne oder mit geringen formalen Qualifikationen Schwierigkeiten, in den Projektgruppen einen produktiven Umgang mit Kompetenzunterschieden zu finden. Wir haben dies auf das Grunddilemma jeglichen Selbstorganisationsversuches von Marginalisierten zurückgeführt (vgl. May 2008b: 59): dass nämlich der Wille zur Selbstorganisation bei ihnen zunächst negativ bestimmt ist, als Ablehnung jeglicher Fremdherrschaft und Fremdverfügung, der sich dann auch in dieser Schwierigkeit des Umgangs mit Kompetenzunterschieden artikuliert.

Als Folge dieses Dilemmas zeigten sich gerade zu Beginn der Fokusgruppen – aber auch der Projektgruppen – bei denjenigen mit starken Missachtungs-, Diskriminierungs- und Marginalisierungserfahrungen Ängste und Misstrauen, dass es auch in AMIQUUS „nicht um ihre Anliegen“ gehe. Das kritische Moment dieser Befürchtung liegt in der damit verbundenen vorsich-

tig bis resignativen Rückzugstendenz aus dem Gruppenprozess, die bei einigen allenfalls noch die Rolle des skeptischen Mitläufers zuließ und schon bei geringen Anlässen – die allem Anschein nach solche Missachtungserfahrungen zu reaktivieren vermochten – sogar zum gänzlichen Ausscheiden führen konnte.

Zum Teil mit dieser Problematik korrespondierend zeigten sich auch deutliche *bildungsbezogene Unterschiede* in den Kommunikations- und Organisationsformen innerhalb der Projektgruppen, die zu entsprechenden Critical Incidents führten. Menschen, die sich ihre Kompetenzen ohne oder mit geringer formaler Bildung in gemeinsamer Praxis angeeignet haben, tendierten zu informellen Formen; Menschen mit höheren Bildungsabschlüssen zu stärker formalisierten Formen der Kommunikation und Organisation. Da höhere Bildungsabschlüsse nur im städtischen Kontext zu erwerben sind, aber auch sonst der städtische Alltag sehr viel stärker formalisiert ist, zeigten sich ältere Migrant(inn)en mit einer solchen städtischen Prägung als sehr viel erfahrener mit entsprechend institutionalisierten Verkehrs- und Organisationsformen, wie sie auch von den Sozialadministrationen in aller Regel als Voraussetzung für eine Unterstützung gefordert werden. Da umgekehrt der Modus informeller Bildung mittels gemeinsamer Praxis sehr stark mit der bäuerlichen und handwerklichen Produktionsweise vermittelt ist, fanden sich bei denjenigen, die aus ländlichen Umgebungen stammten, deutliche Tendenzen, auf der Basis in dieser Tradition praktizierter Formen der Selbsthilfe im Medium von Solidarität und Vertrauen sowie auf der Grundlage persönlicher Pietätspflichten sehr viel eher auf zwischenmenschliche Beziehungen und auf die sich aus ihnen ergebenden Regulierungsformen zu setzen.

Um diese nicht von vorneherein auszugrenzen, haben wir in der Moderation versucht, die Spontaneität solcher Selbstregulierung nicht durch allzu formalisierte Entscheidungsabläufe zu blockieren. Schwierig wurde es jedoch, Bedenken gegen formale Formen der Organisation seitens der Moderation dann noch zu stützen, wenn diese nicht nur nach Ansicht der Praxispartner(inn)en, sondern auch der bildungs-, artikulations- und organisationsbezogen privilegiierteren Aktiven aus den Projektgruppen eine effektivere und effizientere Umsetzung des Projektanliegens versprachen.

Zwar war es explizit Aufgabe der Moderation durch die wissenschaftlichen Mitarbeiter(inn)en, misslingende Selbstregulierungen in Form einer wissenschaftlich gestützten Mediation aufzuarbeiten, welche von ihr entdeckte verborgene und implizite Hintergründe offen zur Diskussion stellt. Eine besondere Schwierigkeit ergab sich dabei jedoch aus der stets latent schwebenden Gefahr, Gesichtsverluste und Kränkungen gerade auf Seiten der sehr Engagierten zu erzeugen. Dass Hochaktive durch ihr Überengagement andere ausschließen, dann aber nach einer bestimmten Zeit gerade auch im Zusammenhang mit dem Gefühl, zu wenig Rückhalt im Engagement der anderen zu haben, sich resigniert und überfordert zurückziehen, erforderte moderierende

Eingriffe, die dies thematisierten, damit aber trotzdem durchaus in Spannung zur Selbstregulierung der Betroffenen geraten konnten. Versuche, in diesem Dilemma moderierend zu vermitteln, standen immer in Gefahr, Erfahrungen von Nichtanerkennung auf Seiten der Betroffenen zu reproduzieren. Sie unterlagen damit dem gleichen Dilemma, aus dem sie eigentlich herausführen wollten.

7.4 Critical Incidents im Verhältnis zur Moderation

Critical Incidents, die sich für die Moderation dadurch ergeben, dass sie mit ihren *Regulierungsbemühungen zur Vermeidung von Nicht-Anerkennungserfahrungen* in den Projektgruppen möglicherweise selbst Gefahr liefen, solche ungewollt zu reproduzieren, können den Erfahrungen von AMIQUUS zufolge am Ehesten dadurch umgangen werden, dass im Rahmen der Projektbegleitung die Frage der Aufgabenverteilung quasi permanent öffentlich thematisiert wird. Immer wieder gilt es die Engagementbereitschaft der Einzelnen durch entsprechendes Rückfragen seitens der Moderation – wer sich an welchen Aufgaben noch beteiligen kann und will und ob es irgendwelche Bedenken gibt, die dann in gemeinsamer Anstrengung auszuräumen wären – so zu kanalisieren, dass sie nicht die der anderen blockiert und dennoch Erfüllung findet. Auch vor diesem Hintergrund scheint eine professionelle Moderation notwendig, um spontanen Selbstregulierungen folgende Ansätze der Selbsthilfe in an Kraft und Direktion gewinnende Formen demokratischer Selbstorganisation zu überführen.

Um im Zusammenhang mit den in der Zukunftswerkstatt entwickelten Projektideen die Entwicklung von Praxiszusammenhängen zu fördern, denen sich jede(r) einzelne der Interessierten zugehörig fühlen und auf deren Produktivität er/sie vertrauen konnte, war jedoch zunächst einmal ein hohes Maß pädagogischer Suggestionskraft seitens der Moderation notwendig im Hinblick auf das Gelingen der Initiative soweit es die Akteure selbst betrifft. Denn bei vielen Mitgliedern der Fokusgruppen hat sich aufgrund der angesprochenen persistierenden Erfahrungen von Missachtung und Diskriminierung, sowie von Ausbeutung und Fremdbestimmung ein hohes Maß an Skepsis entwickelt. Diese artikulierte sich – wie skizziert – als Angst vor Enteignung nicht nur gegenüber Professionellen und Vertreter(inne)n von Trägern und Sozialadministration, sondern sogar gegenüber Protagonist(inn)en aus den eigenen Reihen, wenn diese Projektideen in spezifischer Weise besonders zu akzentuieren und zu forcieren versuchten.

Daraus erwuchs jedoch auch eine weitere Form von Critical Incidents für die Moderation. Denn einerseits musste diese in ihrer Haltung ein bestimmtes Maß *pädagogischer Suggestionskraft* im Hinblick auf ein einheitsstiftendes

Gesamtinteresse und den Erfolg einer darauf bezogenen, alle integrierenden, partizipativen Projektentwicklung überzeugend verkörpern. Umgekehrt bewegte sie sich damit selbst schon an der Grenze dessen, was möglicherweise dann von einigen bereits als *Enteignung* wahrgenommen werden konnte. Eine zu sehr auf Ausgleich und Vermittlung bedachte Moderation gerät zudem in Gefahr, dass sie einerseits die Gruppe in ihrer Verantwortlichkeit für sich selbst enteignet. Die Mitglieder können dann im Extremfall ihre Empfindlichkeiten, Abgrenzungen und Eigensinnigkeiten weiterhin „pflegen“, weil sie ja von der Moderation „ausgebügelt“ werden. Zum anderen zeigte sich in der Evaluation der Projekte, dass hinter der Skepsis, der Reserviertheit und dem Rückzug von Mitgliedern der Projektgruppen sich häufig verletzte Hintergrundbedürfnisse verbargen, die in der Dynamik der Projektgruppen nicht erkannt bzw. nicht aufgehoben wurden.

Eine besondere Herausforderung an die Moderation stellten in diesem Zusammenhang geschlechtsspezifische, wie aber auch kulturell ausgeprägte indirekte, affirmative Sprachstile dar, die auf Festigung und Harmonisierung von Kollektiven ausgerichtet sind. Die versteckten und bestenfalls höchst implizit angedeuteten Bedürfnis- und Problemlagen mussten aus einem fein gesponnenen Geflecht vermeintlicher Nebensächlichkeiten entdeckt, entziffert und dechiffriert werden. An die Moderation war hiermit die Herausforderung geknüpft, Gehör und Gespür für versteckte Botschaften zu entwickeln und zu verfeinern – alles vor dem Hintergrund, dass das gesprochene Wort auf Grund kultureller Diversitäten jeweils höchst unterschiedliche Kontextualisierungshinweise und Bedeutungen mit sich führte.

Um aus den aus unterschiedlichsten Herkunftsländern, soziokulturellen Milieus und Religionszugehörigkeiten stammenden älteren Migrant(inn)en, die wir zur Mitarbeit in den Fokusgruppen gewonnen hatten, eine zumindest im Hinblick auf die Durchführung der Zukunftswerkstatt arbeitsfähige Gesamtgruppe entstehen zu lassen (die sich dann ja über die in deren Konkretisierungsphase entwickelten Projektideen weiter interessenbezogen in entsprechende Unterarbeitsgruppen ausdifferenzieren und organisieren sollte), haben wir – vor dem Hintergrund der einschlägigen Fachliteratur – eine Haltung der „*Allparteilichkeit*“ seitens der Moderation als unabdingbar angesehen. Im Bemühen, diese glaubhaft in Praxis umzusetzen, erwachsen in der Projektbegleitung Critical Incidents, die sich zumindest zu Beginn der Arbeit in den Fokusgruppen für autochthone und allochthone Mitarbeiter(inn)en unterschiedlich artikulierten.

Für die allochthonen wissenschaftlichen Mitarbeiter(inn)en entstand in diesem Zusammenhang das Problem, dass sie gerade in der Anfangsphase der Arbeit in den Fokusgruppen von Mitgliedern, die sich mit ihnen von ihrer Herkunft oder ihrer Religion her in besonderer Weise verbunden fühlten, um einen spezielleren bzw. verbindlicheren Kontakt ersucht wurden. Ähnliches wiederholte sich in den nach den Zukunftswerkstätten und Stadtteilkonferen-

zen neu gebildeten Projektgruppen, die von Allochthonen moderiert wurden. Für die Moderator(inn)en galt es, auf diesen Wunsch in einer Weise zu antworten, ohne dabei das Prinzip der „Allparteilichkeit“ zu verletzen. In den Fokusgruppen ließ sich dies immer besser realisieren. In den Projektgruppen allerdings gewann dieses Problem dadurch an zusätzlicher Brisanz, dass bei durch Allochthone moderierten Gruppen sich zum Teil Angehörige der gleichen Herkunftskultur stärker motiviert fühlten, an der Gruppe mitzuarbeiten, als Angehörige anderer Herkunftskulturen. Für die Moderator(inn)en war es dann häufig schwierig dem entgegenzusteuern, dass Mitglieder solcher anderen Herkunftskulturen sich nicht an den Rand gedrängt fühlten.

Zudem wollten wir in AMIQUUS aus ethischen, demokratietheoretischen und auch forschungsmethodologischen Überlegungen heraus (vgl. May 2008a: Kap. 4 & 5) in allen Fokusgruppen darauf verzichten, eine formale *Autorität* für die Moderation zu beanspruchen. Vielmehr haben wir versucht, die uns von den Mitgliedern der Fokusgruppen angebotenen Kommunikationsformen und Interaktionsstile aufzugreifen und in einer Weise zu beantworten, die sich an den drei von Rogers (vgl. 2004) herausgearbeiteten Variablen „Empathie“, „Wertschätzung“ und „Kongruenz“ orientiert. Dies bedeutete auch, mit Beziehungsangeboten zu spielen – beispielsweise wenn eine allochthone wissenschaftliche Mitarbeiterin als eine Art Tochter angesprochen wird –, solcher Art Übertragungen aber immer wieder respektvoll durch Artikulation eigener Individualität im Sinne von Kongruenz zu durchkreuzen bzw. wenn möglich auch auf eine reflexive Ebene zu heben.

Auf dieser Basis wurde der eher nachfragende, non-direktive, dialogische Moderationsstil der allochthonen wissenschaftlichen Mitarbeiterinnen in der Fokusgruppe – wie auch später der von allochthonen Moderatorinnen der Projektgruppen – wohlwollend aufgenommen und zwar unabhängig von Geschlecht der jeweils mitarbeitenden älteren Migrant(inn)en. Eine Erklärung dafür könnte sein, dass dieser sowohl den Erwartungen an ein weibliches Kommunikationsverhalten entsprach, als auch die Generationshierarchie dadurch nicht in Frage gestellt wurde.

Demgegenüber nahmen die beiden autochthonen männlichen wissenschaftlichen Mitarbeiter Verunsicherungen bei Mitgliedern ihrer Fokusgruppen aufgrund ihrer zurückhaltenden Moderationsform wahr, bis dahin, dass auch Wünsche nach einer stringenteren Leitung der Gruppen artikuliert wurden. Auf der anderen Seite konnte – aufgrund ihres vergleichsweise jungen Alters – eine solche straffere Leitung leicht mit dem in einigen Kulturen gegenüber dem Alter erwarteten Respekt kollidieren. Hilfreich erwies sich in diesem Fall, über unterschiedliche Erwartungen an Moderation mit der Gruppe zu diskutieren. Der Hinweis auf die eigene Sozialisation, und die beruflich bedingte milieuspezifische Prägung der Moderatoren waren in diesem Zusammenhang für die Teilnehmer(innen) der Fokusgruppen oft neue Erfahrungen.

In Verbindung mit der beschriebenen Notwendigkeit pädagogischer Suggestionskraft im Hinblick auf das Gelingen der Initiative erwachsen in der Begleitung der Projektgruppen weitere Critical Incidents in Bezug darauf, dass für deren Erfolg häufig Ressourcen notwendig waren, die sozialstaatlich von Trägern und Sozialadministrationen verwaltet wurden. Einerseits war die Form konsequenter Selbstbestimmung die Bedingung dafür, dass unsere Zielgruppe der älteren Migrant(inn)en, die in ihrer Biographie häufig negative Erfahrungen mit staatlichen Institutionen sammeln musste, sich überhaupt auf eine ernstgemeinte *partizipative Projektentwicklung* einließ. Zugleich stellen jedoch die sozialstaatlichen Apparate Bedingungen der Nutzung der von ihnen verwalteten Ressourcen und fordern die Einhaltung bestimmter Regeln (s. Abschn. 7.5 zu den Critical Incidents im Verhältnis zu Institutionen und Planung). Zum Teil standen diese als gesetzlich verfasste nicht zur Disposition bzw. wären nur in langfristigen politischen Prozessen zu verändern. Aber selbst wenn Amtspersonen über Entscheidungsspielräume verfügten, waren sie vor dem Hintergrund formaldemokratischer Bedenken häufig nicht bereit, bei von ihrer Programmatik abweichenden Initiativen der älteren Migrant(inn)en eine allparteiliche Mediationsrolle der wissenschaftlichen Mitarbeiter(inn)en von AMIQUUS zu akzeptieren.

Vor dem Hintergrund der Gefahr, dass die im Rahmen von AMIQUUS partizipativ entwickelten Projekte an formalisierten Verfahren sowie vermeintlich oder real enger Spielräume und Zuständigkeiten des lokalen politisch-administrativen Systems zu scheitern drohten und sich die darin engagierten älteren Migrant(inn)en dann möglicher Weise ein für alle Mal resignativ aus Angeboten der Partizipation an unserer Gesellschaft zurückgezogen hätten, kamen die wissenschaftlichen Mitarbeiter(inn)en von AMIQUUS entgegen ihrer Aufgabenbeschreibung im Projektantrag so zum Teil in die Rolle, „Normalisierungsarbeit“ im Sinne der Anpassung der Zielgruppe an diese Vorgaben zu leisten. Von den Amtsträgern wurde dies dann häufig als „Integrationsleistung“ von AMIQUUS entsprechend gewürdigt. Die andere Option war, die Gruppen auf dem langen Weg der Beantragung von Ressourcen über die entsprechenden zuständigen Gremien zu unterstützen, bzw. – da den Betroffenen älteren Migrant(inn)en schon allein aufgrund ihres Alters die Ausdauer fehlt, geschweige denn sie über entsprechende soziale und kulturelle Ressourcen verfügen – dies selbst über entsprechende Einzelkraftakte zu versuchen, was dann aber wieder in Gefahr geriet, in eine Enteignung der Betroffenen umzuschlagen.

7.5 Critical Incidents im Verhältnis zu den Institutionen

Wie skizziert hat AMIQUUS in seinen Untersuchungsorten (bis auf das als „Durchgangsquartier“ fungierende Wiesbadener Westend) ein dichtes Netz informeller Selbsthilfe entdeckt. Diese Selbsthilfenetze sind jedoch in bestimmten Bereichen (z.B. Gesundheit/Pflege) – den Ergebnissen unserer Befragung zufolge – auf professionelle und institutionelle Unterstützung angewiesen. Andere an gemeinsamen Interessen orientierte Netze benötigen eigene, über das Private hinausgehende Orte bzw. eine offene Infrastruktur (z.B. Werkstätten, Gärten). Critical Incidents in der Stützung solcher informellen, an ihre Grenzen geratenen Ansätze von Selbsthilfe entstanden in diesem Zusammenhang durch die *Angewiesenheit auf Ressourcen*, welche aufgrund unserer Sozialgesetzgebung weitgehend durch sozialbürokratisch organisierte Träger verwaltet werden.

Schon um institutionalisierte Angebote nutzen zu können, sind häufig bereits Ressourcen notwendig. Diese beziehen sich nicht nur auf Sprachkompetenzen und die Fähigkeit, mit administrativen Systemen (Anträge stellen etc., Informationswege kennen) umzugehen, sondern beinhaltet zum Teil auch finanzielle Ressourcen (Teilnehmerbeiträge; Busfahrkarten, um zu den entsprechenden Orten zu kommen), über die Teile der älteren Migrant(inn)en nicht verfügen. Statt eine für alle nutzbare soziale Infrastruktur zu etablieren, scheinen die Kommunen und Träger gegenwärtig eher auf eine individuelle Beantragung solcher Grundressourcen zu setzen, um sich weitere Hilfe in institutionalisierter Form zu erschließen, wie z.B. Berechtigungsscheine; Ferienpass; individuelle Zuschüsse. Im Hinblick darauf werden für (ältere) Migrant(inn)en als Klientel allenfalls spezielle Beratungssysteme zu etablieren versucht (Lotsensysteme, Hilfen bei Behördengängen, dem Ausfüllen von Formularen, etc.). Auch bei diesen Beratungs-Ressourcen stellt sich allerdings das Problem, wie die älteren Migrant(inn)en zu diesen Angeboten Zugang finden, liegt es doch letztlich in ihrer Verantwortung, um solche Hilfen für die Hilfen zu ersuchen.

In AMIQUUS wurde darüber hinaus versucht, informelle Netzwerke der Selbsthilfe zu Formen der Selbstorganisation weiterzuentwickeln. Critical Incidents für solche Initiativen entstanden im Verhältnis zu den Institutionen und Administrationen vor allem dadurch, dass die Praxispartner sich zumeist nicht selbstverpflichtet haben, Ressourcen explizit auch für neue Ansätze vorzuhalten. So hat sich in AMIQUUS gezeigt, dass (Kosten-)Träger nicht bereit sind, solche zur Verfügung zu stellen, solange die Angebote des institutionalisierten Hilfesystems nicht voll ausgelastet sind: Entweder wird gefordert, dass die älteren Migrant(inn)en sich in die entsprechenden Einrichtungen und Angebote – evtl. auch mit entsprechender professioneller Unterstützung – zu integrieren haben oder es wird erwartet, dass sie – durch

AMIQUS gestützt – sich dort ihren Platz selbst erkämpfen und damit die Institutionen verändern.

Die erste sehr häufig geäußerte Forderung wird jedoch von vielen älteren Migrant(inn)en als Nichtanerkennung, wenn nicht sogar als Missachtung und in der Folge als Aufforderung zur Selbstaufgabe erfahren. Die in den Untersuchungsorten von AMIQUUS vielfach propagierte „interkulturelle Öffnung der sozialen Dienste“ scheint für sie noch nicht hinreichend erfahrbar geworden zu sein. Zum Teil haben sie selbst bei durch AMIQUUS motivierten Versuchen einer kollektiven Nutzung von bisher nur durch Autochthone frequentierten Angeboten die Erfahrung von Skepsis, mangelnden Interesses und Entgegenkommens gesammelt. Vor dem Hintergrund früherer negativer Erfahrungen mit Formen (institutioneller) Diskriminierung, fehlt vielen der älteren Menschen so die Kraft, sich in den institutionalisierten Angeboten selbst zu behaupten.

Ältere Migrant(inn)en, die über nur geringe Ressourcen (ökonomisch, formelle Bildung etc.) verfügen, haben sich aus diesen Gründen am schnellsten aus der Projektarbeit in AMIQUUS zurückgezogen. Selbst bei den Engagierten und im Hinblick auf eine formale Bildung Privilegierten ist zum Teil der Eindruck entstanden: „Kommt macht mit, aber nach unseren Spielregeln und nur solange wir Euch gebrauchen können“.

Ein weiterer Typus von Critical Incidents im Verhältnis der Initiativen zu Freien Trägern, aber auch Einrichtungen kommunaler Behörden, den wir mit dem Begriff *Enteignung* zu charakterisieren versucht haben, entstand daraus, dass diese aufgrund des starken Legitimationsdrucks, dem sie sich ausgesetzt sehen, zum Teil Projekte, die im Rahmen von AMIQUUS von den älteren Migrant(inn)en selbstbewusst entwickelt wurden, als Produkte ihrer Arbeit ausgegeben haben.

Als besonders schwierig für die Betroffenen stellte sich heraus, wenn die subjektiv mit einiger Kraft überwundenen Widerstände bei der Nutzung von Einrichtungen, die bisher meist nur Autochthonen zur Verfügung standen, nun als „interkulturelle Öffnung“ und Integrationsleistung dieser Institutionen selbst ausgegeben wurden. Vor dem Hintergrund solcher Enteignungserfahrungen zeigten sich dann viele unserer Zielgruppe skeptisch gegenüber dialogisch orientierten Angeboten von Institutionen bzw. einer Zusammenarbeit mit Autochthonen. Sicherer fühlten sie sich, wenn entsprechende Einladungen von ihnen selbst ausgingen. Allerdings wurden diese von den Autochthonen nur selten und in der Regel bloß von Angehörigen eines entsprechend offenen soziokulturellen Milieus angenommen.

Unter die Kategorie „Enteignung“ wurden von uns auch solche Critical Incidents subsumiert, die für die Projektgruppe daraus entstanden, dass ihre Ideen von den Institutionen nur in dem Maße gefördert wurden, wie sie in deren (Öffentlichkeits-)Strategie und Förderpolitik hineinpassten. Die Außenwirkung der Projekte wurde dabei mehr und mehr in den Vordergrund

gerückt. Zum Teil haben sich die formal gebildeten älteren Migrant(inn)en auf diese Vorgehensweisen eingelassen, weil sie selbst hierdurch bisher versagte Anerkennung erfahren haben. Demgegenüber haben diejenigen, für die eher die interaktive Dimension und der soziale Zusammenhalt im Vordergrund der Projektgruppenarbeit stand, sich nur so lange beteiligt, wie aus diesem sozialen Zusammenhang der Gruppe spontan heraus erwachsende Ideen gemeinsam zu realisieren versucht wurden. Im Zuge der stärkeren Formalisierung und Überformung solcher Ideen durch die Institutionen haben sie sich weitgehend aus den Projekten zurückgezogen. Allerdings vollzog sich gerade der Rückzug der nicht formal Gebildeten eher im Stillen und schleichend. Häufig wurde dieser deshalb seitens der Professionellen und Institutionen ihnen selbst, bzw. ihrem mangelnden Interesse oder ihrer fehlenden Integrationsbereitschaft zugeschrieben, bis dahin, dass einige Institutionenvertreter(innen) dadurch die These der Rückzugstendenzen dieser „Generation“ in parallelgesellschaftliche Strukturen untermauert wähten.

7.6 Diskussion der Critical Incidents und Konsequenzen für die Praxis und Ausbildung der Sozialen Arbeit

Diese Ergebnisse der systematischen Critical Incidents-Analyse haben wir auf einer Tagung des überregionalen Netzwerkes der Praxispartner von AMIQUUS Ende März 2012 in München diskutiert. Dazu haben wir nach Vorstellung der entsprechenden AMIQUUS-Ergebnisse drei Arbeitsgruppen angeboten:

- a) Critical Incidents in der professionellen Moderation der gemischten Projektgruppen,
- b) Critical Incidents im Verhältnis zwischen migrantischer Selbstorganisation und institutionalisierter Sozialer Arbeit sowie
- c) Critical Incidents im Verhältnis zwischen Partizipation und Planung.

Eröffnet wurden die AGs durch einen Kommentar der jeweiligen Ergebnisse von AMIQUUS aus der „Betroffenenperspektive“ eines/einer involvierten Praxispartner(in). Im Anschluss daran sollten die hierzu in AMIQUUS entwickelten „Lösungen“ von den AG-Mitgliedern aus Wissenschaft und Praxis in gemeinsamer Diskussion evaluiert werden. Eingeladen zu dieser Tagung hatten wir auch die Mitglieder des Fachausschuss' „Interkulturelle Soziale Arbeit“ des Fachbereichstages Soziale Arbeit. Aus einer externen fachlichen Perspektive sollten diese die diskursive Evaluierung in den Arbeitsgruppen ebenso in ihrer jeweiligen Standortgebundenheit reflektieren, wie die durch die wissenschaftlichen Analysen von AMIQUUS und die Kommentare aus der

„Betroffenenperspektive“ der Praxispartner möglicherweise ausgelösten Kontroversen unter den Teilnehmenden der Arbeitstagung. Als das fachlich im Bereich der Lehre an Fachhochschulen für interkulturelle Soziale Arbeit und Migrationspädagogik zuständige Gremium sollten sie darüber hinaus auch die Konsequenzen kommentieren, die sich für die Ausbildung und Praxis Sozialer Arbeit aus den von AMIQUUS analysierten Critical Incidents in den Formen der Selbsthilfe und Selbstorganisation älterer Migrant(inn)en ergeben haben. Um Wiederholungen zu vermeiden, werden im Folgenden die Ergebnisse der Arbeitsgruppen schon in ihrer Reflexion durch die Mitglieder des Fachausschusses dargestellt.

Die Diskussion in der *AG Moderation* konzentrierte sich vor dem Hintergrund der Vielfalt unterschiedlich sich strukturierender Projektgruppen von AMIQUUS vor allem auf die Fragen:

- Wie kommen die Regeln zustande, nach denen gerade in Gruppen kommuniziert wird, die sich aus Mitgliedern unterschiedlicher Herkunftskulturen zusammensetzen?
- Wie bewusst sind diese Regeln?
- Wie lassen sich diese über Moderation demokratisieren?
- Was bewirkt es in der Kommunikation einer migrantischen Gruppe, wenn die Moderation von autochthonen Professionellen übernommen wird?

Zu den ersten drei Fragen wurden nicht nur die Unterschiede zwischen Gruppen fokussiert, die eher traditionelle patriarchale Strukturen reproduzierten und solchen, die sich eher formal, wie ein Verein, zu konstituieren versucht haben, sowie den eher informellen, nach ganz eigenen Gesetzen sich selbst regulierenden Geflechten migrantischer nachbarschaftlicher Unterstützungsnetzwerke. Bezogen auf die daraus entstehenden unterschiedlichen Herausforderungen an die Moderation, wurden auch die gravierenden Unterschiede von Gruppen herausgearbeitet, die professionell im Anschluss an die Ideen der Zukunftswerkstätten initiiert wurden und solchen, die daraus selbstorganisiert entstanden sind und erst später professionell begleitet wurden. In der Diskussion wurde deutlich, dass im Unterschied zum ersten Fall eine erst später etablierte professionelle Moderation in eine geradezu paradoxe Situation geraten kann, wenn sie bei einer selbstorganisierten migrantischen Gruppe als Moderation im Nachhinein demokratische Spielregeln vorzugeben versucht. Besonders wenn es sich um eine autochthone Moderation handelt, kann dies von einer Gruppe sogar als ein Akt von Herrschaft wahrgenommen werden.

In diesem Zusammenhang wurden von Mitgliedern des Fachausschusses „blinde Flecken“ von Angehörigen der Dominanzkultur problematisiert. Zudem wurde die Frage aufgeworfen, welche Motive diese haben könnten, solche kulturell bedingten Blindstellen aufzuklären. Nachdrücklich wurde

darauf hingewiesen, dass die Suche nach allgemeiner Veränderung in Richtung Emanzipation und Demokratisierung weder von außen an Menschen herantragbar, noch teilbar ist, sondern im Gegenteil verunmöglicht wird, „wenn nicht alle beteiligt sind gleichermaßen“ (Haug 2004: 63). Im Hinblick auf eine interkulturelle Öffnung sozialer Dienste müssten Professionelle auch dazu befähigt werden, selbstkritisch die eigene Kultur befragen zu können. Ein weiterer Diskussionspunkt in der AG war das Phänomen, dass es zum Teil in ursprünglich herkunftskulturell gemischten Projektgruppen zu einer Homogenisierung der Gruppenzusammensetzung in der Weise kam, dass mehr und mehr diejenigen angezogen wurden, die mit der Moderation die gleiche Herkunftskultur teilten, während andere umgekehrt trotz Bemühens der Moderation der Gruppe fernblieben. Demgegenüber hatte AMIQUUS ja das Bestreben, diejenigen, die von Problemen gemeinsam betroffen sind bzw. Interessen teilen, in einer Weise zu organisieren, dass dabei keiner ausgegrenzt wird. So stellte sich die Frage, warum bei manchen Gruppen nicht diese Gemeinsamkeit, sondern scheinbar die geteilte Herkunft im Vordergrund stand. Von Mitgliedern des Fachausschusses wurde in diesem Zusammenhang zum einen hervorgehoben, dass die Legitimität eines solchen Zusammenfindens von Menschen, die eine gemeinsame Herkunft bzw. Migrationsgeschichte teilen, nur dann in Zweifel zu ziehen wäre, wenn diese versuchten, ihre Interessen herrschaftlich gegenüber anderen durchzusetzen. Zum anderen wurde zu bedenken gegeben, ob nicht evtl. Verletzungen und Machtungleichgewichte in solche Prozesse mit hineingespielt haben könnten. Erfahrungen sozialer Ungleichheit und Herrschaft, seien aber durch Moderation nur bedingt zu kompensieren. Allerdings sollte sie die Gruppenmitglieder ermutigen, solche Erfahrungen zu thematisieren, um gemeinsam mit der Gruppe nach Wegen zu suchen, damit solidarisch umzugehen.

Die Diskussionen der *AG zum Verhältnis zwischen migrantischer Selbstorganisation und institutionalisierter Sozialer Arbeit* konzentrierte sich ausgehend von den Kommentaren der Praxispartner(innen) zunächst auf die Frage, wie die im Rahmen von AMIQUUS von den älteren Migrant(inn)en entwickelten Projekte verstetigt werden können, wenn die Innovationsphase und handlungsforscherische Projektbegleitung durch AMIQUUS beendet wird. Es konnte dabei Einigkeit darüber erzielt werden, dass solch heterogene Gruppen nicht nur einer professionellen Moderation bedürfen. Vor allem aber erfordere die Frage der Organisation von Ressourcen eine professionell zu meist als Empowerment thematisierte Unterstützung, da deren Vergabe- bzw. Nutzungskriterien ja häufig institutionell und sozialbürokratisch stark verregelt sei.

Von Mitgliedern des Fachausschusses wurde in diesem Zusammenhang darauf hingewiesen, dass es sich in dieser Weise primär um eine strukturelle Angelegenheit handele und nicht um ein Sprachproblem, wie dies häufig bezüglich Migrant(inn)en hervorgehoben werde. Die Nutzung – erst Recht

aber die Akquise von Ressourcen – setze Wissen und Kompetenzen voraus, die viele Menschen auch ohne Migrationshintergrund von vornherein ausschließe. Zudem wurde von Mitgliedern des Fachausschusses angemahnt, die Diskussion nicht allein auf das Quartier bzw. eine „Projektinsel“ zu konzentrieren. Vielmehr müssten beispielsweise auch Fragen der Selektivität von Sozialer Arbeit und Verwaltung in den Blick genommen werden, da die Gefahr einer Personalisierung drohe, wenn Strukturkonflikte nicht thematisiert werden.

Problematisiert wurde in diesem Kontext des Weiteren die zunehmend projektförmige Art der Förderpolitik, deren Perspektive vor allem darauf gerichtet sei, wie viele Menschen in einem bestimmten Zeitraum erreicht werden. Auch darüber hinaus müssten Zielgruppen Sozialer Arbeit klientifiziert werden, um die Finanzierung Sozialer Arbeit zu rechtfertigen. Damit stelle sich nicht nur die Frage, wie Soziale Arbeit mit Menschen kommuniziere, die nicht automatisch ihre Klienten sind. AMIQUUS fordere die Soziale Arbeit heraus, ältere Migrant(inn)en als Bürger(inn)en zu sehen und sie in der Inanspruchnahme bzw. Durchsetzung entsprechender Rechte zu unterstützen.

Von Mitgliedern des Fachausschusses wurden solche strukturellen Momente auch als ein Hintergrund der in der AG kontrovers geführten Diskussion gesehen, bis wann es sich bei einem professionellen Handeln um „Brückenbauen“ handle, und ab wann solche Nachhaltigkeitsbemühungen seitens des Personals von Institutionen und Ämtern nicht auch in das umschlage, was in der Critical Incident Analyse von AMIQUUS als „Enteignung“ thematisiert wurde.

So konzentrierte sich die Diskussion in der AG und nach dem Kommentar des Fachausschusses mehr und mehr auf die Frage, wie Ressourcen für Ansätze migrantischer Selbsthilfe verfügbar gemacht werden können, ohne dass diese sich komplett den Ablauflogiken des Verbandswesens oder von Kommunalverwaltungen unterwerfen müssen. Nach Ansicht des Fachausschusses könne diese Frage nicht allein aus der Eigenlogik der beteiligten Institutionen heraus gelöst werden. Vielmehr bedürfe sie auch der Blickrichtung von außen – beispielsweise aus der Wissenschaft –, sei es doch im Unterschied zu anderen Ländern in Deutschland zu einer sehr starken „Kartellbildung“ bestimmter Prozesse und Abläufe im Zusammenspiel der großen Verbände und der Kommunalverwaltung gekommen, die bisher nicht habe aufgebrochen werden können. Erforderlich dazu sei jedoch nicht nur ein Perspektivenwechsel seitens der Professionellen, sondern auch politischer Druck, da dies perspektivisch ja auch mit einer Schwächung der bisherigen Macht der Verbände einhergehen müsse.

Zu ähnlich gelagerten Diskussionen kam es auch in der *AG Partizipation und Planung*. Diese nahmen ihren Ausgangspunkt an unterschiedlichen Einschätzungen zu der durch Ausländerbeiräte eröffneten Partizipationsmöglich-

keiten. Von kommunalen Praxispartner(inne)n wurden dabei die Möglichkeiten hervorgehoben, sich über dieses Gremium vermittels einer politisch gewählten Interessenvertretung auch als ältere Migrant(inn)en in das Gemeinwesen einzubringen. Demgegenüber wiesen andere auf die Gefahr hin, dass solche Beiräte durch den lediglich empfehlenden Charakter ihrer Beschlüsse, leicht auf eine bloße „Alibifunktion“ reduziert werden. Zumindest stellten solche Beiräte nur einen schlechten Ersatz für das kommunale Wahlrecht dar, von dem Zugewanderte aus Nicht-EU-Staaten nach wie vor ausgeschlossen sind. Berichtet wurde, dass sich an manchen Orten regelrecht „demokratiefreie Zonen“ entwickelten, in denen über die Angelegenheiten dieser Menschen schlicht verfügt werde, ohne dass diese das Geschehen politisch mit beeinflussen könnten.

Deutlich wurde in der Diskussion auch, dass der über AMIQUUS initiierte und handlungsforscherisch begleitete Versuch, Bedürfnisse und Interessen älterer Migrant(inn)en unabhängig von ihrem Rechtsstatus aktiv zu eruieren und zu organisieren, in einigen Fällen sicherlich „Sand ins Getriebe“ der für diese Gruppe zuständigen Verwaltung gebracht hat. So beklagten kommunale Praxispartner von AMIQUUS in der AG, dass sie ja nun als Verwaltung das Problem hätten, über ihre nicht immer darauf ausgerichteten Fördertöpfe diese Interessen aufgreifen und nachhaltig umsetzen zu sollen. Dabei stelle sich für die Behörden dann auch die Frage nach der demokratischen Legitimation eines möglicherweise ja nur partikularen Interesses einer einzelnen Gruppe. Dies betreffe nicht nur die im Rahmen der Zukunftswerkstätten von AMIQUUS entwickelten Projektideen. Auch die Repräsentativität der in der aktivierenden Befragung ermittelten Bedarfe sei zumindest bezüglich einer nachhaltigen Übertragbarkeit auch auf andere Stadtteile unklar. Da bei der Projektförderung letztlich über Steuergelder verfügt wird, müsse nicht nur überprüfbar sein, weshalb manche Interessen durch die Behörde umgesetzt werden und andere nicht. Aus diesem Grunde sei darüber hinaus auch bei der Realisierung ein gewisses Maß an Formalismus in der Verwaltung notwendig. All dies drohe dann sehr leicht mit Frustrationen seitens der durch AMIQUUS Aktivierte einherzugehen, wenn nicht jede Idee wie gewünscht umgesetzt werden könne.

Mitglieder des Fachausschusses haben nicht nur appelliert, den von AMIQUUS initiierten und handlungsforscherisch begleiteten nicht-formellen Ansatz einer „Politik der Bedürfnisinterpretation“ (Fraser 1994) seitens älterer Migrant(inn)en als Versuch zu würdigen, einer rechtlich und politisch stark diskriminierten Gruppe entgegenzukommen. Sie haben auch darauf aufmerksam gemacht, dass in den AG-Diskussionen seitens Vertreter(inn)en der öffentlichen Verwaltung zumindest latent schon wieder ein Umdefinieren entsprechender durch AMIQUUS aufgegriffener oder initiiertes Ansätze von Selbsthilfe und Selbstorganisation der älteren Migrant(inn)en in sozialadministrative Angebote Sozialer Arbeit erfolge.

Zudem plädierten sie dafür, anstatt des gerade von den kommunalen Praxispartner(inne)n von AMIQUUS sehr häufig beanspruchten Integrationsbegriffes, Anschluss an den Diskurs um Teilhabe zu suchen. Als Argument dafür spreche, dass der Teilhabeanspruch verfassungsmäßig verbrieft ist. Der in der AG begonnene Demokratiediskurs müsse schon allein deshalb weitergeführt werden, um Strukturkonflikte nicht zu personalisieren. Perspektivisch sei jedoch die Frage nach dem logischen Ort für diesen Demokratiediskurs offen zu stellen, und dürfe nicht durch Verweis auf das geltende Kommunalrecht abgetan werden. Zustimmung als „Zwischenlösung“ für dieses Demokratieproblem fand in der AG der von AMIQUUS aufgegriffene Vorschlag kommunaler Ressourcenfonds (vgl. z.B. May 2008b: 62; siehe die sog. Quartiersfonds im Rahmen des Bund-Länder-Programms Stadtteile mit besonderem Entwicklungsbedarf – die Soziale Stadt, vgl. Dangschat/Alisch 1998; Alisch 2002), über die jene Initiativen selbst verfügen können, die sich um solche Mittel bewerben. Denn wenn diese selbst einen Modus der Verteilung finden müssen, können sie sich in der Diskussion nicht allein darauf beschränken, borniert ihr spezifisches Eigeninteresse zu vertreten. Vielmehr müssen sie sich dabei auf ein ‚Gemeinwohl‘ beziehen, das durch diesen Prozess politisch an Konturen gewinnt.

In der Kommentierung der Konsequenzen, die sich für die Ausbildung und Praxis Sozialer Arbeit aus den von AMIQUUS analysierten Critical Incidents in den Formen der Selbsthilfe und Selbstorganisation älterer Migrant(inn)en ergeben, wurde von den Mitgliedern des Fachausschusses zunächst noch einmal die zentrale Bedeutung der unterschiedlichen Perspektiven von strukturell unterschiedlich positionierten Menschen in einer Gesellschaft hervorgehoben. Im Kontext der Ausbildung und Praxis Sozialer Arbeit würden häufig nicht nur die Perspektiven der ‚Anderen‘ nicht als legitim und nachvollziehbar anerkannt, sondern darüber hinaus auch ihre Bedürfnisse delegitimiert („wo kommen wir denn hin, wenn jeder was will“). Keineswegs im Widerspruch dazu stehe, dass oft zugleich beklagt werde, wie schwer es sei, herauszufinden, was diese Menschen wollen. Zwischen Beidem bestehe ein Zusammenhang: Denn wenn Menschen darauf trainiert würden, Bedürfnisse nicht wahrzunehmen und sich anzupassen, dann könnten diese nicht von jetzt auf gleich diese Bedürfnisse klar formulieren. Am Beispiel der älteren Migrant(inn)en als Zielgruppe von AMIQUUS könne dies besonders deutlich studiert werden.

Dies verweise zugleich auch auf den Begriff von Diskriminierung: In der Ausbildung und Praxis Sozialer Arbeit müsse stärker fokussiert werden, in welcher Weise dort auch Professionelle in einem System agieren, welches Diskriminierungen nicht nur begünstige, sondern zum Teil sogar darauf aufgebaut sei. AMIQUUS habe hier die Dimensionen von Race, Class, Gender und Age bzw. Body fokussiert und die Verhandlung und Mediation darauf bezogener Dominanzansprüche nicht nur in den Projektgruppen, sondern

auch den Institutionen und Administrationen Sozialer Arbeit handlungsforschend voran zu bringen versucht.

Allerdings bestehe aus Perspektive des Fachausschusses bezüglich der Selbstreflexion von Professionellen gerade im Hinblick auf eigene Privilegien in Deutschland noch weiterer Handlungsbedarf. Wie dies im AMIQUUS-Projekt über die Analyse entsprechender Critical Incidents angestrebt wurde, müssten eigene Normalitätsauffassungen immer wieder einer kritischen Reflexion unterzogen werden. Den Erfahrungen der Mitglieder des Fachausschusses zufolge, sei dies jedoch nur über längerfristig angelegte gemeinsame Reflexionsprozesse mit Menschen unterschiedlicher Herkunftskulturen möglich. Auch eine Demokratisierung der Verkehrsformen in herkunftskulturell gemischten Gruppen scheine nur so nachhaltig verwirklicht zu sein. Auf jeden Fall benötige die Moderation einer solchen Gruppe eine in dieser Weise erarbeitete Qualifikation sowie idealer Weise eine diesbezüglich sensibilisierte Super- bzw. Intervision. Letztere sei auch deshalb notwendig, weil solche Ansätze zu einer umfassenden Partizipation – wie die Erfahrungen im AMIQUUS-Projekt zeigten – subjektiv auf Seiten der in Institutionen und Administrationen professionell Beschäftigten durchaus mit Erfahrungen von Depotenzierung und Kränkung einhergehen könnten.

Noch einen weiteren Aspekt sehen die Mitglieder des Fachausschusses durch die Erfahrungen des AMIQUUS-Projektes auf die Agenda der Ausbildung und Praxis Sozialer Arbeit gesetzt. Weit über das Feld der Stützung von Ansätzen der Selbsthilfe und Selbstorganisation von älteren Migrant(inn)en hinaus stelle sich die Frage an Professionelle, ob sie die institutionellen, administrativen und rechtlichen Rahmenbedingungen ihrer Arbeit als gegeben hinnehmen, oder aber als Professionelle beanspruchen, diese demokratisch und in Solidarität mit ihren Adressat(inn)en mitzugestalten. Die Erfahrungen des AMIQUUS-Projekt unterstrichen in dieser Hinsicht die Notwendigkeit, in der Ausbildung und den professionellen Diskursen Sozialer Arbeit der Suche nach der Gewinnung von Handlungsfähigkeit in Herrschaftskonstellationen noch eine sehr viel stärkere Bedeutung beizumessen.

8. Zur Einordnung des AMIQUUS-Projektes und seiner Ergebnisse in die aktuelle wissenschaftliche Diskussion

Obwohl wesentlich früher konzipiert hat AMIQUUS methodologisch die von Elisabeth Scheibelhofer (2011) erhobenen Forderungen an eine raumsensible Migrationsforschung in seinem Forschungsdesign bereits aufgegriffen. Indem im ersten Untersuchungsjahr über die Sozialraum/Netzwerk-Tagbücher, die Methode der Markierung des Erlebens und Handelns bestimmter Orte über entsprechend farbige Nadeln auf einem Stadtplan sowie die Ortsbegehungen in den Fokusgruppen die realen Konstitutionen von Sozialräumen explizit zum Gegenstand der Untersuchung wurden, konnte das Projekt „dem Anspruch gerecht werden, alltagsweltliche Erfahrungszusammenhänge von Personen mit Migrationshintergrund nachzuvollziehen – und in einem weiteren Schritt nach außen hin verständlich zu machen“ (ebd.).

Die theoretische Orientierung an einem „relationalen Raumkonzept“ eröffnete AMIQUUS in diesem Zusammenhang „die Sichtweise auf soziale Beziehungen und ihre Bedeutungen für die untersuchten Personen“ (ebd.: 290). Wie von Scheibelhofer gefordert, sind so in AMIQUUS „die territorialen, nationalen und ethnischen Zuordnungen vorerst in den Hintergrund“ (ebd.) getreten, „da der Forschungszugang ausgehend von den AkteurInnen selbst gewählt“ (ebd.) worden ist. Während die allermeisten quantitativen Untersuchungen zu Migrant(inn)en nach wie vor Ethnizität als unabhängige Variable unüberprüft voraussetzen, zeigen die Kreuztabellierungen in der Auswertung der aktivierenden Befragung von AMIQUUS über alle erhobenen Dimensionen von Problemen, Interessen, Raumnutzung und Organisationsformen hinweg kaum Zusammenhänge zur Herkunftskultur.

Diesen AMIQUUS Ergebnissen zufolge völlig zu Recht, vermeidet deshalb Victoria Walz (2010) in ihrer Zusammenfassung der jüngsten Datenlage zur ökonomischen Situation, den Wohnbedingungen, sowie der Gesundheits- und Lebenssituation von Migrant(inn)en in Deutschland jegliche ethnischen bzw. nationalistischen Zuschreibungen. Weitere Übereinstimmungen zwischen AMIQUUS-Befunden und den von Walz analysierten Daten finden sich zu den Wohnwünschen und Erwartungen, sowie den perspektivischen Einschätzungen zur Lebenslage im Alter. Während jedoch von Walz Wohnmodelle beschrieben werden, die vorwiegend kulturspezifisch gestaltet sind, zeigen die AMIQUUS-Ergebnisse, dass auch Wohnwünsche sehr stark abhängig sind von der sozialen Position und dem Bildungshintergrund der älteren Migrant(inn)en sowie von den Strukturen des jeweiligen Gemeinwesens. Letzteres bekräftigt auch, dass die in den Politikfeldern Soziale Stadt und Ge-

sundheitsförderung etablierten und erprobten „Quartiersansätze konkreten integrierten Handelns“ (Alisch 2012: 192; vgl. auch Alisch 2011) gerade in Bezug auf eine professionelle Arbeit mit und für ältere Migrant(inn)en nach wie vor zentral und unversichtbar ist.

Mit diesen Erkenntnissen zur Bedeutung und den Einflüssen solcher regionaler sozialer Gegebenheiten im Lebensweg älterer Migrant(inn)en, gelingt es AMIQUUS, die Darstellungen des sechsten Berichtes zur Lage der älteren Generation in der Bundesrepublik Deutschland zu ergänzen (BMFSfJ 2010): Neben der auch dort hervorgehobenen Bedeutung der Ethnie, bzw. der Religion für unterstützende und stabilisierende Netzwerke im Alter – die von Seiten der AMIQUUS-Befunde zum Teil eher zu relativieren wären – ermöglicht die interferenzstatistische Bestätigung der AMIQUUS-Typologien zur Raum- und Infrastrukturnutzung – vor allem aber zu den sozialen Netzwerken – bisher wenig in den Blick genommene Ressourcen freizulegen.

Nicht nur, dass auch in der im Untersuchungszeitraum von AMIQUUS publizierten BAMF-Studie über „Muslimisches Leben in Deutschland“ (2009), sowie der „9.“ (Sauer 2009) und „10. Mehrthemenbefragungen der Stiftung Zentrum für Türkeistudien“ (Sauer 2010) das Herkunftsland von Migrant(inn)en als unabhängige Variable herangezogen wurde. Während beide Studien (vgl. BAMF 2009: Kap. 4 & 5; Sauer 2009, 170ff.; 2010: 153) angebliche „parallelgesellschaftliche Strukturen“ türkeistämmiger bzw. muslimischer älterer Migrant(inn)en konstatierten, zeigt die AMIQUUS-Auswertung bezüglich dieser Gruppe einen deutlich negativen Zusammenhang zu organisationsbezogenen Abschottungstendenzen. Zudem belegen die Kreuztabellierungen, dass ganz allgemein eine starke Orientierung am Herkunftsland keineswegs im Widerspruch zu einer starken Orientierung und einem entsprechenden Engagement für das bundesrepublikanische Wohnquartier stehen muss.

Die AMIQUUS Befragungsergebnisse zu den Lebensentwürfen der älteren Migrant(inn)en bekräftigen in diesem Zusammenhang einerseits die Relevanz der von Schröder und Schewpe (2010) vorgenommenen Betrachtung der Situation älterer Menschen mit Migrationshintergrund unter dem Aspekt transnationaler Lebensführung. Sozial- und Migrationspolitik ist somit herausgefordert, diese nach AMIQUUS-Befunden recht große Gruppe darin zu unterstützen, ihre biografischen Herausforderungen – auch in grenzüberschreitender Perspektive – bewältigen und bürgerrechtlich gestalten sowie dabei subjektiv als sinnhaft erlebte Einbindungen, Tätigkeiten, Beziehungen und Orientierungen leben und finden zu können. Die aus der Münchner Zukunftswerkstatt heraus entstandene Initiative für eine doppelte Staatsbürgerschaft bringt dies über die Daten hinaus nachdrücklich zum Ausdruck.

Zum anderen stützen die AMIQUUS-Befunde auch Victoria Walz' (2010) Problematisierung, dass insbesondere kommunale Politik Migrant(inn)en immer noch vor allem als Belastung für die Stadtteile einschätzt und weniger

die dahinter liegenden strukturellen Zusammenhänge in den Blick nimmt. In Übereinstimmung mit Ergebnissen des Forschungsprojektes „LIMITS – Immigrants and Ethnic Minorities in European Cities: Life-courses and Quality of Live in a World of Limitations“, wie auch der Längsschnittstudie „SiM – Equal Opportunity and Marginalization“ (vgl. Latcheva/Herzog-Punzenberger 2011) liefern die AMIQUS-Daten diesbezüglich zahlreiche Belege, dass Einflüsse aus politischen, wirtschaftlichen und auch demographischen Ereignissen im Lebenslauf den individuellen Integrationsverlauf sehr viel stärker bestimmen als herkunftskulturelle Aspekte.

Nach Regressionsanalysen im Rahmen des 2. Integrationsindikatorenberichtes der Bundesregierung (Beauftragte der Bundesregierung 2012: 228ff.) erklären sozio-strukturelle Merkmale alleine jedoch nicht die durchschnittlich geringere Engagementquote von Migrant(inn)en im Allgemeinen und der Älteren unter ihnen im Besonderen. Hierzu haben die AMIQUS-Befunde aus den Kreuztabellierungen zur Bedeutung der Strukturen des örtlichen Gemeinwesens, die ja weit über die im Zusammenhang mit der Erprobung des Indikatorensets herangezogenen Aspekte von „Wohndauer und Urbanitätsgrad“ (ISG/WZB 2009: 169) hinausgehen, auf der einen Seite, sowie die allerdings auf qualitative Daten gestützten Erkenntnisse der Critical Incidents Analysen im Verhältnis der migrantischen Initiativen zu mehrheitsdeutschen Institutionen auf der anderen Seite, deutliche Hinweise gegeben.

Wurde in der – wie bereits im Kapitel 2.4 skizziert – auf die sogenannte „Ausländerstichprobe“ (vgl. Geiss/Gensicke 2005) des zweiten Freiwilligen-survey von 2004 gestützten Studie zur Erprobung des Indikatorensets zum bundesweiten Integrationsmonitoring moniert, dass „Engagementbereiche im verwandtschaftlichen und bekanntschaftlichen Kontext, die bei Personen mit Migrationshintergrund häufiger vermutet werden, untererfasst“ (ISG/WZB 2009: 171) seien, so hat AMIQUS diese „Vermutung“ in seiner Befragung mit beeindruckenden Zahlen bestätigt. Diese untermauern nachdrücklich die von Susanne Huth (2012) in ihrem Beitrag „Bürgerschaftliches Engagement von älteren MigrantInnen“ für das Dossier „Altern in der Migrationsgesellschaft“ der Heinrich-Böll-Stiftung angesprochene Bedeutung verwandtschaftlicher und nachbarschaftlicher Netzwerke, sowie von Freundeskreisen und anderen Sozialkontakten im Rahmen der ethnischen Communities.

Die in den Kreuztabellen vor allem zu Formen der Selbsthilfe und Selbstorganisation, wie auch zur Engagementbereitschaft ermittelten starken Zusammenhänge zu den Strukturen des Gemeinwesens vor Ort belegen in diesen Zusammenhang jedoch nicht nur, dass Aussagen z.B. über den „durchschnittlichen“ Organisationsgrad und die Organisationsformen der älteren Migrant(inn)en bzw. von bestimmten Gruppierungen – differenziert z.B. nach Ethnie oder Religion – statistisch betrachtet nicht sinnvoll sind. Sie können auch die in den Studien „Muslimisches Leben in Deutschland“ sowie den „Mehrthemenbefragungen“ gefundenen zum Teil deutlich unterschiedli-

chen Zahlen bezüglich des Engagements bestimmter migrantischer Bevölkerungsgruppen in deutschen und „herkunftslandbezogenen“ Vereinen erklären. So hängt gerade die Gründung „herkunftslandbezogener“ Vereine – den Befunden von AMIQUS zufolge – sehr stark von der entsprechenden Zusammensetzung des lokalen Gemeinwesens ab.

Noch einmal hervorgehoben werden muss jedoch vor dem Hintergrund der schon dargestellten Befunde von AMIQUS zum Engagement der älteren Migrant(inn)en in solchen als „herkunftslandorientiert“ (vgl. Haug 2003; Haug/Pointner 2007) oder sogar „heimatlandorientiert“ (vgl. z.B. Diehl/Urbahn/Esser 1998) kategorisierten Vereinen, wie problematisch es ist, dieses schon als Beleg für „parallelgesellschaftliche Strukturen“ zu werten. Nur Mitglieder dissidenter Kulturen, die in ihrer Geschichte starker Verfolgung ausgesetzt waren, tendieren zu Organisationsformen, in denen sie „unter sich bleiben“ wollen. Andere versuchen auch durch solche als „herkunfts-“ oder „heimatlandorientiert“ etikettierten Vereine in Kontakt zur autochthonen Bevölkerung zu kommen, weshalb auch Hunger empfiehlt, das bürgerschaftliche Engagement von Migrant*innen stärker anzuerkennen und damit die Arbeit der Organisationen ideell sowie materiell zu unterstützen (vgl. BAMF 2011). Wie Schirilla hervorhebt, beruht in diesem Zusammenhang „die Anerkennung des Engagements und damit seines öffentlichen Charakters [...] auf dem Bezug zur Mehrheitsgesellschaft und gründet sich nicht auf das Engagement selbst“ (2012: 57). Dass dies bezüglich des Kontaktes zur autochthonen Bevölkerung nicht immer gelingt, hat – wie die Critical-Incidents-Analyse von AMIQUS zeigt – auch sehr stark etwas mit deren Skepsis und Abschottungstendenzen zu tun.

Schon im Rahmen der aktivierenden Befragung – vor allem aber in den Untersuchungen zu den Critical Incidents im Verhältnis der von den älteren Migrant(inn)en entwickelten Projektideen zu den sozialstaatlichen Institutionen und Administrationen – wurde in AMIQUS auch den von Elisabeth Scheibelhofer als Forschungsdesiderate angemahnten Fragen nachgegangen, „wie Raumkonzepte, die durch soziale Institutionen gestützt werden, auf einen bestimmten Lebensbereich von MigrantInnen wirken, [...], welche Funktionen den identifizierten Raumkonstruktionen institutionell zukommen“ (2011: 285) und wie sich diese „auf die soziale Praxis von MigrantInnen auswirken“ (ebd.). Dabei kamen vor allem subtile sozialräumliche Abschlussmechanismen in den Blick, die vor dem Hintergrund dessen, was gegenwärtig in der Integrationsdebatte als „Willkommenskultur“ (vgl. Beirat der Beauftragten der Bundesregierung für Migration, Flüchtlinge und Integration 2012) propagiert wird, entsprechende „Portaltechniken“ (vgl. Früchtel/Budde/Cyprian 2010: 200) seitens der Institutionen erfordern würden.

AMIQUS folgte als Praxisforschungsprojekt in diesem Zusammenhang dem von Eppe (2012) geforderten Paradigmenwechsel „weg von der Vorstellung, ältere MigrantInnen seien eine ‚Zielgruppe‘ hin zu einem Verständnis,

das sie als Subjekte für alle Fragen der eigenen Lebensqualität im Alter sieht und einbezieht“, wie es auch zentrales Anliegen des Projektes „Active Ageing of Migrant Elders Across Europe (AAMEE)“ ist. Fordert AAMEE entsprechende „Rahmenbedingungen in den Städten und Gemeinden“ (ebd.) zur „Etablierung von Partizipation und bürgerschaftlichem Engagement“ dieser Bevölkerungsgruppe, so hat das AMIQUS Projekt über die Zukunftswerkstätten, aktivierenden Befragungen, Stadtteilversammlungen und Projektgruppen dazu wichtige Anstöße geliefert und über die Critical-Incident-Analyse zentrale Hemmnisse sowie auch Ansätze zu ihrer Überwindung ausgearbeitet.

Eingelöst wurden von AMIQUS damit auch schon die von der Konferenz „Europas neues Gesicht: Ältere Menschen mit Zuwanderungsgeschichte in Europa – von Herausforderungen zu Chancen“ herausgearbeiteten Notwendigkeiten,

- „die älteren Menschen mit Migrationshintergrund fortwährend selbst zu ihren Bedürfnissen, Ansichten und Vorstellungen zu befragen und bei neuen Projekten die in Zukunft weiter wachsende kulturelle, soziale und ökonomische Vielfalt innerhalb der Gruppe älterer Menschen mit Zuwanderungsgeschichte zu berücksichtigen;
- einer Entwicklung von neuen Kooperations- und Kommunikationsformen zum Transfer von Wissen zwischen unterschiedlichen Akteuren, wie zum Beispiel der Politik, Forschung, Freiwilligenorganisationen, der Wirtschaft und Wohlfahrtspflege;
- der Unterstützung von Freiwilligenarbeit als wertvolles gesellschaftliches Gut für die Älteren selbst und für die Akzeptanz von neuen Initiativen [...] integrative Aktivitäten zu forcieren (interkulturell bzw. intergenerativ)“ (ebd.).

Die dritte überregionale Arbeitstagung von AMIQUS Ende März 2012 in München gemeinsam mit dem „Fachausschuss Interkulturelle Soziale Arbeit“ des Fachbereichstages Soziale Arbeit war hierzu ein wichtiger Meilenstein zur Einlösung der Konferenzforderung „der Qualifizierung und Sensibilisierung von Personal in allen gesellschaftlichen Bereichen für die Bedürfnisse von älteren MigrantInnen“ (ebd.) über die vier Untersuchungsquartiere von AMIQUS hinaus im Hinblick auf die Aus- und Weiterbildung an den entsprechenden Fachbereichen der bundesrepublikanischen Fachhochschulen.

Nur begrenzten Erfolg hatte AMIQUS jedoch bisher im Hinblick auf die von der Konferenz eingeklagten „Nachhaltigkeit von Projekten“ (ebd.) sowie der Forderung zur „Vorbereitung auf das Alter lokale Langzeitstrategien zu entwickeln“ (ebd.), da dieser kommunalpolitische Handlungsbedarf durch AMIQUS bisher nur sehr begrenzt beeinflusst werden konnte.

Literatur

- Adolph, Holger (2001): Die Situation älterer Migranten in Deutschland im Spiegel des Dritten Altenberichts der Bundesregierung. In: Informationsdienst Altersfragen 28 (9/10), S. 1–3.
- Albertini, Marco; Kohli, Martin; Vogel, Claudia (2006): Transfers of time and money among elderly Europeans and their children: The impact of welfare regimes. Research Report 76. Freie Universität, Berlin. Research Group on Aging and the Life Course.
- Alisch, Monika (2002): Soziale Stadtentwicklung. Widersprüche, Kausalitäten und Lösungen. Opladen: Leske+Budrich.
- Alisch, Monika (2007): Empowerment und Governance: Interdisziplinäre Gestaltung in der sozialen Stadtentwicklung. In: Baum, Detlef (Hg.): Die Stadt in der Sozialen Arbeit. Ein Handbuch für soziale und planende Berufe. S. 305–315.
- Alisch, Monika (2012): Potenziale der Selbstorganisation älterer Migrantinnen und Migranten. In: Interkulturalität. Hauswirtschaft und Wissenschaft, Heft 4/11, S. 187–193.
- Alisch, Monika (2011): Social space and the local community. In: Freytag-Leyer, Barbara; Alisch, Monika (Hg.): Community Health and Information in Europe. Kassel: Kassel university press, S. 23–40.
- Alisch, Monika; May, Michael (2010): Zwischen Eigensinn und Sozialstaatlichkeit: Stützung von Selbsthilfe und Selbstorganisation älterer Migrant(inn)en. In: Widersprüche Redaktion (Hg.): "Eigensinnige Alte!?".. Älter werden in Zeiten wohlfahrtsstaatlicher Verknappungspolitiken. München: USP Publ. Kleine (Widersprüche, 117), S. 49–82.
- Alisch, Monika; Dangschat, Jens S. (1998): Armut und Soziale Integration. Strategien sozialer Stadtentwicklung und lokaler Nachhaltigkeit. Opladen: Leske+Budrich.
- Alpheis, Hannes (1990): Erschwert die ethnische Konzentration die Eingliederung? In: Hartmut Esser und Jürgen Friedrichs (Hg.): Generation und Identität. Theoretische und empirische Beiträge zur Migrationssoziologie. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 147–184.
- Aner, Kirsten; Hammerschmidt, Peter (2008): Zivilgesellschaftlich produktiv altern. Eine kritische Analyse ausgewählter Modellprogramme. In: Marcel Erlinghagen und Karsten Hank (Hg.): Produktives Altern und informelle Arbeit in modernen Gesellschaften. Theoretische Perspektiven und empirische Befunde. 1. Aufl. Wiesbaden: VS, Verl. für Sozialwiss, S. 259–276.
- Auernheimer, Georg (1988): Der sogenannte Kulturkonflikt. Orientierungsprobleme ausländischer Jugendlicher. Frankfurt/Main ;, New York: Campus.
- Babka Gostomski, Christian von; Stichs, Anja (2008): Der Einfluss von Gelegenheitsstrukturen auf die Häufigkeit des Kontaktes von Zuwanderern mit Deutschen. In: Felicitas Hillmann und Michael Windzio (Hg.): Migration, residentielle Mobilität und Stadtentwicklung. 1. Aufl. Leverkusen: Budrich UniPress Ltd., S. 279–296.
- Badawia, Tarek; Hamburger, Franz; Hummrich, Merle (Hg.) (2003): Wider die Ethnisierung einer Generation. Beiträge zur qualitativen Migrationsforschung. Frankfurt am Main u.a.: IKO – Verl. für Interkulturelle Kommunikation.

- BAMF: Haug, Sonja; Müssig, Stephanie; Stichs, Anja (2009): Muslimisches Leben in Deutschland. Hg. v. Bundesamt für Migration und Flüchtlinge. Im Auftrag der Deutschen Islamkonferenz. Nürnberg (Forschungsbericht, 6). Online verfügbar unter http://www.bmi.bund.de/SharedDocs/Downloads/DE/Themen/Politik_Gesellschaft/DIK/vollversion_studie_muslim_leben_deutschland_.pdf?__blob=publicationFile.
- Baykara-Krumme, Helen (2007): Gar nicht so anders. Eine vergleichende Analyse der Generationenbeziehungen bei Migranten und Einheimischen in der zweiten Lebenshälfte. Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung gGmbH. Berlin (Discussion Paper, Nr. SP IV 2007–604). Online verfügbar unter <http://bibliothek.wz-berlin.de/pdf/2007/iv07-604.pdf>.
- Beauftragte der Bundesregierung für Migration, Flüchtlinge und Integration (Hrsg.) (2011): Zweiter Integrationsindikatorenbericht. Köln/Berlin.
- Beck, Sebastian; Perry, Thomas (2008): Studie Soziale Segregation. Nebeneinander und Miteinander in der Stadtgesellschaft. In: *FORUM WOHNEN UND STADT-ENTWICKLUNG (FW)*: Zeitschrift des vhw – Bundesverband für Wohnen und Stadtentwicklung e. V. (3). S. 115–122. Online verfügbar unter http://www.vhw.de/fileadmin/user_upload/Forschung/Projekte/Studie_Soziale_Segregation_FW0308_Perry_Beck.pdf.
- Beirat der Beauftragten der Bundesregierung für Migration, Flüchtlinge und Integration (Hg.) (2012): Willkommen. „Working and Living in Germany – Your Future!“. Empfehlungen für einen gesamtgesellschaftlichen Paradigmenwechsel in der Einwanderungspolitik im Sinne einer Willkommenskultur. Berlin.
- Bernhard, Stefan (2010): Netzwerkanalyse und Feldtheorie. Grundriss einer Integration im Rahmen von Bourdieus Sozialtheorie. In: Christian Stegbauer (Hg.): Netzwerkanalyse und Netzwerktheorie. Ein neues Paradigma in den Sozialwissenschaften. 2. Aufl. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften (Netzwerkforschung, Band [1, Ed. 2]), S. 121–130.
- BMFSJ Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (2000): Familien ausländischer Herkunft in Deutschland. Leistungen, Belastungen, Herausforderungen. Berlin.
- BMFSJ Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (2001): Dritter Altenbericht. Allgemeine Bestandsaufnahme der Lebenssituation älterer Menschen in Deutschland. Berlin.
- BMFSJ Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (2010): Forschungsstudie Migrantinnenorganisationen in Deutschland, zuletzt aktualisiert am 29.10.2010, zuletzt geprüft am 03.04.2011.
- BMFSJ Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (2010): Sechster Bericht zur Lage der älteren Generation in der Bundesrepublik Deutschland. Altersbilder in der Gesellschaft, zuletzt aktualisiert am 10.11.2010, zuletzt geprüft am 31.03.2011.
- Bögenhold, Dieter; Marschall, Jörg (2010): Weder Methode noch Metapher. Zum Theorieanspruch der Netzwerkanalyse bis in die 1980er Jahre. In: Christian Stegbauer und Roger Häußling (Hg.): Handbuch Netzwerkforschung. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften / Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH Wiesbaden, S. 281–289.

- Bohnsack, Ralf (2006): Qualitative Evaluation und Handlungspraxis. Grundlagen dokumentarischer Evaluationsforschung. In: Uwe Flick (Hg.): Qualitative Evaluationsforschung. Konzepte – Methoden – Umsetzung. Orig.-Ausg. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt-Taschenbuch-Verl. (rororo Rowohlts Enzyklopädie, 55674), S. 135–185.
- Bohnsack, Ralf (2007): Typenbildung, Generalisierung und komparative Analyse: Grundprinzipien der dokumentarischen Methode. In: Ralf Bohnsack, Iris Nentwig-Gesemann und Arnd-Michael Nohl (Hg.): Die dokumentarische Methode und ihre Forschungspraxis. Grundlagen qualitativer Sozialforschung. 2., erweiterte und aktualisierte Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften | GWV Fachverlage GmbH Wiesbaden, S. 225–253.
- Bohnsack, Ralf (2010): Rekonstruktive Sozialforschung. Einführung in qualitative Methoden. 1. Aufl. Stuttgart: UTB GmbH (UTB L).
- Bohnsack, Ralf; Nentwig-Gesemann, Iris; Nohl, Arnd-Michael (Hg.) (2007): Die dokumentarische Methode und ihre Forschungspraxis. Grundlagen qualitativer Sozialforschung. 2., erweiterte und aktualisierte Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften | GWV Fachverlage GmbH Wiesbaden.
- Bootz, Ingeborg; Kirchhöfer, Dieter (2003): Der Programmbereich „Lernen im sozialen Umfeld“. In: Zwei Jahre „Lernkultur Kompetenzentwicklung“. Inhalte – Ergebnisse – Perspektiven. QUEM-report, Heft 79. Berlin.
- Bourdieu, Pierre (1979): Entwurf einer Theorie der Praxis auf der ethnologischen Grundlage der kabyllischen Gesellschaft. 1. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp ([Suhrkamp-Taschenbuch / Wissenschaft] Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft, 291).
- Bourdieu, Pierre; Wacquant, Loïc J. D (Hg.) (2009): Reflexive Anthropologie. 1. Aufl., [Nachdr.]. Frankfurt am Main: Suhrkamp (Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft, 1793).
- Bukow, Wolf-Dietrich (1996): Feindbild. Minderheit: Ethnisierung und ihre Ziele. Opladen: Leske + Budrich.
- Bukow, Wolf-Dietrich; Heimes, Isabel (2003): Der Weg zur qualitativen Migrationsforschung. In: Tarek Badawia, Franz Hamburger und Merle Hummrich (Hg.): Wider die Ethnisierung einer Generation. Beiträge zur qualitativen Migrationsforschung. Frankfurt am Main u.a.: IKO - Verl. für Interkulturelle Kommunikation, S. 13–39.
- Bundesamt für Migration und Flüchtlinge (Hrsg.) (2009): Muslimisches Leben in Deutschland. Im Auftrag der Deutschen Islamkonferenz. Forschungsbericht 6. Nürnberg.
- Bundesamt für Migration und Flüchtlinge / Stiftung Bürger für Bürger (Hrsg.) (2009): Engagiert für Integration: Erkenntnisse und Handlungsempfehlungen aus 16 Modellprojekten zum interkulturellen bürgerschaftlichen Engagement. Nürnberg / Berlin.
- Burger, Martijn J.; Buskens, Vincent (2009): Social Context and Network Formation: An Experimental Study. In: *Social Networks* (31), S. 63–75.
- Burt, Ronald S (1995): Structural holes. The social structure of competition. 1. Harvard Univ. Press paperback ed. Cambridge, Mass.: Harvard Univ. Press. Online verfügbar unter <http://www.gbv.de/dms/bowker/toc/9780674843721.pdf>

- Buskens, Vincent; van de Rijt, Arnout (2008): Dynamics of Networks if Everyone Strives for Structural Holes. In: *American Journal of Sociology* 114 (2), S. 371–407.
- Coleman, James S (1991-1994): Grundlagen der Sozialtheorie. Band 1. Handlungen und Handlungssysteme; Band 2. Körperschaften und die moderne Gesellschaft; Band 3. Die Mathematik der sozialen Handlung. München: Oldenbourg.
- Cyrus, Norbert (2005): Active Civic Participation of Immigrants in Germany. Country Report prepared for the European research project POLITIS. Interdisciplinary Centre for Education and Communication in Migration Processes (IBKM) Carl von Ossietzky Universität Oldenburg. Oldenburg. Online verfügbar unter <http://www.politis-europe.uni-oldenburg.de/download/Germany.pdf>.
- Dangschat, Jens S.; Alisch, Monika (2012): Perspektiven der soziologischen Segregationsforschung. In: Michael May und Monika Alisch (Hg.): Formen sozialräumlicher Segregation. Opladen; Berlin, Toronto: Barbara Budrich (Beiträge zur Sozialraumforschung, 7), S. 23–50.
- Diehl, Claudia (2002): Die Partizipation von Migranten in Deutschland. Rückzug oder Mobilisierung? Univ., Diss.--Mannheim, 1999. Opladen: Leske + Budrich (Forschung Soziologie, 155).
- Diehl, Claudia; Urban, Julia; Esser, Hartmut (1998): Die soziale und politische Partizipation von Zuwanderern in der Bundesrepublik Deutschland. Friedrich-Ebert-Stiftung. Bonn.
- Dienel, Peter C. (2002): Die Planungszelle. Der Bürger als Chance; mit Statusreport 2002. 5. Aufl. Wiesbaden: Westdt. Verl.
- DZA Deutsches Zentrum für Altersfragen (Hg.) (2006): Lebenssituation und Gesundheit älterer Migranten in Deutschland. Berlin: Lit (Expertisen zum fünften Altenbericht der Bundesregierung, Bd. 6). Online verfügbar unter <http://www.gbv.de/dms/bs/toc/513900020.pdf>.
- Dörner, Andreas (2008): Das Geflecht aktiver Bürger. "Kohlen" - eine Stadtstudie zur Zivilgesellschaft im Ruhrgebiet. 1. Aufl. Wiesbaden: VS, Verl. für Sozialwissenschaften.
- Enquete-Kommission „Zukunft des bürgerschaftlichen Engagements“ / Deutscher Bundestag (Hg.) (2002): Bericht Bürgerschaftliches Engagement: Auf dem Weg in eine zukunftsfähige Bürgergesellschaft. Opladen: Leske + Budrich.
- Eppe, Claus (2012): Aktives Altern älterer Menschen mit Zuwanderungsgeschichte – Das Projekt „Active Ageing of Migrant Elders Across Europe“ (AAMEE). In: Heinrich Böll Stiftung (Hg.): DOSSIER Altern in der Migrationsgesellschaft. http://www.migration-boell.de/web/integration/47_3132.asp.
- Esser, Hartmut (2001): Integration und ethnische Schichtung. Mannheimer Zentrum für Europäische Sozialforschung. Mannheim (Arbeitspapiere, 40). Online verfügbar unter <http://www.mzes.uni.mannheim.de/publications/wp/wp-40.pdf>.
- Esser, Hartmut (2010): Ethnische Ungleichheit, ethnische Differenzierung und moderne Gesellschaft. In: Marion Müller und Darius Zifonun (Hg.): Ethnowissen. Soziologische Beiträge zu ethnischer Differenzierung und Migration. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften / GWV Fachverlage GmbH Wiesbaden, S. 371–397.

- Farwick, Andreas (2007): Ethnische Segregation und die Herausbildung interethnischer Freundschaften. In: Frank Meyer (Hg.): Wohnen - Arbeit - Zuwanderung. Stand und Perspektiven der Segregationsforschung. Berlin. Münster: Lit, S. 147–164.
- Farwick, Andreas (2009): Segregation und Eingliederung. Zum Einfluss der räumlichen Konzentration von Zuwanderern auf den Eingliederungsprozess. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften / GWV Fachverlage GmbH Wiesbaden.
- Fijalkowski, Jürgen; Gillmeister, Helmut (1997): Ausländervereine – ein Forschungsbericht. Über die Funktion von Eigenorganisationen für die Integration heterogener Zuwanderer in eine Aufnahmegesellschaft – am Beispiel Berlins. Berlin: Hitit.
- Fischer, Veronika (2003): Netzwerkarbeit – Ein neuer Typus der sozialen Arbeit mit Älteren. In: Veronika Fischer, Volker Eichener, Karin Nell, Veronika Fischer, Volker Eichener und Karin Nell (Hg.): Netzwerke - ein neuer Typ bürgerschaftlichen Engagements. Zur Theorie und Praxis der sozialen Netzwerkarbeit mit Älteren. Schwalbach am Taunus: Wochenschau Verl., S. 67–97.
- Fraser, Nancy (1994): Widerspenstige Praktiken. Macht, Diskurs, Geschlecht. Dt. Erstausg., 1. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp (Gender studies, 1726).
- Friedrich, Lena (2008): Wohnen und innerstädtische Segregation von Migranten in Deutschland. Bundesamt für Migration und Flüchtlinge (BAMF). Nürnberg (Integrationsreport, 4). Online verfügbar unter http://www.bamf.de/SharedDocs/Anlagen/DE/Publikationen/WorkingPapers/wp21-wohnen-innerstaedtsiche-segregation.pdf?__blob=publicationFile.
- Friedrichs, Jürgen (1990, c1980): Methoden empirischer Sozialforschung. 14. Aufl. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Früchtel, Frank; Budde, Wolfgang; Cyprian, Gudrun (2010): Sozialer Raum und Soziale Arbeit. Fieldbook: Methoden und Techniken. 2., durchgesehene Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften / GWV Fachverlage GmbH Wiesbaden.
- Geiss, Sabine; Gensicke, Thomas (2005): Freiwilliges Engagement von Migrantinnen und Migranten. In: TNS Infratest Sozialforschung (Hg.): Freiwilliges Engagement in Deutschland 1999–2004. Ergebnisse der repräsentativen Trenderhebung zu Ehrenamt, Freiwilligenarbeit und bürgerschaftlichem Engagement. Durchgeführt im Auftrag des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend. München (BE 10-35212), S. 347–400. Online verfügbar unter <http://www.-bmfsfj.bund.de/RedaktionBMFSFJ/Engagementpolitik/Pdf-Anlagen/freiwilligen-survey-langfassung.property=pdf,bereich=bmfsfj,sprache=de,rwb=true.pdf>.
- Gerhardt, Uta (1986): Verstehende Strukturanalyse. Die Konstruktion von Idealtypen als Analyseschritt bei der Auswertung qualitativer Forschungsmaterialien. In: Hans-Georg Soeffner (Hg.): Sozialstruktur und soziale Typik. Frankfurt/Main: Campus-Verl. (CampusForschung, 465), S. 31–83.
- Goebel, Kerstin (2001): Die Bedeutung der Analyse interkultureller Konfliktlösungsstrategien für die interkulturelle Erziehung in der Schule: Forschungsergebnisse einer Akkulturationsstudie in Chile. In: Georg Auernheimer, Rolf van Dick, Thomas Petzel und Ulrich Wagner (Hg.): Interkulturalität im Arbeitsfeld Schule. Empirische Untersuchungen über Lehrer und Schüler. Opladen: Leske + Budrich, S. 161–177.

- Goebel, Kerstin (2003): Critical Incidents – aus schwierigen Situationen lernen. Vortrag im Rahmen der Fachtagung Lernnetzwerk Bürgerkompetenz. Deutsches Institut für internationale pädagogische Forschung. Frankfurt. Online verfügbar unter <http://www.dipf.de/de/projekte/pdf/critical-incidents-2013-aus-schwierigen-situationen-lernen/view>.
- Gramsci, Antonio (1994): Gefängnishefte: kritische Gesamtausgabe. 1. Aufl. Hg. v. Klaus Bochmann und Wolfgang Fritz Haug. Hamburg: Argument-Verl. [u.a.].
- Granovetter, Mark S (1973): The Strength of Weak Ties. In: *American Journal of Sociology* 78 (6), S. 1360–1380.
- Granovetter, Mark S (1974): Getting a job. A study of contacts and careers. Cambridge Mass.: Harvard Univ. Press. Online verfügbar unter <http://www.gbv.de/dms/bowker/toc/9780674354166.pdf>.
- Granovetter, Mark S. (1985): Economic Action and Social Structure: The Problem of Embeddedness. In: *American Journal of Sociology* (91 (3)), S. 481–510.
- Haas, Jessica; Mützel, Sophie (2010): Netzwerkanalyse und Netzwerktheorie in Deutschland. Eine empirische Übersicht und theoretische Entwicklungspotentiale. In: Christian Stegbauer (Hg.): *Netzwerkanalyse und Netzwerktheorie. Ein neues Paradigma in den Sozialwissenschaften*. 2. Aufl. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften (Netzwerkforschung, Band [1, Ed. 2]), S. 49–62.
- Habermas, Jürgen (1993): *Strukturwandel der Öffentlichkeit. Untersuchungen zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft*; mit einem Vorwort zur Neuaufgabe 1990. 3. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Hacket, Anne; Mutz, Gerd (2002): Tagungsdokumentation „Fachworkshop Freiwilliges Engagement in Deutschland“, Bonn, 18.12.2001. Hg. v. mISS Münchner Institut für Sozialforschung. München; Berlin.
- Hafez, Kai (2011): Kein Gespür für Rassismen. Islamfeindlichkeit in Europa und ihre gesellschaftlichen Folgen. In: *Neue Gesellschaft/Frankfurter Hefte* (4), S. 38–42.
- Halm, Dirk; Sauer, Martina (2005): *Freiwilliges Engagement von Türkinnen und Türken in Deutschland*. Stiftung Zentrum für Türkeistudien im Auftrag des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend. Essen. Online verfügbar unter <http://www.bmfsfj.de/doku/Publikationen/engagementtuerkisch/01-Redaktion/PDF-Anlagen/gesamtdownload.property=pdf,bereich=engagement-tuerkisch,sprache=de,rwb=true.pdf>.
- Haug, Frigga (2004): Zum Verhältnis von Erfahrung und Theorie in subjektwissenschaftlicher Forschung. In: *Forum Kritische Psychologie* (47), S. 56–72.
- Haug, Sonja (2003): Interethnische Freundschaftsbeziehungen und soziale Integration. Unterschiede in der Ausstattung mit sozialem Kapital bei jungen Deutschen und Immigranten. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* (55), S. 716–736.
- Haug, Sonja (2005): Interethnische Kontakte, Homogenität und Multikulturalität der Freundesnetzwerke. In: Sonja Haug und Claudia Diehl (Hg.): *Aspekte der Integration. Eingliederungsmuster und Lebenssituation italienisch- und türkischstämmiger junger Erwachsener in Deutschland*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 251–276.
- Haug, Sonja; Pointner, Sonja (2007): Sozialkapital und Migration. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* (47), S. 367–396.

- Häußermann, Hartmut (2007): Effekte der Segregation. In: FORUM WOHNEN UND STADTENTWICKLUNG (FW): Zeitschrift des vhw – Bundesverband für Wohnen und Stadtentwicklung e. V. (5), S. 234–240. Online verfügbar unter <http://www.vhw.de/nc/publikationen/studien>.
- Häußermann, Hartmut; Siebel, Walter (2004): Stadtsoziologie. Eine Einführung: Campus Verlag.
- Häußling, Roger (2010): Relationale Soziologie. In: Christian Stegbauer und Roger Häußling (Hg.): Handbuch Netzwerkforschung. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften / Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH Wiesbaden, S. 63–87.
- Hennig, Marina; Kohl, Steffen (2011): Rahmen und Spielräume sozialer Beziehungen. Zum Einfluss des Habitus auf die Herausbildung von Netzwerkstrukturen. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften / Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH Wiesbaden (Netzwerkforschung).
- Hiller, Gundula Gwenn (2009): Der Einsatz der "Erweiterten Critical-Incident-Analyse" in der kulturkontrastiven Forschung. In: *Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research* 10 (1 Art. 45). Online verfügbar unter <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs0901453>.
- Horr, Andreas (2008): Ethnische und soziale Unterschiede der Wohnungssuche und Wohnortwahl. In: Felicitas Hillmann und Michael Windzio (Hg.): Migration und städtischer Raum. Chancen und Risiken der Segregation und Integration. 1. Aufl. Leverkusen: Budrich UniPress Ltd., S. 175–211.
- Hunger, Uwe (2002): Vom der Betreuung zur Eigenverantwortung. Neuere Entwicklungstendenzen bei Migrantenvereinen in Deutschland. Münster (Münsteraner Diskussionspapiere zum Nonprofit-Sektor, 22).
- Hunger, Uwe (2004): Wissenschaftliches Gutachten im Auftrag des Sachverständigenrates für Zuwanderung und Integration des Bundesministeriums des Innern der Bundesrepublik Deutschland zur Frage „Wie können Migrantenselbstorganisationen den Integrationsprozess betreuen?“. Münster / Osnabrück. Online verfügbar unter <http://www.bamf.de/SharedDocs/Anlagen/DE/Migration/Downloads/Zuwanderungsrat/exp-hunger-zuwanderungsrat.templateId=raw.property=publicationFile.pdf/exp-hunger-zuwanderungsrat.pdf>.
- Hunger, Uwe (2006): Die politische und zivilgesellschaftliche Partizipation von Migranten und ihre Bedeutung für die „Integration“. Fünf Thesen. In: *Migration und Soziale Arbeit* 28 (1), S. 8–14.
- Huth, Susanne (2002): Ergebnisse der Literaturrecherche. In: BMFSJ Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hg.): Recherche zum freiwilligen Engagement von Migrantinnen und Migranten – Konzept, Recherche und Ausarbeitung der Dokumentation. Frankfurt, S. 6–32. Online verfügbar unter http://www.inbas-sozialforschung.de/download/FE_Migranten_Bericht.pdf.
- Huth, Susanne (2003): Bürgerschaftliches Engagement von MigrantInnen – MEM-VOL Migrant and Ethnic Minority Volunteering. Endbericht Deutschland. INBAS-Sozialforschung GmbH. Frankfurt. Online verfügbar unter http://www.inbas-sozialforschung.de/download/MEM-VOL_final_report_germany.pdf.

- Huth, Susanne (2006): INVOLVE – Beteiligung von Drittstaatenangehörigen an freiwilligem Engagement als Mittel zur Integrationsförderung. INBAS-Sozialforschung GmbH. Frankfurt. Online verfügbar unter http://www.inbas-sozialforschung.de/download/INVOLVE_Abschlussbericht_Deutschland.pdf.
- Huth, Susanne (2006): Bürgerschaftliches Engagement als Lernort und Weg zu sozialer Integration. In: *Migration und Soziale Arbeit* (3+4), S. 280–290.
- Huth, Susanne (2007): Bürgerschaftliches Engagement von Migrantinnen und Migranten. Lernorte und Wege zu sozialer Integration. INBAS-Sozialforschung GmbH. Frankfurt.
- Huth, Susanne (2012): Bürgerschaftliches Engagement von älteren MigrantInnen. In: Heinrich Böll Stiftung (Hg.): DOSSIER Altern in der Migrationsgesellschaft. http://www.migration-boell.de/web/integration/47_3133.asp.
- ISG/WZB im Auftrag der Beauftragten der Bundesregierung für Migration, Flüchtlinge und Integration (2009): Integration in Deutschland. Erster Integrationsindikatorenbericht: Erprobung des Indikatorensets und Bericht zum bundesweiten Integrationsmonitoring. Institut für Sozialforschung und Gesellschaftspolitik (ISG); Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung gGmbH (WZB). Berlin.
- Jungk, Robert; Müllert, Norbert R. (1989): Zukunftswerkstätten. Mit Phantasie gegen Routine und Resignation. Überarb. u. aktualisierte Neuausg., Taschenbuchausg. München: Heyne.
- Kessl, Fabian (2011): Zivilgesellschaft. In: Hans-Uwe Otto (Hg.): Handbuch Soziale Arbeit. Grundlagen der Sozialarbeit und Sozialpädagogik. 4., völlig neu bearb. Aufl. München: Reinhardt, S. 1765–1774.
- Kolland, Franz (2002): Ehrenamtliche Tätigkeit im Lebensverlauf. In: Fred Karl und Susanne Zank (Hg.): Zum Profil der Gerontologie. Beiträge aus Tagungen der Gesellschaft für sozial- und verhaltenswissenschaftliche Gerontologie in der DGGG 2000–2002. Kassel: Universitätsbibliothek Kassel (Kasseler Gerontologische Schriften), S. 79–87.
- Krumme, Helen; Hoff, Andreas (2004): Die Lebenssituation älterer Ausländerinnen und Ausländer in Deutschland. In: Clemens Tesch-Römer (Hg.): Abschlussbericht Sozialer Wandel und individuelle Entwicklung in der zweiten Lebenshälfte. Ergebnisse der zweiten Welle des Alterssurveys. Berlin, S. 455–500.
- Künemund, Harald; Schupp, Jürgen (2008): Konjunkturen des Ehrenamts – Diskurse und Empirie. In: Marcel Erlinghagen und Karsten Hank (Hg.): Produktives Altern und informelle Arbeit in modernen Gesellschaften. Theoretische Perspektiven und empirische Befunde. 1. Aufl. Wiesbaden: VS, Verl. für Sozialwiss., S. 145–164.
- Landeshauptstadt München, Sozialreferat Zentrale Sozialplanung und Sozialberichtserstattung (2009): Regionaler Sozialbericht 2008: Sozialregion Feldmoching-Hasenberg. <http://www.muenchen.de/rathaus/Stadtverwaltung/Sozialreferat/Leitung-und-Zentrale/Sozialplanung/sozialberichte.html>. [Zugriff: 11.12.2011].
- Landeshauptstadt Wiesbaden, Amt für Statistik und Stadtforschung (2008a): Stadtanalysen Nr. 26, Gewerbe- und Nutzungsstrukturen in Biebrich-Mitte, Wiesbaden.
- Landeshauptstadt Wiesbaden, Amt für Strategische Steuerung, Stadtforschung und Statistik (2009): Stadtanalysen Nr. 31, Zuwanderung von Migranten 1960–2009, Wiesbaden.

- Landeshauptstadt Wiesbaden, Amt für Strategische Steuerung, Stadtforschung und Statistik (2011): Stadtteilprofil Biebrich, Wiesbaden.
- Latcheva, Rossalina; Herzog-Punzenberger, Barbara (2011): integration revisited. Zur Dynamik und Kontextabhängigkeit individueller Integrationsverläufe am Beispiel von MigrantInnen der ersten Generation in Wien. In: Österreichische Zeitschrift für Soziologie, Jg. 36/2011, H. 1/2011, S. 3–27, zuletzt geprüft am 28.03.2011.
- Lewin, Kurt (1968): Tat-Forschung und Minoritätenprobleme. In: Kurt Lewin (Hg.): Die Lösung sozialer Konflikte. Ausgewählte Abhandlungen über Gruppendynamik. 3. Aufl. Bad Nauheim: Christian-Verl., S. 278–304.
- Lutz, Helma (2004): Transnationale Biographien in globalisierten Gesellschaften. In: Markus Ottersbach und Erol Yildiz (Hg.): Migration in der metropolitanen Gesellschaft. Zwischen Ethnisierung und globaler Neuorientierung; [Festschrift zum 60. Geburtstag für Wolf-Dietrich Bukow]. Münster: Lit (SoziologieForschung und Wissenschaft, 15), S. 207–217.
- Lutz, Helma; Schwalgin, Susanne (2006): Globalisierte Biographien: Das Beispiel einer Haushaltsarbeiterin. In: Wolf-Dietrich Bukow, Markus Ottersbach, Erol Yildiz und Elisabeth Tuider (Hg.): Biographische Konstruktionen im multikulturellen Bildungsprozess. Individuelle Standortsicherung im globalisierten Alltag. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften / GWV Fachverlage GmbH Wiesbaden, S. 99–113.
- MASSKS Ministerium für Arbeit, Soziales und Stadtentwicklung Kultur und Sport (Hg.) (1999): Selbstorganisationen von Migrantinnen und Migranten in NRW: wissenschaftliche Bestandsaufnahme. Düsseldorf.
- Mai, Klaus o.J.: Geschichte: Hasenberg. www.stadtbezirk24.de/?GeschichteHasenberg. Zuletzt geprüft 4.10.2012.
- May, Michael (2004): Selbstregulierung. Eine neue Sicht auf die Sozialisation. Orig.-Ausg. Gießen: Psychosozial-Verl. (Reihe Psyche und Gesellschaft).
- May, Michael (2004a): Versuch einer Entmystifizierung sozialen Kapitals. Zur unterschiedlichen begrifflichen Fassung sozialen Kapitals. In: Fabian Kessl und Hans-Uwe Otto (Hg.): Soziale Arbeit und soziales Kapital. Zur Kritik lokaler Gemeinschaftlichkeit. 1. Aufl. Wiesbaden: VS Verl. für Sozialwiss., S. 79–93.
- May, Michael (2007): Zur (Re-)Produktion sozialer Differenzen auf der Ebene von Kultur und Geschlecht. Grundpfeiler eines theoretischen Bezugsrahmens. In: Widersprüche Redaktion (Hg.): „Alles schön bunt hier!“: Zur Kritik kulturalistischer Praxen der Differenz. Bielefeld: Kleine (Widersprüche, 104), S. 37–62.
- May, Michael (2008): Die Handlungsforschung ist tot: Es lebe die Handlungsforschung. In: Michael May; Monika Alisch (Hg.): Praxisforschung im Sozialraum. Fallstudien in ländlichen und urbanen sozialen Räumen. Opladen: Budrich (Beiträge zur Sozialraumforschung, Bd. 2), S. 207–238.
- May, Michael (2008a): Begriffsgeschichtliche Überlegungen zu Gemeinwesen und Sozialraum. In: Monika Alisch; Michael May (Hg.): Kompetenzen im Sozialraum. Sozialraumentwicklung und -organisation als transdisziplinäres Projekt. Opladen: Budrich (Beiträge zur Sozialraumforschung, Bd.1), S. 19–38.

- May, Michael (2008b): Partizipative Projektentwicklung im Sozialraum. In: Michael May; Monika Alisch (Hg.): Praxisforschung im Sozialraum. Fallstudien in ländlichen und urbanen sozialen Räumen. Opladen: Budrich (Beiträge zur Sozialraumforschung, Bd. 2), S. 45–64.
- May, Michael (2008c): Sozialraumbezüge Sozialer Arbeit. In: Monika Alisch; Michael May (Hg.): Kompetenzen im Sozialraum. Sozialraumentwicklung und -organisation als transdisziplinäres Projekt. Opladen: Budrich (Beiträge zur Sozialraumforschung, Bd. 1), S. 61–84.
- May, Michael (2010): Aktuelle Theoriediskurse Sozialer Arbeit. Eine Einführung. 3. Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften / GWV Fachverlage GmbH Wiesbaden.
- May, Michael (2010a): Produktionsweisen des Sozialen älterer Migrantinnen und Migranten in Deutschland. In: Angela Pilch Ortega, Andrea Felbinger, Regina Mikula und Rudolf Egger (Hg.): Macht – Eigensinn – Engagement. Lernprozesse gesellschaftlicher Teilhabe. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften / Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH Wiesbaden, S. 189–210.
- May, Michael (2012): Integration und Segregation: Ein Blick auf die wissenschaftliche Debatte in Deutschland. In: Michael May; Monika Alisch (Hg.): Formen sozialräumlicher Segregation. Opladen; Berlin, Toronto: Barbara Budrich (Beiträge zur Sozialraumforschung, Bd. 7), S. 73–102.
- May, Michael (i.E.b.): Netzwerktheorien in der Sozialen Arbeit. In: Jörg Fischer und Tobias Kosellek (Hg.): Netzwerke und Soziale Arbeit. Theorien, Methoden, Anwendungen. Weinheim: Beltz Juventa (Edition soziale Arbeit).
- May, Michael; Alisch, Monika (2011): Methodologische und forschungsmethodische Überlegungen zur Rekonstruktion integrationsbezogener Orientierungsmuster. In: Monika Alisch; Michael May (Hg.): Integrationspotenziale in kleinen Städten. Rekonstruktion der Interessensorientierungen von Zuwanderern. Opladen & Farmington Hills: Barbara Budrich (Beiträge zur Sozialraumforschung, Bd. 6), S. 29–42.
- May, Michael; Alisch, Monika (2012): Formen der Segregation. In: Michael May; Monika Alisch (Hg.): Formen sozialräumlicher Segregation. Opladen; Berlin, Toronto: Verlag Barbara Budrich (Beiträge zur Sozialraumforschung, Bd. 7), S. 7–22.
- Marx, Karl (1962): Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie; Bd. 1, Buch I. Der Produktionsprozeß des Kapitals. Berlin: Dietz-Verlag (Karl Marx/Friedrich Engels Werke, Bd. 23)
- Mecheril, Paul (2007): Politische Verantwortung und Kritik. In: Bartholomäus Figatowski, Kokebe Haile Gabriel und Malte Meyer (Hg.): The making of migration. Repräsentationen, Erfahrungen, Analysen. 1. Aufl. Münster: Verl. Westfälisches Dampfboot, S. 24–32.
- Meyer, Thomas (2002): Parallelgesellschaften und Demokratie. In: Thomas Meyer und Reinhard Weil (Hg.): Die Bürgergesellschaft. Perspektiven für Bürgerbeteiligung und Bürgerkommunikation. Bonn: Dietz, S. 343–372.
- Mützel, Sophie (2010): Neuer amerikanischer Strukturalismus. In: Christian Stegbauer und Roger Häußling (Hg.): Handbuch Netzwerkforschung. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften / Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH Wiesbaden, S. 301–311.

- Nauck, Bernhard; Suckow, Jana (2006): Intergenerational Relationships in Cross-Cultural Comparison: How Social Networks Frame Intergenerational Relations Between Mothers and Grandmothers in Japan, Korea, China, Indonesia, Israel, Germany, and Turkey. In: *Journal of Family Issues* (27), S. 1159–1185.
- Naumann, Siglinde (2006): „Transkulturelle Lernsettings“ – Verknüpfen von selbstreflexivem Lernen mit Methoden rekonstruktiver Forschung. In: Hermann Voesgen (Hg.): *Brückenschläge Neue Partnerschaften zwischen institutioneller Erwachsenenbildung und bürgerschaftlichem Engagement*. Bielefeld: Bertelsmann, S. 133–180.
- Naumann, Siglinde (2010): *Bildungsprozesse in bürgerschaftlichen Initiativen. Eine empirische Studie zur Transformation konjunktiver Orientierungen*. 1. Aufl. Wiesbaden: VS-Verlag.
- Negt, Oskar (1977): Nicht nach Köpfen, sondern nach Interessen organisieren. In: Oskar Negt (Hg.): *Keine Demokratie ohne Sozialismus. Über den Zusammenhang von Politik, Geschichte und Moral*. 2. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 300–312.
- Negt, Oskar; Kluge, Alexander (1981): *Geschichte und Eigensinn*. 1. Aufl. Frankfurt am Main: Zweitausendeins.
- Negt, Oskar; Kluge, Alexander (1992): *Maßverhältnisse des Politischen*. 15 Vorschläge zum Unterscheidungsvermögen. Frankfurt am Main: Fischer.
- Olbermann, Elke (2003): *Soziale Netzwerke, Alter und Migration. Theoretische und empirische Explorations zur sozialen Unterstützung älterer Migranten*. Dissertation. Universität Dortmund, Dortmund. Fachbereich 14. Online verfügbar unter <http://d-nb.info/96804350X>.
- Olbermann, Elke; Dietzel-Papakyriakou, Maria (1995): *Entwicklung von Konzepten und Handlungsstrategien für die Versorgung älterwerdender und älterer Ausländer*. LANDTAG NORDRHEIN-WESTFALEN – 13. Wahlperiode Drucksache 13/5701 261. Dortmund.
- Özcan, Veyssel; Seifert, Wolfgang (2006): *Lebenslage älterer Migrantinnen und Migranten in Deutschland*. In: Deutsches Zentrum für Altersfragen (Hg.): *Lebenssituation und Gesundheit älterer Migranten in Deutschland*. Berlin: Lit (Expertisen zum fünften Altenbericht der Bundesregierung, Bd. 6), S. 7–76. Online verfügbar unter <http://www.bmfsfj.de/bmfsfj/generator/RedaktionBMFSFJ/Abteilung3/Pdf-Anlagen/oezcan-lebenslage-aelterer-migrantinnen-migranten.property=pdf,bereich=potenziale,rwb=true.pdf>.
- Panofsky, Erwin; Frangenberg, Thomas; Willinghöfer, Helga (1989): *Gotische Architektur und Scholastik. Zur Analogie von Kunst, Philosophie und Theologie im Mittelalter*. Köln: Dumont (Dumont-Taschenbücher, 225).
- Picot, Sibylle (2000): *Freiwilliges Engagement in Deutschland. Frauen und Männer, Jugend, Senioren, Sport*. Stuttgart [u.a.]: Kohlhammer.
- Portes, Alejandro; Landolt, Patricia (1996): *The Downside of Social Capital*. In: *The American Prospect* (26), S. 18–21. Online verfügbar unter <http://www.prospect.org/cs/articles?articleId=4943>.
- Pries, Ludger (2003): *Transnationalismus, Migration und Inkorporation. Herausforderungen an Raum und Sozialwissenschaften*. In: *geographische revue* (2), S. 23–39. Online verfügbar unter http://opus.kobv.de/ubp/volltexte/2009/3040/pdf/gr2_03.pdf.

- Pries, Ludger (2006): Verschiedene Formen der Migration – verschiedene Wege der Integration. In: Hans-Uwe Otto (Hg.): Soziale Arbeit in der Migrationsgesellschaft. Multikulturalismus – Neo Assimilation - Transnationalität. Lahnstein: Verlag neue praxis (Neue Praxis, Sonderheft 8), S. 19–28.
- Putnam, Robert D (1995): Tuning in, tuning out: The strange disappearance of social capital in America. In: *Political Science and Politics* 28 (4), S. 664–683.
- Putnam, Robert D (2000): Bowling alone. The collapse and revival of American community. New York, NY: Simon & Schuster.
- Putnam, Robert D; Goss, Kristina A. (2001): Einleitung. In: Robert D Putnam (Hg.): Gesellschaft und Gemeinsinn. Sozialkapital im internationalen Vergleich. Gütersloh: Verl. Bertelsmann-Stiftung, S. 15–43.
- Putnam, Robert D; Leonardi, Robert; Nanetti, Raffaella (1994): Making democracy work. Civic traditions in modern Italy. 5. print., 1. Princeton paperback print. Princeton, NJ: Princeton Univ. Press.
- Raub, Werner (2010): Rational Choice. In: Christian Stegbauer und Roger Häußling (Hg.): Handbuch Netzwerkforschung. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften / Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH Wiesbaden, S. 269–280.
- Rex, John; Singh, Gurharpal (2003): Multiculturalism and Political Integration in Modern Nation-States. In: *International Journal on Multicultural Societies* 5 (1), S. 3–19.
- Richers, Hille (2003): Aktivierende Befragung. In: Ley, Astrid; Waltz, Ludwig (Hg.): Praxis Bürgerbeteiligung. Ein Methodenhandbuch. Stiftung Mitarbeit, agenda Transfer, Agentur für Nachhaltigkeit GMBH, Arbeitshilfen für Selbsthilfe- und Bürgerinitiativen Nr. 30. S. 60-63.
- Rogers, Carl R. (2004): Entwicklung der Persönlichkeit. Psychotherapie aus der Sicht eines Therapeuten. 15. Aufl. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Rosenblatt, Bernhart von (Hg.) (2000): Freiwilliges Engagement in Deutschland. Gesamtbericht. Stuttgart [u.a.]: Kohlhammer.
- Rürup, Bettina Luise/Sentürk, Beyhan (Hrsg.) (2011): Mittenmang. Bürgerschaftliches Engagement – Zuwanderung - Alter: 20 Porträts. Bonn.
- Sander, Elisabeth; Hohenstein, Andreas (2006): Kompetenzentwicklung durch Induzierung kognitiver Konflikte mittels Internet und Multimedia in der Weiterbildung. Forschungsbericht. Arbeitsgemeinschaft Betriebliche Weiterbildungsforschung e. V. Berlin (QUEM-Materialien 73).
- Sauer, Martina (2009): Türkeistämmige Migranten in Nordrhein-Westfalen und in Deutschland. Lebenssituation und Integrationsstand. Ergebnisse der neunten Mehrthemenbefragung. Hg. v. Stiftung Zentrum für Türkeistudien. Eine Analyse im Auftrag des Ministeriums für Generationen, Familie, Frauen und Integration des Landes Nordrhein-Westfalen. Essen. Online verfügbar unter <http://www.-tamvakfi.de/downloads/downmehrthemenbefragung2008.pdf>.
- Sauer, Martina (2010): Teilhabe und Orientierungen türkeistämmiger Migrantinnen und Migranten in Nordrhein-Westfalen. Ergebnisse der zehnten Mehrthemenbefragung 2009. Hg. v. Stiftung Zentrum für Türkeistudien. Eine Analyse im Auftrag des Ministeriums für Generationen, Familie, Frauen und Integration des Landes Nordrhein-Westfalen. Essen. Online verfügbar unter http://www.-integraton.nrw.de/projekte_konzepte/Integration_Allgemein/Mehrthemenbefragungen_tuerkischstaemmiger/10__mehrthemenbefragung_2009.pdf.

- Scheibelhofer, Elisabeth (2011, 2011): Raumsensible Migrationsforschung. Methodologische Überlegungen und ihre empirische Relevanz für die Migrationssoziologie. 1. Aufl. Wiesbaden: VS-Verl.
- Schirilla, Nausikaa (2012): Eigene Vergesellschaftungsformen für MigrantInnen? Kritische Reflexionen. In: Widersprüche Redaktion (Hg.): Einfach anders!? Ambivalente Alternativen der Vergesellschaftung. Münster: Westfälisches Dampfboot (Widersprüche H 124), S. 55–69.
- Schotte, Klaus; Stüwe, Gerd (2003): Soziale Stadterneuerung Fulda – Aschenberg. Integriertes Handlungskonzept. Schrödter, Mark (2006): Wer heiratet wen? Zur Sozialpathologie moderner multiethnischer Gesellschaften. In: Hans-Uwe Otto (Hg.): Soziale Arbeit in der Migrationsgesellschaft. Multikulturalismus - Neo Assimilation - Transnationalität. Lahnstein: Verlag neue praxis (Neue Praxis, Sonderheft 8), S. 48–60.
- Schröder, Wolfgang; Schweppe, Cornelia (2010): Alte Menschen mit Migrationshintergrund. In: Kirsten Aner und Ute Karl (Hg.): Handbuch soziale Arbeit und Alter. 1. Aufl. Wiesbaden: VS, Verl. für Sozialwiss., S. 369–376.
- Schwester, Richard Wilmot (Hg.) (2012): Handbook of critical incident analysis. Armonk, N.Y: M.E. Sharpe, Inc.
- Seyfarth, Constans (1979): Alltag und Charisma bei Max Weber. Eine Studie zur Grundlegung der „Verstehenden Soziologie“. In: Walter Michael Sprondel, Richard Grathoff und Sprondel-Grathoff (Hg.): Alfred Schütz und die Idee des Alltags in den Sozialwissenschaften. Stuttgart: Enke, S. 155–177.
- Söhn, Janina (2000): Rechercheprojekt zum Thema „Ältere MigrantInnen“. Literatur und Daten. Freie Universität. Institut für Soziologie. Berlin.
- Staub-Bernasconi, Silvia (2007): Soziale Arbeit als Handlungswissenschaft. Systemtheoretische Grundlagen und professionelle Praxis – ein Lehrbuch. 1. Aufl. Bern: Haupt (UTB Soziale Arbeit, Sozialwissenschaften, 2786).
- Stegbauer, Christian (2010): Netzwerkanalyse und Netzwerktheorie. Einige Anmerkungen zu einem neuen Paradigma. In: Christian Stegbauer (Hg.): Netzwerkanalyse und Netzwerktheorie. Ein neues Paradigma in den Sozialwissenschaften. 2. Aufl. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften (Netzwerkforschung, Band [1, Ed. 2]), S. 11–19.
- Strauss, Anselm; Corbin, Juliet (2010): Grounded theory. Grundlagen Qualitativer Sozialforschung. Unveränd. Nachdr. d. letzten Aufl. Weinheim: Beltz Psychologie Verl.-Union.
- Thomas, Alexander; Kinast, Eva-Ulrike; Schroll-Machl, Sylvia (2005): Handbuch Interkulturelle Kommunikation und Kooperation. 2. Aufl. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Thranhardt, Dietrich; Hunger, Uwe (2000): Einwanderer-Netzwerke und ihre Integrationsqualität in Deutschland und Israel. Münster: Lit.
- Treibel, Annette (2003): Migration in modernen Gesellschaften. Soziale Folgen von Einwanderung, Gastarbeit und Flucht. 3. Aufl. Weinheim; München: Juventa-Verlag.
- Walz, Viktoria (2010): Ältere Migrantinnen und Migranten. Wo wohnen sie, wo leben sie, wie wünschen sie sich ihr Leben im Alter? In: Darja Reuschke (Hg.): Wohnen und Gender. Theoretische, politische, soziale und räumliche Aspekte. 1. Aufl. Wiesbaden: VS, Verl. für Sozialwiss., S. 215–236.

- White, Harrison C. (2008): Identity and control. How social formations emerge. 2nd ed. Princeton N. J.: Princeton University press.
- White, Harrison C.; Breiger, Ronald L. (1975): Pattern Across Networks. In: *Society* (12), S. 68–73.
- Willems, Herbert (2010): Figurationssoziologie und Netzwerkansätze. In: Christian Stegbauer und Roger Häußling (Hg.): Handbuch Netzwerkforschung. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften / Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH Wiesbaden, S. 255–268.
- Zoll, Ralf (Hg.) (1997): Die soziale Lage älterer MigrantInnen in Deutschland. Münster: Lit.

Anhang:
Fragebogen der standardisierten aktivierenden
Befragung am Beispiel Wiesbaden-Biebrich



Markieren Sie so:
Korrektur:

Verwenden Sie einen Kugelschreiber, rote Farbe unbedingt vermeiden!
Dieser Fragebogen wird maschinell erfasst. Bitte beachten Sie im Interesse einer optimalen Datenerfassung die links gegebenen Hinweise beim Ausfüllen.

Raumnutzung

Ich lese Ihnen nun einige Aussagen anderer Bewohner hier aus Wiesbaden-Biebrich vor, in denen es um die Nutzung von Raum und Örtlichkeiten geht. Bitte sagen Sie mir, ohne groß darüber nachzudenken, ob diese Aussagen auch für Sie zutreffen:

Table with 4 columns: Statement, trifft voll zu, trifft gar nicht zu. Rows include: Ich kann einen Garten nutzen, Ich ernte frei zugängliches Obst/Kräuter/Pilze/hole Wasser von Quellen, Ich nutze meine täglichen Besorgungen um in Kontakt mit Menschen meines Herkunftslandes zu kommen, etc.

Veranstaltungsbesuch

Nun geht es um den Besuch verschiedener Formen von Veranstaltungen. Bitte sagen Sie mir wieder spontan, ob diese Aussagen auch auf Sie zutreffen: 1 = trifft voll zu; 4 = trifft gar nicht zu

Table with 4 columns: Statement, trifft voll zu, trifft gar nicht zu. Rows include: Ich besuche gerne Feste und Feiern meines Kulturkreises in meinem Stadtteil, Ich besuche ganz allgemein gerne Feste und Feiern in meinem Stadtteil, etc.

Interessenlagen

Ich lese Ihnen nun einige Aussagen anderer Bewohner hier aus Wiesbaden-Biebrich vor, in denen es um Interessen älterer Zuwanderer geht. Bitte sagen Sie mir, ob diese Aussagen auch auf Sie zutreffen: 1 = trifft voll zu; 4 = trifft gar nicht zu. Lassen Sie sich dabei ganz von ihren Wünschen leiten.

Interessen allgemein

Table with 4 columns: Statement, trifft voll zu, trifft gar nicht zu. Rows include: Meine Zeit verbringe ich gerne mit Dingen, die für mich oder andere nützlich sind, Für mich sind Orte wichtig, an denen ich mit anderen zusammen arbeiten und reden kann, etc.

Bereitschaft zum Engagement

Die folgenden Aussagen beziehen sich auf Ihr Interesse, in einem bestimmten Bereich aktiv zu werden und sich zu engagieren. Bitte sagen Sie mir wieder, ob diese Aussagen auch auf Sie zutreffen: 1 = trifft voll zu; 4 = trifft gar nicht zu

	trifft voll zu		trifft gar nicht zu	
Ich würde gerne mit anderen zusammen kulturell aktiv werden.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Ich würde mich gerne für die Interessen von Zuwanderern engagieren.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Ich würde mich gern politisch engagieren.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Ich würde mich gerne sozial für Zuwanderer engagieren.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Ich würde mich gerne sozial im Stadtteil engagieren.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Ich würde gerne meine im Heimatland erworbenen Kompetenzen, die ich beruflich nicht einsetzen konnte, jetzt für ein Engagement im sozialen Bereich nutzen.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
<i>Diese Frage nur an Frauen stellen!</i>				
Ich würde mich gerne zu Themen, die besonders Frauen betreffen, engagieren.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>

Netzwerke

Ich lese Ihnen jetzt einige Sätze anderer Bewohner vor, die sich auf soziale Kontakte beziehen. Bitte sagen Sie mir, ob diese Aussagen auch auf Sie zutreffen: 1 = trifft voll zu; 4 = trifft gar nicht zu. Zunächst geht es um die Kontakte in der Familie.

Familie	trifft voll zu		trifft gar nicht zu	
Ich lebe hier in Deutschland sehr zurückgezogen und habe selbst zu meiner Familie wenig Kontakt.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Ich bin enttäuscht, dass sich meine Kinder so wenig um mich kümmern.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Ich habe Angst, dass im Alter sich niemand von meiner Familie um mich kümmert.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Zu meiner Familie in meinem Herkunftsland halte ich Kontakt.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Ich verbringe immer eine größere Zeit (z.B. im Sommer) mit meiner Familie in meinem Herkunftsland.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Ich habe sehr engen Kontakt zu meiner Familie in Deutschland.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Ich kümmere mich (Abholen; Kochen; Aufräumen; Betreuen) noch stark um meine Kinder und Enkel hier in Deutschland.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Meine Kinder und Enkel kümmern sich sehr stark um mich.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>

Informelle Netzwerke

Nun geht es um das Treffen mit anderen Leuten. Bitte sagen Sie mir wieder, ob diese Aussagen auch auf Sie zutreffen: 1 = trifft voll zu; 4 = trifft gar nicht zu

	trifft voll zu		trifft gar nicht zu	
Ich treffe mich mit Bekannten in bestimmten Lokalitäten (Café; Gasthaus; Restaurant).	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Die einzigen Kontakte, die ich außerhalb meiner Familie habe, sind die, wenn ich Besorgungen unternehme.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Zum Einkaufen gehe ich besonders in Läden von Zuwanderern, weil ich dort auch Bekannte treffe.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Mit Bekannten treffe ich mich fast nur in Privaträumen.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Ich besuche regelmäßig Leute aus meinem Heimatland in dem Stadtteil, in dem ich lebe.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Um Leute aus meinem Herkunftsland zu besuchen, fahre ich auch in andere Stadtteile.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Um Leute aus meinem Herkunftsland zu besuchen, fahre ich auch in andere deutsche Städte.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>

Nachbarschaft

Im Folgenden geht es um Aussagen zur Nachbarschaft. Bitte sagen Sie mir wieder, ob diese Aussagen auch auf Sie zutreffen: 1 = trifft voll zu; 4 = trifft gar nicht zu

	trifft voll zu		trifft gar nicht zu	
Ich habe gute Kontakte in der Nachbarschaft.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Mir ist wichtig, dass Leute aus meinem Herkunftsland in meiner Nähe wohnen.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
In unserer Nachbarschaft helfen sich Leute aus meinem Herkunftsland sehr stark gegenseitig.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
In unserer Nachbarschaft helfen sich alle unabhängig vom Herkunftsland.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Die Einheimischen in unserer Nachbarschaft grenzen sich sehr stark von den Zuwanderern ab.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>

Halböffentliche Treffs

Nun geht es um Aussagen zur Nutzung von verschiedenen Gelegenheiten, sich mit anderen Leuten zu treffen. Bitte sagen Sie mir wieder, ob diese auch auf Sie zutreffen: 1 = trifft voll zu; 4 = trifft gar nicht zu

	trifft voll zu		trifft gar nicht zu	
Ich besuche regelmäßig offene Treffs speziell für Zuwanderer aus meinem Herkunftsland.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Ich besuche regelmäßig offene Treffs für Zuwanderer allgemein.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Ich besuche regelmäßig offene Treffs für Zuwanderer und Einheimische.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Durch den Besuch solcher Treffs komme ich auch mit anderen Gruppen in Kontakt.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Ich besuche Feste, die für Zuwanderer oder für interkulturelle Begegnung organisiert werden.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Ich nutze Hilfsangebote (Beratungsstelle) speziell für Zuwanderer.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Ich nutze auch Angebote für Bürger, die nicht speziell für Zuwanderer sind.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>

Vereine

Ich lese Ihnen jetzt Aussagen anderer Bewohner zu Ihrer Tätigkeit in Vereinen, Organisationen oder festen Gruppen vor. Bitte sagen Sie mir wieder, ob diese Aussagen auch auf Sie zutreffen: 1 = trifft voll zu; 4 = trifft gar nicht zu

	trifft voll zu		trifft gar nicht zu	
Ich bin in einer Gruppe/einem Verein speziell für Leute meines Herkunftslandes tätig.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Ich bin in einer Gruppe/einem Verein für Zuwanderer allgemein tätig.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Ich bin in einer Gruppe/einem Verein, in der mehrheitlich Deutsche organisiert sind, tätig.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>

Falls einer der drei Aussagen zugestimmt wurde:

In dieser Gruppe/diesem Verein wollen wir unter uns bleiben.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Über unsere Gruppe/unseren Verein kommen wir auch in Kontakt zu anderen Zuwanderern und Deutschen.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
In unserer Gruppe/unserem Verein spielt die Nationalität keine Rolle.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>

Problemlagen

Probleme allgemein

Auch über die Probleme älterer Menschen haben wir von anderen Bewohnern viel gehört. Bitte sagen Sie mir, ob diese Aussagen auch auf Sie zutreffen: 1 = trifft voll zu; 4 = trifft gar nicht zu

	trifft voll zu		trifft gar nicht zu	
Mir wird als älterer Mensch in der Gesellschaft zu wenig Achtung entgegen gebracht.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Ich vermisse eine größere Hilfsbereitschaft gegenüber älteren Menschen.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Ich fühle mich einsam.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Bezüglich meiner seelischen und körperlichen Gesundheit habe ich keine Ansprechpartner meines Vertrauens.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Ich bin bezüglich Fragen von Gesundheit, Pflege und Not von älteren Menschen sehr unsicher.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Häufig Sorge ich mich darum, wie ich meine Existenz sichern soll.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Meine Wohnung ist in einem schlechten Zustand.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Meine Wohnung ist im Vergleich zu anderen zu teuer.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Ich leiste mir öffentliche Verkehrsmittel in unserer Stadt nur in Ausnahmefällen.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Auf der Straße fürchte ich mich, Opfer von Kriminalität zu werden.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
<i>Diese Frage nur an Frauen stellen!</i>				
Als Frau habe ich wenige Möglichkeiten, mich mit anderen außerhalb der Wohnung zu treffen.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Ich leide unter den ungesunden Lebensbedingungen wie Lärm und (Luft-)Verschmutzung in meiner Wohnumgebung.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>

Probleme aufgrund von Herkunft

Ich lese Ihnen nun Aussagen anderer Bewohner zu Problemen vor, die speziell Zuwanderer betreffen. Bitte sagen Sie mir, ob diese Aussagen auch auf Sie zutreffen: 1 = trifft voll zu; 4 = trifft gar nicht zu

	trifft voll zu		trifft gar nicht zu	
Ich fühle mich in Deutschland immer noch als Fremde(r).	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Als Zugewanderte(r) fühle ich mich unsicher im Kontakt mit Einheimischen.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Als Zugewanderte(r) fühle ich mich unsicher im Kontakt mit Ämtern.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Als Zugewanderte(r) fühle ich mich unsicher bei öffentlichen Veranstaltungen.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Ich fühle mich hier in Deutschland in meinen Kompetenzen nicht anerkannt.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Es gibt keine Angebote für Deutschkurse, die mich als älteren Menschen ansprechen.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Bei Angeboten für ältere Menschen von Deutschen fühle ich mich fremd und nicht wirklich erwünscht.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Aufgrund meiner Herkunft erfahre ich Diskriminierung durch Nachbarn.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Aufgrund meiner Herkunft erfahre ich Diskriminierung bei Erledigungen und Besorgungen.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Aufgrund meiner Herkunft erfahre ich Diskriminierung bei Ämtern und Behörden.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Politisch sehe ich mich als Mensch 2. oder sogar 3. Klasse in Deutschland, weil ich nicht die gleichen Rechte wie Einheimische (oder EU-Bürger) habe, obwohl ich doch auch hier lebe.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>

Lebensplanung

Auch zur zukünftigen Lebensplanung und Wohnwünschen haben wir Aussagen bekommen. Bitte sagen Sie mir, ob diese Aussagen auch auf Sie zutreffen: 1 = trifft voll zu; 4 = trifft gar nicht zu.

Zunächst geht es um die Pläne bezüglich des Landes, in dem Sie Ihren Lebensabend verbringen möchten.

Aufenthaltsland

	trifft voll zu		trifft gar nicht zu	
Ich will meinen Hauptwohnsitz in Deutschland behalten und nur zu Urlauben ins Herkunftsland reisen.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Ich will zwischen meinem Herkunftsland und Deutschland pendeln.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Ich will schnellstmöglich in mein Herkunftsland zurück.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Ich will in meinem Herkunftsland bestattet werden.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Ich würde eigentlich gern in ein anderes Land ziehen.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Ich will mit meinem Herkunftsland nichts mehr zu tun haben.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Ich kann bezüglich meines Wohnsitzes keine Zukunftsplanung machen.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>

Wohnen

Nun zu den Aussagen, wie Sie im Alter wohnen wollen. Bitte sagen Sie mir wieder, ob diese Aussagen auch auf Sie zutreffen: 1 = trifft voll zu; 4 = trifft gar nicht zu

	trifft voll zu		trifft gar nicht zu	
Ich will so lange wie möglich in der eigenen Wohnung bleiben.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Ich möchte dauerhaft im Stadtteil wohnen bleiben.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Ich möchte dort wohnen, wo die Familie (Kinder) leben.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Ich kann mir vorstellen, im Alter mit anderen Bekannten zusammen in einer Wohn- / Hausgemeinschaft zusammen zu leben.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Ich könnte mir vorstellen, später, wenn ich nicht mehr für mich sorgen kann, in eine Einrichtung für Senioren zu ziehen, wenn diese meine kulturellen Eigenheiten respektiert.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Ich kann mir vorstellen, später in einem deutschen Senioren(pflege)heim zu wohnen.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>

Unterstützungsbedarf

Die anderen Bewohner haben uns auch viel darüber erzählt, wo sie Hilfe bekommen und wo sie Hilfe benötigen. Bitte sagen Sie mir wieder, ob diese Aussagen auch auf Sie zutreffen: 1 = trifft voll zu; 4 = trifft gar nicht zu

	trifft voll zu		trifft gar nicht zu	
Bei Besorgungen bekomme ich Hilfe von ...				
- meinem/r Ehepartner(in).	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
- meinen Kindern.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
- Freunden/Bekanntnen.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Bei Besorgungen benötige ich Hilfe.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Im Haushalt beim Putzen und Kochen bekomme ich Hilfe von...				
- meinem/r Ehepartner(in).	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
- meinen Kindern.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
- Freunden/Bekanntnen.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Im Haushalt beim Putzen und Kochen benötige ich Hilfe.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Im Kontakt mit Ämtern bekomme ich Hilfe von...				
- meinem/r Ehepartner(in).	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
- meinen Kindern.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
- Freunden/Bekanntnen.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Im Kontakt mit Ämtern benötige ich Hilfe.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Bei Sorge um Kranke in meiner Familie bekomme ich Hilfe von...				
- meinem/r Ehepartner(in).	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
- meinen Kindern.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
- Freunden/Bekanntnen.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Bei Sorge um Kranke in meiner Familie benötige ich Hilfe.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Ich selbst bin krank und bekomme Hilfe von...				
- meinem/r Ehepartner(in).	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
- meinen Kindern.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
- Freunden/Bekanntnen.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Ich selbst bin krank und benötige Hilfe.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>

Angaben zur Person

Jetzt benötigen wir noch Angaben zu Ihrer Person und wie Sie leben. Dies bleibt völlig anonym. Es dient uns nur dazu, später in der Auswertung zu sehen, welche Art von Menschen, welche Probleme bzw. Interessen haben und wie diese sich in den verschiedenen Stadtteilen verteilen.

Geschlecht männlich weiblich

Alter *Offen fragen und dann ankreuzen!*

55 bis unter 60 60 bis unter 65 65 bis unter 70 70 bis unter 75 75 bis unter 80 über 80

Herkunftsland *Offen fragen und dann ankreuzen!*

Italien Spanien Griechenland Polen Sowjetunion ehemalige
 Jugoslawien ehemaliges EU sonstige Rumänien USA Süd Amerika
 Afrika Nord Afrika sonstiges
 Marokko Asien
 arabische Staaten Türkei sonstige _____

Religion *Offen fragen und dann ankreuzen!*

katholisch evangelisch orthodox muslimisch
 jüdisch buddhistisch hinduistisch keine sonstige _____

Familienstand ledig verheiratet geschieden verwitwet

Haushaltsstruktur

- allein lebend allein bei/mit Kind(ern) lebend
 mit Partner/in bei/mit Kind(ern) lebend mit Partner/in zusammenlebend
 mit anderen Familienmitgliedern zusammenlebend in einem Heim lebend
 mit anderen Personen, die nicht zur Familie gehören zusammenlebend

Größe des Haushalts

- allein 2 Personen 3 Personen 4 Personen 5 Personen mehr als 5 Personen

Wohnungsgröße (Anzahl der Zimmer) *Offen fragen und dann ankreuzen!*

- 1 Zimmer 1,5 - 2 Zimmer 2,5 - 3 Zimmer 3,5 - 4 Zimmer mehr als 4 Zimmer

Bad ja nein

Balkon/ Terrasse ja nein

Wohnverhältnis

- Eigentum Miete, frei finanziert zur Miete im sozialen Wohnungsbau mit Wohnberechtigungsschein

Wie viel Quadratmeter hat ihre Wohnung?**Wie hoch ist Ihre monatliche Miete ohne die Kosten für Strom, Gas und ähnliches?****Miete/ Quadratmeter**

- bis unter 3,50 € 3,50 bis 3,99 € 4,00 bis 4,49 € 4,50 bis 4,99 € 5,00 bis 5,49 €
 5,50 bis 5,99 € 6,00 bis 6,49 € 6,50 bis 6,99 € 7,00 bis 7,49 € 7,50 bis 7,99 €
 8,00 bis 8,49 € 8,50 bis 8,99 € 9,00 bis 9,49 € 9,50 bis 9,99 € 10 und mehr

Gebäudetyp

- Ein-/ Zweifamilienhäuser (EFH) Mehrfamilienhaus (GMH mind. 10 WE, ab 5 Etagen)
 Mehrfamilienhaus (KMH) (3-10 WE) Hochhaus (HH) (ab 30 WE, mind. 10 Etagen)

Baualter *ggf. Einschätzung Interviewer*

- bis 1910 1910 bis 2. Weltkrieg 50er bis 60er Jahre 70er bis 80er Jahre seit 1990

Baulicher Zustand

- gut, in Ordnung, renoviert kleinere bauliche Mängel heruntergekommen stark renovierungsbedürftig

Bildungsabschluss

- keinen Basisabschluss mittlere Schulbildung höhere Schulbildung Studium

Ausgeübte Arbeitstätigkeit im Herkunftsland *Offen fragen und dann - evtl. auch mehrfach - ankreuzen!*

- | | | |
|--|--|---|
| <input type="checkbox"/> Anbauen/Züchten | <input type="checkbox"/> Messen/Prüfen | <input type="checkbox"/> Reinigen |
| <input type="checkbox"/> Bergbau/Energie | <input type="checkbox"/> Koordinieren/Leiten | <input type="checkbox"/> Erziehen/Bilden |
| <input type="checkbox"/> Bauen | <input type="checkbox"/> Verkauf | <input type="checkbox"/> Behandeln/Versorgen |
| <input type="checkbox"/> Raumgestalten/Lackieren | <input type="checkbox"/> Wirtschaften/Handel-Treiben | <input type="checkbox"/> Publizieren/Informieren |
| <input type="checkbox"/> Erzeugen/Fertigen/Montieren | <input type="checkbox"/> Verwalten | <input type="checkbox"/> Unterhalten |
| <input type="checkbox"/> Bedienen & Überwachen Anlagen | <input type="checkbox"/> Kochen/Backen | <input type="checkbox"/> Schützen/Sichern/Kontrollieren |
| <input type="checkbox"/> Planen/Entwerfen | <input type="checkbox"/> Textiles Gestalten | <input type="checkbox"/> Recht wahren |

Ausgeübte Arbeitstätigkeit in Deutschland *Offen fragen und dann - evtl. auch mehrfach - ankreuzen!*

- | | | |
|--|--|---|
| <input type="checkbox"/> Anbauen/Züchten | <input type="checkbox"/> Messen/Prüfen | <input type="checkbox"/> Reinigen |
| <input type="checkbox"/> Bergbau/Energie | <input type="checkbox"/> Koordinieren/Leiten | <input type="checkbox"/> Erziehen/Bilden |
| <input type="checkbox"/> Bauen | <input type="checkbox"/> Verkauf | <input type="checkbox"/> Behandeln/Versorgen |
| <input type="checkbox"/> Raumgestalten/Lackieren | <input type="checkbox"/> Wirtschaften/Handel-Treiben | <input type="checkbox"/> Publizieren/Informieren |
| <input type="checkbox"/> Erzeugen/Fertigen/Montieren | <input type="checkbox"/> Verwalten | <input type="checkbox"/> Unterhalten |
| <input type="checkbox"/> Bedienen & Überwachen Anlagen | <input type="checkbox"/> Kochen/Backen | <input type="checkbox"/> Schützen/Sichern/Kontrollieren |
| <input type="checkbox"/> Planen/Entwerfen | <input type="checkbox"/> Textiles Gestalten | <input type="checkbox"/> Recht wahren |

Vorwiegende Einkommensquelle Person *Mehrere Angaben möglich*

- | | | |
|---|--------------------------------------|---|
| <input type="checkbox"/> Grundsicherung | <input type="checkbox"/> Rente | <input type="checkbox"/> Einkommen aus Wohnungsvermietung |
| <input type="checkbox"/> Arbeitslosengeld (ALG) | <input type="checkbox"/> Gehalt | <input type="checkbox"/> Kindergeld |
| <input type="checkbox"/> Einkommen aus Nebentätigkeit | <input type="checkbox"/> Ersparnisse | <input type="checkbox"/> keine |

Wenn Sie einmal alles zusammenrechnen, wie hoch ist dann ungefähr das monatliche Einkommen, von dem Sie Ihren Lebensunterhalt bestreiten.

Uns reicht der ungefähre Wert, Sie brauchen mir nur den Buchstaben vor dem Betrag zu nennen der in etwa dem Haushaltseinkommen entspricht.

- A B C D E F G

PKW-Besitz des Haushaltes ja nein**Aufenthaltsstatus**

- | | |
|--|--|
| <input type="checkbox"/> Deutsche Staatsbürgerschaft | <input type="checkbox"/> Ausländer unbefristete Aufenthaltserlaubnis (Niederlassungserlaubnis) |
| <input type="checkbox"/> Doppelte Staatsbürgerschaft | <input type="checkbox"/> Ausländer befristete Aufenthaltserlaubnis |
| <input type="checkbox"/> Aussiedler | <input type="checkbox"/> Asylsuchend |
| <input type="checkbox"/> Kontingentflüchtling | |

Aufenthalt in Deutschland in Jahren

- über 40 40 30 20 10 5 weniger als 5

Aufenthalt in dieser Stadt in Jahren

- über 40 40 30 20 10 5 weniger als 5

Aufenthalt in diesem Quartier in

- über 40 40 30 20 10 5 weniger als 5

Aufenthalt in dieser Wohnung in Jahren

- über 40 40 30 20 10 5 weniger als 5

Laufende Projekte**Gründung des Vereins Amigos e.V.**

- | | | |
|---|-----------------------------|-------------------------------|
| Ich möchte gerne regelmäßig dazu eingeladen werden. | <input type="checkbox"/> ja | <input type="checkbox"/> nein |
| Ich würde das Angebot gerne nutzen. | <input type="checkbox"/> ja | <input type="checkbox"/> nein |
| Ich würde hier gerne mitarbeiten. | <input type="checkbox"/> ja | <input type="checkbox"/> nein |
| Das interessiert mich überhaupt nicht. | <input type="checkbox"/> ja | <input type="checkbox"/> nein |

Biebricher Senioren lernen Biebricher Behörden kennen

- | | | |
|---|-----------------------------|-------------------------------|
| Ich möchte gerne regelmäßig dazu eingeladen werden. | <input type="checkbox"/> ja | <input type="checkbox"/> nein |
| Ich würde das Angebot gerne nutzen. | <input type="checkbox"/> ja | <input type="checkbox"/> nein |
| Ich würde hier gerne mitarbeiten. | <input type="checkbox"/> ja | <input type="checkbox"/> nein |
| Das interessiert mich überhaupt nicht. | <input type="checkbox"/> ja | <input type="checkbox"/> nein |

Alphabetisierungskurs für ältere Migrantinnen

- | | | |
|---|-----------------------------|-------------------------------|
| Ich möchte gerne regelmäßig dazu eingeladen werden. | <input type="checkbox"/> ja | <input type="checkbox"/> nein |
| Ich würde das Angebot gerne nutzen. | <input type="checkbox"/> ja | <input type="checkbox"/> nein |
| Ich würde hier gerne mitarbeiten. | <input type="checkbox"/> ja | <input type="checkbox"/> nein |
| Das interessiert mich überhaupt nicht. | <input type="checkbox"/> ja | <input type="checkbox"/> nein |

Biebricher ältere Migranten in Aktion

- | | | |
|---|-----------------------------|-------------------------------|
| Ich möchte gerne regelmäßig dazu eingeladen werden. | <input type="checkbox"/> ja | <input type="checkbox"/> nein |
| Ich würde das Angebot gerne nutzen. | <input type="checkbox"/> ja | <input type="checkbox"/> nein |
| Ich würde hier gerne mitarbeiten. | <input type="checkbox"/> ja | <input type="checkbox"/> nein |
| Das interessiert mich überhaupt nicht. | <input type="checkbox"/> ja | <input type="checkbox"/> nein |

Eigene Idee

Ich habe folgende Idee/folgenden Verbesserungsvorschlag:

Ich wäre gerne bereit mich für die folgende Idee aktiv einzusetzen:

Angebote im Stadtteil Biebrich**Caritasverband Wiesbaden-Rheingau-Taunus e.V. - Stadtteilbüro BauHof, Teplitzstraße**

- | | | |
|-------------------------------------|---|-------------------------------|
| 1. Ich kenne das Angebot. | <input type="checkbox"/> ja | <input type="checkbox"/> nein |
| 2. Ich nutze das Angebot. | <input type="checkbox"/> ja | <input type="checkbox"/> nein |
| 3. Ich nutze das Angebot nicht, ... | ...wegen sprachlicher Probleme. <input type="checkbox"/> | |
| | ...weil ich nicht über Probleme sprechen möchte. <input type="checkbox"/> | |
| | ...weil ich kein Vertrauen habe. <input type="checkbox"/> | |
| | ...weil es zu ungünstigen Zeiten angeboten wird. <input type="checkbox"/> | |
| | ...weil es für mich schwierig ist dort hinzukommen. <input type="checkbox"/> | |
| | ...weil ich das Verhalten der Mitarbeiter/Mitarbeiterinnen mir gegenüber als unhöflich empfinde. <input type="checkbox"/> | |

Beratungsstelle für Selbständiges Leben im Alter, Glariusstraße

- | | | |
|-------------------------------------|---|-------------------------------|
| 1. Ich kenne das Angebot. | <input type="checkbox"/> ja | <input type="checkbox"/> nein |
| 2. Ich nutze das Angebot. | <input type="checkbox"/> ja | <input type="checkbox"/> nein |
| 3. Ich nutze das Angebot nicht, ... | ...wegen sprachlicher Probleme. <input type="checkbox"/> | |
| | ...weil ich nicht über Probleme sprechen möchte. <input type="checkbox"/> | |
| | ...weil ich kein Vertrauen habe. <input type="checkbox"/> | |
| | ...weil es zu ungünstigen Zeiten angeboten wird. <input type="checkbox"/> | |
| | ...weil es für mich schwierig ist dort hinzukommen. <input type="checkbox"/> | |
| | ...weil ich das Verhalten der Mitarbeiter/Mitarbeiterinnen mir gegenüber als unhöflich empfinde. <input type="checkbox"/> | |

Seniorentreff /Altagessstätte Martin Hörner, Straße der Republik

1. Ich kenne das Angebot. ja nein
2. Ich nutze das Angebot. ja nein
3. Ich nutze das Angebot nicht, ...
- ...wegen sprachlicher Probleme.
- ...weil ich nicht über Probleme sprechen möchte.
- ...weil ich kein Vertrauen habe.
- ...weil es zu ungünstigen Zeiten angeboten wird.
- ...weil es für mich schwierig ist dort hinzukommen.
- ...weil ich das Verhalten der Mitarbeiter/Mitarbeiterinnen mir gegenüber als unhöflich empfinde.

AWO/Altagessstätte, Seniorentreff, Rudolf-Dyckerhoff-Straße

1. Ich kenne das Angebot. ja nein
2. Ich nutze das Angebot. ja nein
3. Ich nutze es nicht,...
- ...wegen sprachlicher Probleme.
- ...weil ich nicht über Probleme sprechen möchte.
- ...weil ich kein Vertrauen habe.
- ...weil es zu ungünstigen Zeiten angeboten wird.
- ...weil es für mich schwierig ist dort hinzukommen.
- ...weil ich das Verhalten der Mitarbeiter/Mitarbeiterinnen mir gegenüber als unhöflich empfinde.

Seniorentreff im Nachbarschaftshaus Wiesbaden e.V., Rathausstraße

1. Ich kenne das Angebot. ja nein
2. Ich nutze das Angebot. ja nein
3. Ich nutze es nicht,...
- ...wegen sprachlicher Probleme.
- ...weil ich nicht über Probleme sprechen möchte.
- ...weil ich kein Vertrauen habe.
- ...weil es zu ungünstigen Zeiten angeboten wird.
- ...weil es für mich schwierig ist dort hinzukommen.
- ...weil ich das Verhalten der Mitarbeiter/Mitarbeiterinnen mir gegenüber als unhöflich empfinde.

Die AltenHilfe Wiesbaden Toni-Sender-Haus, Rudolf-Dyckerhoff-Straße

1. Ich kenne das Angebot. ja nein
2. Ich nutze das Angebot. ja nein
3. Ich nutze es nicht,...
- ...wegen sprachlicher Probleme.
- ...weil ich nicht über Probleme sprechen möchte.
- ...weil ich kein Vertrauen habe.
- ...weil es zu ungünstigen Zeiten angeboten wird.
- ...weil es für mich schwierig ist dort hinzukommen.
- ...weil ich das Verhalten der Mitarbeiter/Mitarbeiterinnen mir gegenüber als unhöflich empfinde.

Ausländerbeirat Wiesbaden im Einwohner- und Integrationsamt, Europaviertel

1. Ich kenne das Angebot. ja nein
2. Ich nutze das Angebot. ja nein
3. Ich nutze es nicht,...
- ...wegen sprachlicher Probleme.
- ...weil ich nicht über Probleme sprechen möchte.
- ...weil ich kein Vertrauen habe.
- ...weil es zu ungünstigen Zeiten angeboten wird.
- ...weil es für mich schwierig ist dort hinzukommen.
- ...weil ich das Verhalten der Mitarbeiter/Mitarbeiterinnen mir gegenüber als unhöflich empfinde.

Integrationsberatung im Einwohner- und Integrationsamt Wiesbaden, Europaviertel

1. Ich kenne das Angebot. ja nein
2. Ich nutze das Angebot. ja nein
3. Ich nutze es nicht,...
- ...wegen sprachlicher Probleme.
- ...weil ich nicht über Probleme sprechen möchte.
- ...weil ich kein Vertrauen habe.
- ...weil es zu ungünstigen Zeiten angeboten wird.
- ...weil es für mich schwierig ist dort hinzukommen.
- ...weil ich das Verhalten der Mitarbeiter/Mitarbeiterinnen mir gegenüber als unhöflich empfinde.

Integrationsberatung im Einwohner- und Integrationsamt Wiesbaden, Europaviertel

1. Ich kenne das Angebot. ja nein
2. Ich nutze das Angebot. ja nein
3. Ich nutze es nicht,...
- ...wegen sprachlicher Probleme.
- ...weil ich nicht über Probleme sprechen möchte.
- ...weil ich kein Vertrauen habe.
- ...weil es zu ungünstigen Zeiten angeboten wird.
- ...weil es für mich schwierig ist dort hinzukommen.
- ...weil ich das Verhalten der Mitarbeiter/Mitarbeiterinnen mir gegenüber als unhöflich empfinde.

Gruppenangebote der Kirchengemeinden/Religionsgemeinschaften

Ich nutze Gruppenangebote (z.B. Bibelstunde, Seniorennachmittage, Bastelangebote) bei

- Katholisch/im Stadtteil/in der Stadt ja nein
- Jüdisch/im Stadtteil/in der Stadt ja nein
- Evangelisch/im Stadtteil/in der Stadt ja nein
- Orthodox/im Stadtteil/in der Stadt ja nein
- Muslimisch/im Stadtteil/in der Stadt ja nein
- Zeugen Jehovas/im Stadtteil/in der Stadt ja nein
- Buddhistisch/im Stadtteil/in der Stadt ja nein

Ich nutze alterspezifische sportliche Angebote

- im Fitnessstudio im Verein
- Schwimmen andere, und zwar _____
- Frauenschwimmen im Kleinfeldchen/Mainz-Kostheim

Wichtige Orte im Stadtteil Biebrich**Wenn ich alleine bin und andere Menschen treffen möchte gehe ich gerne ...**

- ... auf den Spielplatz, um dort Bekannte zu treffen. ... ins Bürgerhaus, um dort Bekannte zu treffen.
- ... auf die Rheinpromenade, um dort Bekannte zu treffen. ... zum Markt, um dort Bekannte zu treffen.
- ... zum Schlosspark, um dort Bekannte zu treffen.
- Ich treffe bekannte Personen an folgendem Ort: _____

Wenn ich mit anderen (Familie oder Freunden) ins Freie gehe, gehen wir gerne ...

- ... auf den Spielplatz. ... auf die Rheinwiese.
- ... auf die Rheinpromenade. ... zum Markt.
- ... zum Schlosspark. ... an folgenden Ort: _____
- ... ins Bürgerhaus.

Wenn ich mich über das Geschehen im Stadtteil und der Stadt informieren möchte:

- lese ich die Stadtmagazin "DER BIEBRICHER". schaue ich ins Internet.
- lese ich den Wiesbadener Kurier. achte ich auf Plakate in der Stadt und im Stadtteil.
- lese ich den Wiesbadener Tageblatt. achte ich auf Handzettel und Flyer.
- lese ich muttersprachliche Zeitschriften/Zeitungen. besuche ich Stadtteilkonferenz.
- mache ich folgendes: _____ besuche ich Informationsveranstaltungen.
- frage ich andere Menschen.